D. L. 454 fol: 78/57

LA 3573
14

14

# Tausend und Eine Nacht.

## Arabische Erzählungen.

Deutsch
von
**Max. Habicht,**
**Fr. H. von der Hagen**
und
**Carl Schall.**

---

Vierzehntes Bändchen.

Dritte
unveränderte Auflage.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

---

**Breslau,**
in Verlage bei Josef Max und Komp.

1 8 3 4.

# Vorwort.

Die Leser erhalten in den beiden folgenden Bänden die letzten 117 Nächte von Tausend und eine Nacht und zugleich den Schluß des ganzen Werkes, den weder Galland, noch Gauttier, noch Jonathan Scott aus ihren Handschriften und Quellen gegeben, in treuer Uebersetzung aus der Tunesischen Handschrift. *) Da unsere oft genannte Handschrift in der Mitte eine bedeutende Lücke hat, so schließt sich die hier folgende Ergänzung keinesweges an die früheren, von Galland, Gauttier und J. Scott bekannt gemachten Nächte und Erzählungen unmittelbar an, sondern sie beginnt erst mit der 885sten Nacht, geht aber von da an ohne Unterbrechung bis zum Schlusse fort.

Daß die hier zum erstenmal mitgetheilten und übersetzten Nächte und Erzählungen, welche den Schluß des ganzen Werkes bilden, so wenig als die der früheren Bände alle aus gleicher Zeit noch von einem und demselben Verfasser herrühren, wird der aufmerksame und denkendere Leser schon

*) Die Ergänzung der sämmtlichen noch fehlenden Nächte, welche neuerdings Herr von Hammer aus seiner Handschrift meisterhaft übersetzt, und Herr Professor Zinserling verdeutscht hat, ist so durchaus abweichend und verschieden von der unsrigen, daß der Leser sich beim ersten Blick überzeugen wird, daß beide Werke nicht das mindeste mit einander gemein haben.

aus dem überaus zierlichen und poetisch blühenden Stile, worin einzelne abgefaßt sind, leicht erkennen; gleichwohl möchte es sehr schwer sein, mit Sicherheit zu bestimmen, wie viele derselben noch der Blüthenzeit arabischer Sprache und Poesie angehören oder nicht.

Unsere Handschrift enthält, wie sich leicht denken läßt, über Vaterland, Entstehung und Verfasser der verschiedenen Erzählungen nicht die geringste Andeutung, sie gibt am Schluß bloß die Nachricht, daß sie im Jahr der Hedschra 1144 d. i. 1731, nach Chr. Geb. vollendet worden.

Was Stil und Ton dieser letzten, von uns hinzugefügten Ergänzungsbände betrifft, so glauben wir bemerken zu müssen, daß wir — anstatt wie Galland eine freie, modernisirende Umschreibung und Bearbeitung zu geben — vorgezogen haben, uns möglichst treu an die arabische Urschrift anzuschließen, um den ursprünglichen Farbenton und Ausdruck des Originals so wenig als möglich zu verwischen.

Breslau, im Spätherbst 1824.

Dr. Max. Habicht,

Professor an der Universität zu Breslau, Mitglied der asiatischen Gesellschaft zu Paris, des Museums zu Frankfurt a. M., und der deutschen Gesellschaft zu Berlin.

# Inhalt des vierzehnten Bändchens.

Seite
Vorbericht ... III
885ste Nacht: Geschichte des Königs Schacht Bacht und seines Wesirs Arrachuan ... 3
886ste Nacht: Der Mann aus Chorassan, sein Sohn und der Lehrer desselben ... 7
887ste Nacht ... 12
888ste Nacht ... 17
Der Sänger und der Gewürzkrämer ... 18
889ste Nacht ... 19
890ste Nacht ... 22
891ste Nacht ... 26
Der König und sein Sohn ... 28
892ste Nacht ... 32
Der reiche Mann, der seine Tochter an einen armen Greis verheirathete ... 36
893ste Nacht ... 37
Der weise Mann und seine drei Söhne ... 41
894ste Nacht ... 43
Der König, der sich in ein Bildniß verliebte ... 36
895ste Nacht ... 36
896ste Nacht ... 51
Der Gärber und seine Frau ... 52
897ste Nacht ... 56
Der Kaufmann, die alte Frau und der König ... 57
898ste Nacht ... 61

Seite
Der Thor, der sich in alles mengte .................... 61
899ste Nacht .................... 63
Der Gehässige .................... 64
David und Salomo .................... 66
Der Dieb und die Frau .................... 69
900ste Nacht .................... 69
901ste Nacht .................... 72
Der Herr Jesus, seine Jünger und die drei Leute .................... 74
Der gerechte König, sein Wesir und sein ungerechter Bruder 77
902te Nacht .................... 73
903te Nacht .................... 80
Der Mann, der aus zu großer Vorsicht seinen Tod fand..... 81
904te Nacht .................... 82
Der Mann, der den Leuten Gutes erzeigte, ohne sie zu kennen .................... 83
905te Nacht .................... 82
Der reiche Mann, der sein Vermögen und seinen Verstand verlor .................... 88
906te Nacht .................... 89
Der Khablis und seine Gemahlin .................... 91
909te Nacht. Der Tagelöhner und die Frau .................... 94
910te Nacht. Der Weber, der auf Anstiften seiner Frau ein Arzt wurde .................... 98
911te Nacht .................... 102
912te Nacht. Die beiden Schlauköpfe, die sich gegenseitig überlisteten .................... 105
913te Nacht .................... 109
914te Nacht .................... 113
915te Nacht. Die Listigen, die den Geldwechsler betrogen 115
916te Nacht. Der Erzbetrüger .................... 119
Der Falke und die Heuschrecke .................... 122
917te Nacht. Der König und die Frau des Kammerherrn 124
Das alte Weib und der Seidenhändler .................... 127
918te Nacht .................... 131
Die schöne Frau und der häßliche Mann .................... 132
919te Nacht .................... 135

Seite
Der König, dem alles verloren ging, und dem Gott alles wiedergab ........ 137
920ste Nacht ........ 140
921ste Nacht ........ 143
922ste Nacht ........ 145
Der junge Mann aus Chorassan, seine Mutter und seine Schwester ........ 147
923ste Nacht ........ 148
924ste Nacht ........ 153
925ste Nacht ........ 156
926ste Nacht ........ 162
927ste Nacht ........ 164
928ste Nacht ........ 166
Der König von Indien und sein ungerechter Wesir ........ 169
929ste Nacht ........ 170
930ste Nacht ........ 171
Der König Azzaher Ruknuddyn Bibars al Bundukdary ........ 173
931ste Nacht ........ 176
932ste Nacht ........ 181
933ste Nacht ........ 188
934ste Nacht ........ 190
935ste Nacht ........ 194
936ste Nacht ........ 197
937ste Nacht ........ 198
938ste Nacht ........ 203
939ste Nacht ........ 210
940ste Nacht ........ 216
941ste Nacht. Harun Arraschyd und die Sängerin Tochfatulkulub ........ 224
942ste Nacht ........ 228
943ste Nacht ........ 232
944ste Nacht ........ 236
945ste Nacht ........ 239
946ste Nacht ........ 243
947ste Nacht ........ 247

| | Seite |
|---|---|
| 948ste Nacht | 251 |
| 949ste Nacht | 255 |
| 950ste Nacht | 258 |
| 951ste Nacht | 262 |
| 952ste Nacht | 266 |
| 953ste Nacht | 268 |
| 954ste Nacht | 270 |
| 955ste Nacht | 273 |
| 956ste Nacht | 279 |
| 957ste Nacht | 281 |
| Anmerkungen | 286 |

# Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Vierzehntes Bändchen.

## Achthundert fünf und achtzigste Nacht.

---

## Geschichte
## des Königs Schach Bacht und seines Wesyrs Arrachuan.

---

Vor alten Zeiten lebte, wie erzählt wird, ein großer König, mit Namen Schach Bacht, der seinem Wesyr Arrachuan, einem mit Weisheit, Einsicht und Gottesfurcht begabten Manne, alle Angelegenheiten seines Reiches und seiner Unterthanen übertragen hatte. Lange Zeit hatte er bereits die Geschäfte geleitet, ohne daß der König auch nur ein einzigesmal anderer Meinung gewesen wäre, als die Feinde des Wesyrs, die sehr zahlreich waren, voll Neid über das hohe Ansehen, das er beim Könige genoß, und unermüdet, obwohl vergeblich, ihm nachspürend, um ihn irgend einer Ungerechtigkeit zu zeihen, mit Begierde folgende Gelegenheit ihn zu stürzen ergriffen.

Es war nämlich in den Rathschlüssen des allmächtigen

tigen Gottes beschlossen, daß der König im Traume seinen Wesyr sehen sollte, wie er ihm eine Frucht reichte, die er genoß, und woran er starb. Der König erwachte erschrocken, und als der Wesyr vor ihm erschienen war, und der König nach seinem Weggange sich mit seinen übrigen Vertrauten allein befand, erzählte er diesen seine Geschichte. Sie riethen ihm, Wahrsager und Traumdeuter kommen zu lassen, und wiesen ihm vorzüglich einen Mann an, den sie wegen seiner Weisheit außerordentlich lobten. Der König ließ diesen kommen, und erwies ihm die Ehre, ihm Zutritt zu seiner Person zu gestatten. Doch es waren bereits heimlich die Feinde des Wesyrs zu diesem Manne gegangen und hatten ihn gebeten, dem Wesyr den Todesstreich zu versetzen, dadurch, daß er dem Könige riethe, ihn zu tödten, wofür sie ihm vieles Geld versprachen. Der Mann hatte ihnen dieses auch zugesagt, und meldete daher dem Könige, daß der Wesyr ihn binnen einem Monat tödten würde, und wenn er selbst nicht eilte, ihn umbringen zu lassen, so würde der König als Opfer fallen. Kurz darauf trat der Wesyr in das Gemach des Königs. Dieser befahl ihm, die Anwesenden zu entfernen. Als sie sich auf das gegebene Zeichen zurückgezogen hatten, fragte ihn der König, was er zu seinem Traume, den er ihm zugleich erzählte, wohl meinte, und fügte hinzu, daß der Traumdeuter ihm denselben schon erklärt, und versichert hätte, daß, wenn er den Wesyr nicht binnen einem Monate hinrichten ließe, er von ihm gewiß getödtet werden würde. »Ich bin,« setzte er hinzu, »voll Verzweiflung darüber, daß ich einen Mann, wie du bist, töd-

ten lassen soll, und doch fürchte ich mich, dich am Leben zu lassen. Was räthest du mir an?« Hier neigte der Wesyr sein Haupt, und nach einer kurzen Frist sagte er: »Gott beglücke den König! Was liegt an dem Leben eines Mannes, vor welchem der König sich fürchten zu müssen glaubt? Beschleunige also meinen Tod.« Als der König dieses hörte, nahm er zwar seine Rede gut auf, äußerte aber, daß es ihn sehr schmerze, diesen Schritt dennoch thun zu müssen, indem seine Räthe die Wahrheit der Traumdeutung eidlich versichert hätten. Bei dieser Antwort seufzte der Wesyr, und sah wohl, daß sich der König wirklich vor ihm fürchtete. Er stellte sich aber dennoch enschlossen. »Ich bin der Meinung,« sagte er, »daß der König sein Vorhaben ausführe; denn dem Tode kann niemand entgehen, und es ist mir lieber, aus Ungerechtigkeit getödtet zu werden, denn als ein Ungerechter zu sterben. Wenn indessen der König doch meinen Tod bis auf morgen verschieben wollte, und mir gestattete, für jetzt nach Hause zu gehen, so würde ich mich noch heute bei Zeiten bei dir wieder einfinden, und morgen kannst du dann thun, was dir beliebt.« Der Wesyr brach hierauf in bittere Thränen aus, die sein graues Barthaar benetzten. Dieses schmerzte den König, und er gab ihm die verlangte Frist. Als der König allein war, und der Abend bereits begann, ließ er den Wesyr rufen, der sogleich erschien und sich ihm zu Füßen warf. Er bat ihn zugleich um die Erlaubniß, die Geschichte des Mannes aus Chorassan, seines Sohnes und dessen Lehrers zu erzäh-

len. Scheherasade fuhr am folgenden Abend folgendermaaßen fort:

*) Der König bewilligte es, und der Wesyr sprach:

---

*) Erste Nacht des Wesyrs.

## Achthundert sechs und achtzigste Nacht.

---

### Geschichte

### von dem Manne aus Chorassan, seinem Sohne und dessen Lehrer.

---

»Dieser Mann hatte einen Sohn, dessen Beßtes er eifrig wünschte. Der Sohn aber entzog sich den Augen des Vaters, um allen Arten von Ergötzlichkeiten nachzugehen. Einst bat er ihn, er möchte ihm die Pilgerreise nach dem Hause Gottes und den Besuch des Grabes des Propheten, über den Heil und Segen komme, gestatten. Das betrug eine Entfernung von fünfhundert Parasangen. Gleichwohl konnte sein Vater seinen Wünschen nicht widerstehen, weil ohnedem das Gesetz es verlangte, und er es für das Heil seines Sohnes dienlich hielt. Er suchte daher für ihn einen Lehrer, auf den er sich verlassen konnte. Diesem gab er vieles Geld, und ließ ihn dann mit seinem Sohne die Wallfahrt antreten. Als er nach Mekka gelangt war, ließ er sich da zu vielen unüberlegten Ausgaben verleiten. In sei-

ner Nachbarschaft wohnte ein armer Mann, welcher eine ungemein schöne Sklavinn hatte, in die sich der junge Mensch so heftig verliebte, daß er darüber in den tiefsten Kummer gerieth. Aber auch das Mädchen liebte ihn, und zwar noch heftiger, als er; weshalb sie sich an eine alte Frau wandte, die sehr freundschaftlich gegen sie gesinnt war, um ihr ihren Herzenszustand zu entdecken. Dieser erzählte sie alles, und endigte mit der Versicherung, daß sie ohne seinen Besitz vor Schmerz sterben würde. Die Alte versprach ihrerseits dem Mädchen, ihr zu diesem Besitz zu verhelfen. Sie verschleierte sich dann sogleich, und verfügte sich zu dem jungen Menschen. Sie schilderte ihm den Zustand des Mädchens, und äußerte, daß ihr Besitzer sehr geldgierig wäre. »Locke ihn daher an,« sagte sie, »und erwecke in ihm Verlangen nach deinem Gelde, dann wird er dir gewiß das Mädchen verkaufen.« Er veranstaltete daher ein Fest, ging an einen Ort, wo er seinem Nachbar begegnen mußte, und lud ihn dazu ein. Da dieser die Einladung annahm, so führte er ihn sogleich mit in sein Haus, wo sie aßen und tranken, und sich unterhielten. »Ich habe gehört,« sagte hierauf der junge Mensch, »daß du eine Sklavinn hast, die du verkaufen willst.« — »Bei Gott,« sprach der andere, »ich denke nicht daran, sie zu verkaufen.« — »Man hat mir gesagt, du wolltest tausend Goldstücke für sie haben. Ich gebe dir aber noch sechshundert mehr.« — »Ja, um den Preis sollst du sie haben,« sagte der Nachbar. Sogleich ließen sie Rechtskundige kommen, und der Verkauf wurde gerichtlich abgefaßt. Er bezahlte ihm die Hälfte sogleich, und bat ihn, das Mädchen so lange bei sich zu behalten, bis er den ganzen Werth entrichtet haben würde. Sie

blieb also bei ihrem Herrn als Unterpfand zurück, der sich schriftlich verpflichtete, sie ihm für die übrige Hälfte der Summe zu überliefern. Der junge Mensch gab nun seinem Lehrmeister tausend Drachmen, und ließ ihn zu seinem Vater reisen, um das nöthige Geld von ihm zu erbitten, wobei er ihm die größte Eile empfahl. Der Lehrmeister aber dachte bei sich selbst: »Wie kann ich zu seinem Vater gehen, und ihm sagen, daß sein Geld schon durchgebracht ist, und daß sein Sohn sich verliebt hat? Werde ich mich wohl mit gutem Gewissen ihm vorstellen können, da ich mich doch für seinen Sohn verbürgt habe? Nein, das werde ich nicht thun, sondern ich will diese Pilgerreise weiter fortsetzen, gegen den Willen seines thörichten Sohnes, und wenn er sieht, daß kein Geld ankommt, so wird er wohl zu seinem Vater zurückkehren und ich werde aller Unannehmlichkeiten überhoben sein. Dieß that denn auch der Lehrer. Der junge Mensch aber, als er vergeblich die Rückkunft seines Lehrmeisters erwartet hatte, war in der größten Verzweiflung. Beinahe hätte er sich das Leben genommen, wenn nicht das Mädchen zu ihm geschickt hätte, um ihn nach allem zu befragen. Auf seinen Bericht erwiederte sie: »Wahrscheinlich ist dein Abgesandter umgekommen, oder dein Vater hat ihn im ersten Zorne getödtet. Ich will dir aber all mein Geschmeide und meine Kostbarkeiten geben; verkaufe alles, und bezahle mich damit; dann wollen wir mitsammen zu deinem Vater reisen.« Sie gab ihm hierauf alles, was sie hatte, er verkaufte es, und entrichtete davon das übrige ihres Kaufpreises. Nur noch hundert Drachmen blieben ihm, welche er als Almosen spendete.

Ganz entzückt nahm er nun das Mädchen zu sich; je-

doch schon am andern Morgen zerfloß er in Thränen. Von dem Mädchen nach der Ursache seiner Betrübnis befragt, antwortete er: »Ich weiß nicht, wie es mit meinem Vater steht, ob er vielleicht gar todt ist? Ich bin doch sein einziger Erbe und ich weiß nicht, wie ich hinreisen soll, da ich keinen Pfennig mehr habe.« Da sprach das Mädchen zu ihm: »Ich besitze ein schönes Armband, welches du verkaufen kannst. Kaufe dafür kleine Perlen: diese zerstoße, und mache davon große Perlen. Damit kannst du viel Geld verdienen, und es wird dir alsdann nicht schwer fallen, dein Vaterland zu erreichen.« Der junge Mann ging mit dem Armbande zum Goldschmiede, und sagte zu diesem: »Zerbrich dieses Armband und kaufe mir es ab.« Dieser antwortete: »Der König verlangt so eben ein echtes Armband, wie dieses; ich gehe jetzt sogleich zu ihm, und bringe dir den Preis.«

Der König lobte es sehr, und bewunderte die schöne Arbeit. Zugleich aber rufte er ein altes Weib, das sich in seinem Schlosse befand, und trug ihr auf, ihm die Besitzerinn dieses Armbandes zu verschaffen. Sie versprach es ihm. Um ihr Vorhaben auszuführen, verkleidete sie sich als eine Betschwester, ging zum Goldschmiede, und frug ihn, wer der Besitzer des Armbandes wäre, das der König bei sich hätte. Da antwortete er ihr, es wäre ein Fremder, der ein hiesiges Mädchen gekauft hätte, und an dem und dem Orte wohnte.

Sogleich begab sich die Alte in das Haus des jungen Menschen, und klopfte an die Thüre. Das Mädchen öffnete, grüßte sie, und da sie an ihr die Kleidung der Frommen erblickte, fragte sie, was ihr beliebe. »O,« erwiederte

das Weib, »vergönnet mir ein einsames Gemach, denn ich wohne sehr weit von hier, und ich muß jetzt mein Gebet und die vorgeschriebenen Waschungen verrichten.« — »Tritt herein,« antwortete das Mädchen, und die Alte fing sogleich ihre religiösen Handlungen an. Dann zog sie den Rosenkranz hervor, und betete. Als sie geendigt hatte, fragte das Mädchen sie, woher sie käme? »Ich komme von dem Götzen der Abwesenden aus dem und dem Tempel. Keine Frau kann vor diesen Götzen treten, die, wenn sie einen Bekannten abwesend hat, nicht von ihm Nachricht einziehen könnte.« Da rief das Mädchen aus: »Wir haben auch einen Abwesenden, und das Herz meines Herren hängt ganz an ihm. Ich habe große Lust zu dem Götzen zu gehn, um ihn wegen ihm zu befragen.« Da sprach die Frau: »Warte bis morgen, und bitte deinen Mann um Erlaubnis. Ich werde dich abholen kommen.« Als nun die Frau weggegangen, und der Mann zurückgekommen war, erhielt das Mädchen von ihm die Erlaubnis, mit der Alten zu gehen. Diese kam auch wirklich, holte sie ab, und brachte sie an die Pforten des königlichen Schlosses, welches die junge Frau nicht wußte. Als sie nun eingetreten waren, und sie die Schönheit des Innern bemerkte, und schön ausgeschmückte Zimmer erblickte, die ihr gar nicht für Götzen geeignet schienen, erweckte dieß Besorgnis in ihr. Nun aber erschien der König, der, von ihrer Schönheit bezaubert, sich ihr alsbald nahte, um sie zu küssen. Da fiel sie vor Schrecken in Ohnmacht, und sträubte sich mit Händen und Füßen.

---

## Achthundert sieben und achtzigste Nacht.

Als der König dieß sah, ließ er ab von ihr, wurde von Mitleiden ergriffen, und ging von dannen. Sie aber weigerte sich von nun an aus großer Betrübnis, Speise und Trank zu sich zu nehmen, und so oft sich der König in den folgenden Tagen ihr näherte, floh sie von ihm. Nun schwur der König, er werde nur mit ihrem Willen die Schwelle ihres Zimmers wieder betreten. Er überhäufte sie von nun an mit Wohlthaten, und beschenkte sie mit dem kostbarsten Schmuck; allein sie empfand nur immer mehr Abneigung gegen ihn.

Was indeß ihren jungen Gatten und Herrn anbetrifft, so erwartete dieser ihre Rückkunft vergeblich, und fühlte in seinem Herzen die größten Qualen der Trennung. Besinnungslos ging er aus, ohne zu wissen wohin, streute Erde auf sein Haupt, und war wie unsinnig, so daß die Knaben auf den Straßen ihm nachfolgten, mit Steinen nach ihm warfen, und ausriefen: Narr, Narr!

In diesem Zustande begegnete ihm der Thürsteher des Königs, der ein sehr ehrwürdiger und guter Mann war. Dieser ward von seinem Zustande gerührt, verjagte die Knaben, und fragte ihn, was ihm fehle. Der Mann erzählte ihm seine Geschichte, und der Thürsteher tröstete ihn, und versprach ihm das Mädchen für ihn zu retten. Auch hörte er nicht auf, ihn freundschaftlich zu behandlen, bis es ihm gelang, seinen Kummer zu stillen, und der junge Mann wieder frischen Muth faßte, und mit dem Thürsteher nach Hause ging. Hier ließ dieser ihn seine Kleider ablegen, zog ihm ein anderes Gewand an, und rief eine gute Alte, die

bei ihm als Kinderfrau diente, und sagte zu ihr: »Nimm diesen jungen Mann, lege um seinen Hals diese eiserne Kette, und durchziehe mit ihm alle Gegenden der Stadt. Bist du damit fertig, so steige mit ihm sogar in den Palast des Königs hinauf, und empfiehl dem jungen Manne dringend, daß an dem Orte, wo er seine Frau antreffen würde, er kein Wort sprechen dürfe, sondern ihr bloß heimlich den Ort bezeichnen solle, wo er sie gesehen habe.« Herzlich dankte ihm der junge Mann, und ging mit der Alten in dem Aufzuge, wie es der Thürsteher verordnet hatte, aus. Nachdem sie die Stadt vergebens durchstreift hatten, kamen sie auch zum Schlosse des Königs. An jedem Orte, wo die Alte hinkam, rief sie aus: »Sehet, ihr Besitzer von guten Herzen, sehet einen jungen Mann, den die Teufel des Tages zweimal plagen, und betet für ihn um Befreiung.« Sie durchlief alle Zimmer, bis sie an den östlichen Theil des Palastes kam, wo die Mädchen und Sklavinnen ihr entgegen strömten, um den jungen Mann zu sehen. Als sie ihn erblickten, waren sie von seiner Schönheit ganz bezaubert, und weinten über ihn. Endlich führten sie auch seine Frau zu ihm heraus, die ihn auch sah, aber nicht erkannte. Er indeß erkannte sie beim ersten Anblick, winkte mit dem Kopfe und weinte. Sie war über sein Unglück gerührt, gab ihm etwas, und begab sich wieder in ihre Zelle. Der junge Mann aber ging mit der Alten wieder zum Thürsteher des Königs zurück, und brachte diesem zugleich die Nachricht, daß sie sich in dem Hause des Königs befinde. Dieser war darüber sehr bekümmert, und sprach: »Ach Gott, ich will dennoch eine List ersinnen, um sie zu befreien.« Aus Dankbarkeit küßte der junge Mann ihm dafür die

Hände, und die Alte erhielt sogleich den Befehl, ihre Kleider zu wechseln.

Diese Alte hatte die Gabe einer schönen Sprache. Er gab ihr nun Rosenöl und andere kostbare Wohlgerüche, und sprach: »Gehe zu den Sklavinnen des Königs, und verkaufe ihnen dieses. Kommst du aber zu der bewußten Frau, so frage sie, ob sie ihren Herren will, oder nicht.«

Die Alte that, wie ihr befohlen war, und gelangte zu derselben. Sie nahte sich ihr, und sprach, indem sie ihr folgende Verse vorsagte: »Wie gesegnet hat Gott die Tage der Verbindung zweier Herzen! Was ist süßer, als das Leben in Vereinigung zugebracht? Möge nie ein Seufzer über Trennung unsre Tage trüben! Wie vielen haben sie schon das Leben getrübt und verkürzt! Auch ich vergieße ohne Schuld mein Blut und meine Thränen, weil ich den vermisse, den ich liebe; jedoch umsonst ist meine Sehnsucht.« Als das Mädchen diese Verse hörte, vergoß sie die bittersten Thränen und nahte sich der Alten. Diese sprach zu ihr: »Kennst du nicht den und den?« — »Ja wohl!« rief sie weinend, »das ist mein Herr ... Woher kennst du ihn denn?« — »Hast du nicht,« erwiederte jene, »den Narren gesehn, welcher gestern mit dem alten Weibe bei euch war? Das war dein Herr. Jedoch,« fuhr sie fort, »jetzt ist nicht die Zeit, zu reden, sondern, wenn die Nacht heran bricht, so steige auf das Dach des Schlosses, und warte bis dein Herr kommt; der wird für deine Befreiung sorgen.«

Hierauf gab sie ihr, was sie wünschte, von Wohlgerüchen, ging zum Thürsteher zurück, und benachrichtigte ihn von allem, was vorgefallen war. Dieser erzählte es dem

jungen Mann, und als der Abend kam, besorgte der Thürsteher zwei Pferde nebst Waffen und vielen Lebensmitteln, so wie auch einen Mann, der des Weges sehr kundig war, welcher außerhalb der Stadt warten mußte. Er aber ging mit dem jungen Mann, mit einem langen Stricke versehen, auf die Straße, wo der Palast stand, und wo schon die Geliebte seiner harrte. Hier warf er ihr den Strick zu; sie befestigte ihn oberwärts, ließ sich an ihm herunter, und befand sich sehr bald bei ihm. Sie führten sie dann bald aus der Stadt; beide bestiegen hier ihre Pferde, und der Wegweiser leitete sie, bis sie in die Vaterstadt des jungen Mannes und in seines Vaters Haus gelangten.

Dieser hatte eine große Freude bei dem Wiedersehen seines Sohnes, welcher ihm alles, was ihm zugestoßen war, erzählen mußte; und woran der Vater den innigsten Antheil nahm. Was aber den Lehrer anbetrifft, so hatte er sein ganzes Geld verzehrt, und war wieder zurückgekommen. Als er nun seinen ehemaligen Zögling erblickte, und alle seine Unglücksfälle vernommen hatte, entschuldigte er sich bei ihm aufs beßte, und es währte auch nicht lange, so trat wieder die vorige Freundschaft zwischen ihnen ein; außer daß der junge Mann zurückhaltender und weniger freigebig als sonst gegen ihn war. Als nun der Lehrer sah, daß er nicht mehr seinen sonstigen Vortheil von ihm ziehen könne, so entfernte er sich, und ging zu dem Könige, welcher das Mädchen bei sich behalten hatte, und rieth ihm zugleich an, denselben umbringen zu lassen. Sodann erweckte er in ihm die Sehnsucht, das Mädchen wieder zu besitzen, und sagte ihm zugleich, daß er ihrem Herren Gift eingeben, und mit ihr zu ihm zurückkehen wolle.

Darauf begab er sich wieder hinweg. Der König ließ den Thürsteher holen, und warf ihm seine That vor. Dieser indeß stürzte sich auf den König, und tödtete ihn. Auf des Königs Geschrei stürzten seine Diener herein, bemächtigten sich des Thürstehers, und ermordeten ihn.

Der Lehrer aber, als er von seinem Herrn befragt wurde, wo er gewesen wäre, gestand, daß er von dem Lande komme, dessen König die Frau des Sohnes habe behalten wollen. Dieß befremdete alle gar sehr. Sie schöpften einigen Verdacht und waren sehr auf ihrer Hut, und von nun an traute ihm niemand mehr. Der Lehrer aber beschäftigte sich damit, daß er Früchte einlegte und andere Süßigkeiten bereitete, in die er starkes Gift mischte, und sie sodann seinem ehemaligen Zöglinge überreichte.

Als dieser die Süßigkeiten sah, sprach er bei sich selbst: »Das wundert mich von dem Lehrer, und gewiß ist in diesem Geschenk etwas schädliches. Ich muß es zuvor an ihm selbst probiren.«

Sogleich ließ er nun eine Speise bereiten, in welche er etwas von dieser Süßigkeit that, und ließ ihn dazu einladen. Als er ihm diese Speise vorgesetzt, und dieser davon gegessen hatte, zeigten sich gleich die Wirkungen des Gifts, und er verschied.

Hieraus ersah er, daß die List gegen ihn gerichtet gewesen war, und sprach: »Das Schicksal kann nicht abgewandt werden, denn der Mensch stürzt sich selbst hinein.«

---

## Achthundert acht und achtzigste Nacht.

O König, fuhr hierauf der Wesyr Rachuan fort; diese Geschichte ist bei weitem nicht so angenehm, als die von dem Sänger und dem Gewürzkrämer mit seiner Frau. König Schach Bacht erlaubte nun dem Wesyr nach Hause zu gehn, woselbst er so lange blieb, bis ihn der König am andern Abend rufen ließ, weil er sehr wünschte, die Geschichte des Gewürzkrämers und des Sängers zu hören. Der Wesyr begann nun folgendermaaßen:

---

## Geschichte
## des Sängers und des Gewürzkrämers. *)

In der Stadt Hamadan lebte ein Mann von ausnehmend schöner Gestalt. Er war jung, sang schön und spielte gut die Laute, und war überall gern gesehen. Einst zog er aus, um in die Ferne zu reisen, und gelangte so endlich mit seiner Laute in eine schöne Stadt. Als er in selbiger sich umsah, kam er bei einem Gewürzkrämer vorbei, der, so wie er ihn erblickte, ihn zu sich rief. Er trat zu ihm hinan, sie setzten sich zu einander, und der Gewürzkrämer befragte ihn nach seinen Umständen. Als er ihm diese berichtet hatte, ließ er ihn in seinen Laden treten, und bewirthete ihn mit Speise und Trank. Darauf sagte er zu ihm: »Wenn du hier dein Glück machen willst, so nimm deine Laute, begib dich in die Straßen der Stadt, und wenn du irgendwo den Geruch von guten Speisen und Getränken spürst, so gehe zu den Leuten hinein, und melde dich als Sänger an.« —

*) Zweite Nacht des Wesyrs.

## Fünfhundert neun und achtzigste Nacht.

»Sie werden sich dann freuen und dir sagen: Komm nur zu uns herein. Wenn du ihnen nun wirst etwas vorgesungen haben und sie deine Kunst kennen werden, und du dich dadurch in der Stadt bekannt gemacht haben wirst, so wird sich dein Schicksal sehr günstig gestalten.« Der Sänger dankte ihm für diesen guten Rath, ging und that so, wie ihm der Gewürzkrämer gesagt hatte, bis gegen Mittag, doch ohne jemand zu finden, der das angenehme Geschäft des Essens oder Trinkens ausgeübt hätte. Da begab er sich endlich in eine enge Straße, um auszuruhen. In derselben bemerkte er ein schönes hohes Haus, in dessen Schatten er sich vor den Sonnenstrahlen schützte. Als er den schönen Bau desselben betrachtete, wurde ein Fenster geöffnet, und er erblickte an demselben ein Gesicht, das schön war, wie der Mond. Zugleich rief ihm diese Frau zu: »Was stehest du da unten? Brauchst du etwas?« Er antwortete: »Ich bin ein fremder Mann, ein Sänger, u. dgl. m.« — »Was würdest du wohl sagen,« erwiederte sie, »wenn dir ein guter Schmaus und Trank gereicht würde und zwar in Gesellschaft einer hübschen Frau, und noch dazu ein dir sehr nützliches Geschenk?« — »O, meine Herrinn, das ist eben, was ich wünsche; deshalb gehe ich eben in der Stadt herum, und suche.«

Sie öffnete ihm hierauf die Thür, ließ ihn neben sich in das schönste Zimmer des Hauses setzen, und reichte ihm Speise. Er ließ es sich gut schmecken, vernachläßigte auch nicht zu trinken, und überhäufte die Frau mit Zärtlichkeiten. Nach dem Essen überließen sie sich verliebten Tände-

leien bis an den Nachmittag, wo ihr Mann heimkam. Sie konnte in der Eile keinen bessern Ort finden, den Sänger zu verbergen, als ihn unter einen Teppich zu stecken, welcher in einem Winkel des Zimmers lag.

Als der Mann eintrat, bemerkte er sogleich einige Unordnung im Zimmer, und den Geruch des Weins. Auf die Frage, was das wäre, antwortete sie ihm: »Es war eine Freundinn bei mir, die ich beschwor, etwas zu sich zu nehmen. Da habe ich denn mit ihr einen Krug Wein getrunken. Sie ist den Augenblick weggegangen.« Der Mann glaubte, sie hätte die Wahrheit gesprochen, und ging bald darauf wieder in seinen Laden zurück. Dieser ihr Mann aber war kein anderer, als jener Gewürzkrämer und Rathgeber des Sängers. Dieser kroch nun wieder unter dem Teppich hervor, und kosete mit ihr bis gegen Abend. Da gab sie ihm ein Stück Geld und sprach zu ihm: »Morgen komm nur wieder.« Er versprach es ihr, und ging.

Der Sänger begab sich nun ins Bad, und trat am andern Morgen wieder in den Laden des Gewürzkrämers, seines Freundes. Als dieser ihn sah, empfing er ihn sehr freundlich, und fragte ihn, wie er den gestrigen Tag zugebracht hätte? — »Ach, herzlichen Dank, mein lieber Bruder,« rief er ihm entgegen, »du hast mir einen herrlichen Rath gegeben. Darauf erzählte er ihm alles, und fuhr sodann fort: »Da kam eben ihr Mann, der Dummkopf, und klopfte an die Thüre. Sie wickelte mich schnell in einen Teppich. Als er nun wieder weggegangen war, kroch ich hervor, und wir fingen wieder von neuem an, zu spielen, zu scherzen und zu kosen.« Diese Worte gaben dem Gewürzkrämer Stoff zum Nachdenken. Er bereuete es nun,

ihm diesen Rath gegeben zu haben, und hatte einigen Verdacht auf seine Frau. Doch ließ er sich nichts merken, sondern fragte weiter: »Und was sagte sie dir denn, als du weggingst?« — »Sie lud mich ein, morgen wieder zu kommen. Ich bin jetzt so eben auf dem Wege zu ihr, und bin nur einen Augenblick hereingekommen, um dich zu benachrichtigen, damit du nicht wegen meiner in Sorgen seiest.« Hierauf empfahl er sich, und ging.

Der Gewürzkrämer, sobald er vermuthen konnte, daß der Sänger in seinem Hause angelangt sein könnte, warf plötzlich seinen Laden zu, und begab sich, voll Verdachts gegen seine Frau, nach Hause und klopfte an die Thüre, kurz darauf, nachdem der Sänger eingetreten war.

Die Gewürzkrämerinn sagte schnell zu diesem: »Komm, krieche geschwind in diesen Kasten.« Der Sänger that es, und sie deckte schnell den Deckel darüber. Nun erst machte sie ihrem Manne auf, der eilig und ganz außer sich hereintrat. Er durchsuchte das Haus, fand aber niemanden; denn der Zufall wollte, daß er immer über den Kasten hinweg sah. Da sprach der Mann bei sich selbst: »Es ist wohl auch möglich, daß das Haus, wie er es mir beschrieben hat, nur meinem Hause ähnlich sieht, und meine Frau desgleichen. So kehrte er denn beruhigt in seinen Laden zurück, und der Sänger aus seinem Kasten. Sie überließen sich nunmehr denselben Belustigungen wie am vorigen Tage bis auf den Abend, wo sie ihm wieder ein Stück Geld gab, und ihn entließ, nachdem sie ihn auf den morgenden Tag abermals eingeladen hatte.

---

## Achthundert und neunzigste Nacht.

Am andern Morgen begab er sich wieder zum Gewürzkrämer, den er nach freundlichem Empfang wieder von den Begebnissen des vorigen Tages unterrichtete. Als er nun an die Stelle kam, wo er erzählte: »Da kam wieder ihr Mann, der Dummkopf, und sie steckte mich dießmal in einen Kasten, den sie zudeckte; der Mann aber kehrte das Haus von unterst zu oberst, und als der arme Narr wieder wegging, kroch ich hinaus, und wir fingen von neuem unsre Tändeleien an.« Da wurde es dem Gewürzkrämer ganz klar, daß das Haus das seinige war, und die Frau seine Gattinn. »Und was wirst du nun heute beginnen?« fragte er ihn. — »Ich gehe den Augenblick wieder zu ihr hin, ich bin nur gekommen, um dir für deinen guten Rath zu danken.« Und hiermit verließ er ihn.

Allein in dem Herzen des Gewürzkrämers loderte nun eine Flamme auf. Er schloß seinen Laden zu, ging nach Hause, und klopfte an die Thür. Da sagte der Sänger zu der Frau: »Laß mich wieder in den Kasten kriechen; denn er hat mich gestern nicht gesehn.« — »Nein,« sagte diese, sondern wickle dich in den Teppich.« Dieses that er denn auch; aber in einem Nebengemach. Der Gewürzkrämer trat nun herein, schien aber vor Eifer keinen andern Gegenstand zu bemerken, als den Kasten, den er sogleich öffnete. Da er aber nichts darin fand, so durchlief er das Haus, von oben bis unten, aber eben so erfolglos. Nun wurde er zweifelhaft, ob er sich dennoch nicht irrte, und ob wirklich der Sänger bei seiner Frau wäre, und er machte sich Vorwürfe, daß er sie in Verdacht gehabt hätte. Es schien ihm

vielmehr ihre Unschuld klar wie der Tag, und er ging froh in den Laden zurück. Der Sänger kroch nun auch wieder hervor, und blieb bei ihr bis auf den Abend. Sie gab ihm diesesmal ein Hemde von den Hemden ihres Mannes, womit er davon ging.

Am andern Morgen besuchte er wie gewöhnlich den Gewürzkrämer, welcher ihn freundlich begrüßte, und herzlich über seine Erzählung lachte, bis er ihm nun auch erzählte von der Ankunft des Mannes, und wie die Frau ihn verhindert hätte, in den Kasten zu kriechen, und ihn genöthigt habe, sich in den Teppich zu wickeln. »Wie nun der Mann hereintrat, und nichts eifrigeres zu thun hatte, als in den Kasten zu gucken, so durchlief er wie verrückt das Haus von oberst bis zu unterst, und ich verbrachte sodann wieder mit seiner Frau den Abend wie gewöhnlich. Da hat sie mir gestern dieses Hemde hier gegeben, und nun gehe ich wieder zu ihr.« Als der Gewürzkrämer das hörte, war er seiner Sache gewiß und überzeugt, daß das Unheil alles in seinem Hause stattgefunden habe. Bei dem Anblick des Hemdes aber schwand ihm jeder Zweifel, und er fragte ihn bloß noch: »Du gehst also jetzt wieder hin?« — »Ja wohl, lieber Bruder,« antwortete ihm der Sänger, und entfernte sich.

Der Gewürzkrämer schloß nunmehr seinen Laden, und während er damit beschäftigt war, trat der Sänger schon in dessen Haus. Bald kam auch der Gewürzkrämer an, und klopfte an die Thüre. Der Sänger wollte sich wieder in den Teppich verkriechen; allein die Frau hinderte ihn daran, und sagte zu ihm: »Gehe hinunter in das Haus, krieche in den Backofen, und mache ihn zu.« Dieses that er denn,

und sie ging dann hinunter, um ihrem Manne aufzumachen. Dieser durchsuchte sogleich das Haus, ließ aber den Backofen unbemerkt. Nun blieb er nachdenkend stehen, und beschloß, nicht eher aus seinem Hause zu gehen, als bis am andern Morgen.

Als nun dem Sänger die Zeit zu lang wurde, ging er aus dem Ofen heraus, in der Meinung, der Mann wäre weggegangen. Doch guckte er glücklicherweise zuvor durch einen Ritz, und erkannte zu seinem Erstaunen den Gewürzkrämer, seinen Freund. Dieses betrübte ihn sehr, und er sprach bei sich selbst: »Es ist doch schrecklich; diesen meinen Freund, der mir so viel Gutes erwiesen hat, habe ich mit Undank belohnt.« Nunmehr fürchtete er, sich wieder vor ihm sehen zu lassen, und wollte unbemerkt aus dem Hause gehen; allein er fand die Thür verschlossen, und mußte es nun versuchen, über das Dach in das Haus des Nachbars zu kommen.

Allein in diesem Hause hörten die Bewohner das Geräusch, das er verursachte, und glaubten, es wäre ein Dieb. Sie ergriffen ihn, und brachten ihn zum Hausbesitzer, der ein Perser war. Dieser schlug ihn und nannte ihn einen Räuber. »Ich bin kein Dieb,« erwiederte der Sänger, »sondern ein Fremder, der sich durch Gesang ernähret; ich habe euch sprechen hören, und kam, um euch etwas vorzusingen.« Nunmehr fingen die Leute an, ihm Gehör zu geben, und versuchten ihn zu retten; allein der Perser sagte: »Laßt euch nicht von seinen Reden bethören. Er ist weiter nichts als ein Dieb, der etwas singen kann, und wenn er zu Leuten kommt, wie wir, die auf ihrer

Hut sind, so ist er Sänger; kommt er zu andern, so ist er Dieb.« Da er nun fortfahren wollte, ihn zu prügeln, so verhinderten ihn noch glücklicherweise seine Leute daran, und schleppten den Sänger mit sich in eines ihrer Zimmer, wo er ihnen etwas vorsingen mußte. Sie ergötzten sich sehr daran, besonders eine Sklavinn des Persers, die ihn lieb gewann, und ihm Gegenliebe einflößte.« »Wenn meine Herrschaft,« sagte sie zu ihm, »sich schlafen gelegt haben wird, und die Leute fortgegangen sein werden, so werde ich dich abholen.« Der Sänger fuhr nun fort, bei den Leuten zu singen, bis spät Abends, wo der Perser mit seiner Sklavinn hinwegging.

Nun fügte es sich, daß der Perser kurze Zeit darauf aus seinem Zimmer heraustrat, wobei ihm das Licht auslöschte, so daß er deshalb in der Finsternis einen Fehltritt that, und hinfiel. Bei diesem Geräusch glaubte der Sänger, es wäre die Sklavinn, und indem er herbeieilte, um sie aufzuheben, küßte und drückte er den Perser auf das zärtlichste an sein Herz. Dieser aber, solcher Zärtlichkeiten ungewohnt, hielt den Umarmenden fest, bis ihn das herbeigebrachte Licht überzeugte, daß er den Sänger ergriffen habe. Da er nun nichts Gutes von diesem erwartete, so schleppte er ihn in den Hof, und band ihn an einen Baum fest.

Eine Sängerinn, die in demselben Hause wohnte, wollte sich des Gefesselten erbarmen, und ihn losbinden. Da sie indeß hierzu sehr viel Zeit brauchte, so machten ihre Anstrengungen eine Ziege aufmerksam, welche der Perser abgerichtet hatte, um mit ihm zu spie-

len. Diese glaubte nun, der Perser locke sie; sie lief also auf die Sängerinn zu, und wollte nach ihrer Gewohnheit mit ihr spielen; stieß sie aber so unglücklich mit ihren Hörnern, daß sie ihr den Kopf spaltete, und diese sofort mit einem großen Schreie todt hinfiel. Als der Perser dadurch aus seinem Schlafe erweckt wurde, stand er eilig auf, und erblickte den Sänger zwar noch immer angebunden, aber die Sängerinn todt vor ihm liegend.

---

## Achthundert ein und neunzigste Nacht.

Da sagte der Perser zu ihm: »Kannst du noch keine Ruhe finden? Bist du noch nicht zufrieden, mit deiner Raubsucht ungestraft davon gekommen zu sein?« und fing nun von neuem an, auf ihn loszuschlagen, und warf ihn zuletzt zur Thür hinaus.

Der Sänger war nun genöthigt, den noch übrigen Theil der Nacht in einer Ruine zuzubringen. Am Morgen dachte er über sein Schicksal nach, und sprach: »Es hat sich doch niemand hiebei etwas vorzuwerfen. Denn ich suchte bloß mein eigenes Beßte, und es ist ja keine Thorheit, für sein Beßtes zu sorgen. Hat doch die Gewürzkrämerinn auch nur für ihr eigenes Beßte sorgen wollen; aber das Geschick vereitelt alle menschliche Vorsicht. Ich habe in diesem Lande nichts mehr zu suchen, und werde mich davon machen.« Welches er denn auch zuletzt that.

Indessen so artig diese Geschichte auch ist, so ist sie doch in keinem Vergleich mit der Geschichte von dem Könige und seinem Sohne.

---

## Geschichte
## des Königs und seines Sohnes. *)

Ein König wurde einst in seinem spätesten Alter noch Vater eines Sohnes, der mit den Jahren an Schönheit und Verstand alle seines Gleichen weit übertraf. Als er die Jünglingsjahre erreicht hatte, meldete ihm sein Vater, daß er ihm das Reich übergeben wollte, damit er es an seiner Statt verwalte.« »Ich sehne mich nämlich,« fügte er hinzu, »nach der Zurückgezogenheit, in der ich mich Gott widmen, ein härnes Kleid anziehen und ein ganz religiöses Leben führen will.« — »Auch ich,« erwiederte der Sohn, »fühle keinen Beruf zum Herrschen, sondern im Gegentheil, wie du, Liebe zu der Einsamkeit.« — »Wohlan,« sprach der Vater, »komm, laß uns die Menschen meiden, und uns in die Gebirge begeben, wo wir Gott dienen wollen.« Sie verschafften sich sogleich härene Kleider, legten sie an, und begaben sich damit in die Wüste.

Als indessen einige Tage vergangen waren, und sie schon Mangel an Lebensmitteln litten, wurden sie von

---

*) Dritte Nacht des Wesyrs.

Schwäche und Hunger überfallen, und bereuten ihre That, als die Reue ihnen leider nichts mehr nutzte. Der Sohn beklagte sich beim Vater über seinen Hunger und seine Müdigkeit; der Vater aber sagte: »Ich habe, mein Sohn, meine Pflicht gegen dich erfüllt, indem ich dir das Reich anbot. Warum hast du mir nicht gefolgt? Nun ist keine Möglichkeit da, daß du je zu deinem früheren Zustand zurückkehren könntest; denn des Reichs hat sich schon ein anderer bemächtiget, welcher jeden, der darauf etwa Ansprüche macht, zurücktreiben wird. Ich werde dir aber etwas rathen, wobei du mir willfahren mußt.« — »Was ist dieß?« fragte der Sohn. — »Nimm mich bis in die nächste Stadt mit, führe mich da auf den Markt, und verkaufe mich. Mit dem Gelde, was du für mich erhalten wirst, kannst du dann thun, was dir beliebt; ich aber werde dadurch wenigstens an jemanden gelangen, der mich versorgen wird.« — »Wer,« sprach der Sohn, »wird dich kaufen wollen, da du schon so sehr alt bist? Verkauf mich lieber; denn nach mir wird man sich reißen.« Der König erwiederte: »Wenn du gekauft wirst, so wird man dich mit Arbeit überladen; nicht so aber ist es mit mir. Uebrigens aber befehle ich dir, zu thun, was ich dir sage.«

Da gehorchte der Sohn, und führte den Vater zu dem berühmten Sklavenhändler Annachas, und sagte zu diesem: »Verkaufe doch diesen Greis.« — »Wer wird mir den abkaufen?« erwiederte der Händler, »er ist ja schon über achtzig Jahr alt. Was kannst du denn?« fragte er hierauf den König. — »Ich kann,« antwortete dieser, »das Wesen oder das Vorzügliche in den Juwelen, in den Pferden, in den Menschen, und in allem, was nur einigen

Werth hat, erkennen.« Der Sklavenhändler trug ihn hierauf einigen Leuten an, die ihn aber nicht kaufen mochten. Nun kam auch Aarif, der Koch eines Fürsten, und fragte: »Was das für ein Mann wäre?« — »Es ist ein Sklave, der verkauft werden soll.« Darüber wunderte sich der Koch, und kaufte ihn der Seltenheit halber, nachdem man ihn von seiner Wissenschaft unterrichtet hatte, für zehntausend Drachmen. Er bezahlte den Preis, und nahm ihn mit nach Hause.

Hier duldete er nicht, daß er mit Arbeiten geplagt würde, sondern setzte ihm etwas Bestimmtes aus, was für ihn hinreichend war. Indeß nach einiger Zeit reute ihn dieser Kauf; denn er wußte nicht, was er mit dem Manne anfangen sollte.

Nun begab es sich, daß einst der Fürst Lust bekam, sich in seinen Gärten zu belustigen. Er befahl daher dem Koch, ihm zu folgen, aber jemanden in der Stadt zurück zu lassen, der für ihn die Speise besorgte, daß er sie bei seiner Rückkunft fertig fände. Der Koch dachte so eben darüber nach, wen er wohl zurücklassen sollte, als ihn der Greis in diese Gedanken vertieft fand, und zu ihm sagte: »Vertraue mir doch, was dich bekümmert; vielleicht finde ich einen Ausweg.« Da erzählte ihm der Koch den ganzen Hergang der Sache. »Sei du deshalb nur ganz unbesorgt,« erwiederte der Alte; »vertraue mir bloß einige Diener an, und gehe in Gottes Namen; ich werde dir schon alles zu deiner Zufriedenheit machen.«

Der Koch reiste hierauf mit dem Fürsten von dannen, nachdem er dem Greise die nöthigen Geräthschaften und einen Mann zur Bedienung gegeben hatte. Dieser letztere

wurde sogleich vom Greise beauftragt, die Geräthschaften der Küche zu waschen, und hierauf bereitete er eine ganz vorzügliche Speise.

Als nun der Fürst zurückkam, wurde ihm die Speise vorgesetzt, und dieser fand daran ein Wohlgefallen, das er noch an keiner andern Speise gehabt hatte. In seinem Befremden darüber fragte er nach dem Verfertiger der Speise. Man nannte ihm den Greis, den er sogleich vor sich fordern ließ und ihn deshalb befragte. Da ihn seine Antworten befriedigten, setzte er ihm einen Jahrgehalt aus, und legte ihm die Verpflichtung auf, daß er zugleich mit dem Koche für ihn kochen solle. Diesem Befehl gehorchte denn auch der Greis. Nach einiger Zeit langten zwei Kaufleute bei dem Fürsten an, deren jeder ein vorzügliches Kleinod, nämlich eine kostbare Perle besaß. Der eine forderte für seine Perle tausend Goldstücke. Der Fürst wollte sie schätzen lassen; allein niemand vermochte es. Da nahte sich der Koch dem Fürsten, und erwähnte vor ihm, daß der Greis versichert habe, er verstehe die edelsten unter den Kleinodien zu erkennen. »Er hat ja schon bewiesen,« fuhr er fort, »daß er gut kochen kann, und wir haben ihn darin erprobt gefunden. Wie wäre es, wenn wir ihn nun rufen ließen, und ihn auch wegen der Kleinodien befragten? Vielleicht würde sich sein Vorgeben auch hierin bestätigt finden.«

Der Greis wurde sogleich vor den Fürsten geführt, und über die zwei Perlen, die man ihm vorzeigte, befragt. Er erwiederte sogleich: »Was diese Perle hier anbetrifft, so ist sie tausend Goldstücke werth.« — »So viel fordert auch ihr Besitzer,« unterbrach ihn der Fürst. — »Diese

Perle aber hier ist nur fünfhundert Goldstücke werth.« — Da lachten die Leute, und wunderten sich, und der Kaufmann sagte zornig zu ihm: »Wie kann denn das sein? Meine ist ja viel größer, viel reiner, und besser gerundet; und sie sollte weniger als jene kosten?« Doch der Greis sprach: »Ich habe gesagt, was ich zu sagen habe.« — »Aber an äußerem Ansehn,« sagte hierauf der Fürst, »sind ja beide Perlen einander ganz gleich. Warum sollte sie denn nur halb so viel als jene werth sein?« — »Du hast ganz Recht,« erwiederte der Greis, »aber in ihrem Innern ist ein Wurm.«

---

## Achthundert zwei und neunzigste Nacht.

Da unterbrach ihn der Kaufmann: »Willst du denn bei den Perlen ein Inneres und ein Aeußeres annehmen?« — »Ja wohl,« sprach der Greis; »in ihrem Innern ist ein Wurm, der sie aushöhlt; jene aber ist tadellos, und kann nie zerbrochen werden.« — »Mache uns das deutlich,« sagte der Kaufmann, »und überhaupt, woran sollen wir erkennen, daß du die Wahrheit sagst.« — »Wir wollen sie zerbrechen,« erwiederte der Greis, »und wenn ich Unrecht habe, so ist hier mein Kopf. Habe ich aber Recht, so ist die Perle für dich verloren.« — »Das gehe ich ein,« sprach der Kaufmann. Die Perle wurde hierauf zerbrochen, und es war, wie der Greis gesagt hatte, in ihrem Innern ein sie aushöhlender Wurm. Darüber erstaunte der Fürst, und befragte ihn nach der Kunst, wodurch man dieses zu erkennen im Stande sei. »Wisse, o Fürst!« antwortete der

Greis, »daß diese Art Perlen in dem Innern eines Thieres entstehen, welches Almutabattel *) heißt. Ihr Entstehen ist ein Regentropfen. Hält man nun diese Perlen in der Hand, so zeichnen sie sich durch eine lang ausdauernde Kälte aus. Als ich aber diese in der Hand hielt, und ihr schnelles Warmwerden bemerkte, urtheilte ich, daß sie hohl sei, und daß sich in ihrem Innern ein Thier befinden müsse; denn den Thieren theilt sich die Wärme bald mit.« Der König, erfreut über diese Erklärung, vermehrte seinen Jahrgehalt.

Kurz darauf kamen zwei Kaufleute mit zwei Pferden. Der eine forderte für das seinige tausend Goldstücke, der andre fünftausend. Der Koch nahte sich nunmehr wieder dem Fürsten, und sagte: »Wir haben von dem Greise schon einigemal uns guten Rath erholt. Meinest du, daß wir ihn rufen?« Als ihm der Fürst dazu Befehl ertheilt, und der Greis die zwei Pferde gesehen hatte, sprach derselbe: »Dieses hier ist tausend Goldstücke werth, jenes aber zweitausend.« — »Was?« sagten die Leute, »jenes da ist zwar offenbar ein guter Läufer; dieses aber ist jung, schneller noch, gedrungener an Gliedmaßen, und hat ein feineres Gesicht, eine reinere Farbe, und eine glättere Haut. Wie kannst du denn den Preis so niedrig bestimmen?« — »Alles, was ihr sagt, hat seine Richtigkeit; nur daß der Vater des ersteren ein sehr altes Pferd, dieses dagegen der Sohn eines jungen Pferdes ist. Wenn das erstere nach einer starken Anstrengung stehen bleibt, so kommt es nicht bald wie-

*) Ein mir unbekanntes Thier.

der zu Athem, und der Reiter würde auf ihm bald von seinem Verfolger ereilt werden. Dieses aber, der Sohn eines jungen Pferdes, wenn du es um die Wette laufen läßt, und absteigst, und dich wieder auf dasselbige setzest, kommt bald wieder zu Athem, und läuft unermüdet weiter.« Da sagte der Kaufmann: »So verhält es sich auch wirklich. Dieser Greis ist ein vortrefflicher Kenner.« Der Fürst befahl sofort, ihm eine Vermehrung seines Jahrgehalts zu reichen. Als der Greis aber sich nicht fortbegab, sondern stehen blieb, fragte ihn der Fürst: »Warum gehst du nicht an deine Arbeit?« — »Meine Arbeit hält mich beim Fürsten zurück.« — »Was begehrest du?« — »Ich wünsche, daß du mich nach dem Wesen der Menschen fragst wie du mich nach den Perlen und den Pferden befragt hast.« — »Diese Frage brauche ich nicht erst an dich zu thun,« entgegnete der Fürst. »Ich aber,« antwortete der Greis, »fühle das Bedürfniß, dich davon zu unterrichten.« — »Nun wohl,« so sage es. Da sprach der Greis: »Ich benachrichtige dich, daß du der Sohn eines Bäckers bist.« — »Wo hast du das gesehen?« — »Das habe ich in der Konstellation und in den Mansionen des Mondes gesehen.« Hierauf begab sich der Fürst sogleich zu seiner Mutter, welche ihn benachrichtigte, daß ihr erster Gemahl zwar König gewesen, daß sie aber nach dessen Tode heimlich einen Bäcker geheirathet habe, dessen Sohn er sei, daß sie ihn indeß immer als Prinzen habe erziehen lassen, aus Furcht, das Reich möchte aus ihrer Familie kommen. Der Fürst begab sich nunmehr zum Greise und sagte: »Du hast ganz Recht, ich bin der Sohn eines Bäckers; aber zeige mir doch an, wie du dieß vermuthen konntest.« — »Ich sah wohl ein,«

erwiederte der Greis, »daß, wenn du der Sohn eines Königs gewesen wärst, du mir Kostbarkeiten und Juwelen gespendet hättest. Wärest du aber der Sohn eines Kadi gewesen, so würdest du mich Drachmenweise belohnt haben; wärest du der Sohn irgend eines Kaufmanns, so hättest du mich mit vielem Gelde beschenkt. Allein ich sah, daß du deine Wohlthaten an mir durch Zulagen an Brod zu erkennen gabst; da habe ich denn gleich gemerkt, daß du der Sohn eines Bäckers sein müßtest.« Der Fürst sagte hierauf: »Du hast recht geurtheilt;« gab ihm vieles Vermögen, und überhäufte ihn mit Würden.

Diese Geschichte gefiel dem Könige Schach Bacht sehr wohl; doch versicherte ihn der Wesyr Nachuan, daß sie nichts sei gegen die Geschichte des reichen Mannes, der seine schöne Tochter mit einem armen Greise verheiratet hatte. Der König wurde auf diese Geschichte neugierig, und er befahl dem Wesyr, den andern Tag wieder zu kommen.

---

## Geschichte

## des reichen Mannes, der seine Tochter an einen armen Greis verheiratet hatte. *)

Ein reicher Kaufmann hatte eine Tochter, die schön war, wie der Vollmond. Als sie achtzehn Jahr erreicht hatte, nahm ihr Vater einen alten armen Mann zu sich, den er sehr gut aufnahm, ihm sein ganzes Zutrauen schenkte, und ihn zu seinem Trinkgenossen machte. Nach einiger Zeit eröffnete er ihm, daß er sich vorgenommen habe, ihn mit seiner Tochter zu verheiraten. Der Arme schlug es aber, seiner Armut wegen, ab. »Ich bin zu arm für sie,« sagte er, »und für dich bin ich zu gering.« Der Reiche aber drang in ihn, ohne indeß von ihm eine andere Antwort erhalten zu können. Endlich aber willigte er doch mit dem Beding ein, daß er ihm die Ursache sagte, warum er eben ihn zum Schwiegersohn verlangte. »Finde ich, daß dein Grund richtig ist,« fügte er hinzu, »so nehme ich dein Anerbieten an; wo nicht, so geschieht es niemals. Da ant-

*) Vierte Nacht des Wesyrs.

wortete ihm der Reiche: »Wisse, daß ich aus China gebürtig bin, und in meiner Jugend ein schöner Mann war. Ich hatte viel Vermögen, konnte aber die Frauen im allgemeinen gar nicht leiden. Ich gelangte in die Jünglingsjahre; da träumte mir, ich wäre in einer Versammlung, wo jedem sein Theil von Glücksgütern zugetheilt, und immer dabei ausgerufen wurde: Das ist das Theil von dem, dieses von jenem. Endlich hörte ich auch meinen Namen rufen, und zugleich wurde mir ein abscheulich häßliches Weib zugeführt. Ich erwachte ganz erschrocken, und schwur, mich nie zu verheiraten, aus Furcht, einst ein so häßliches Weib zu bekommen. Hierauf reiste ich in dieses Land mit Waaren, die ich mit vielem Vortheil verkaufte. Ich blieb hier die ganze Zeit, während welcher ich mir Freunde erwarb, und mir Handlungsdiener, der vielen Geschäfte wegen, annehmen mußte.

---

## Achthundert drei und neunzigste Nacht.

Eines Tages veränderte ich meine Kleider, steckte viel Geld zu mir und ging in der Stadt spazieren, als ich ein sehr schönes Haus erblickte. Wie ich es noch so betrachtete, erschien ein reizendes Mädchen am Fenster. Als sie mich erblickte, eilte sie davon, und ließ mich ganz in Begeisterung zurück. Da trat ich zu einem Schneider herein, der in der Nähe wohnte, um mich nach dem Hause und dessen Besitzer zu erkundigen. »Das Haus gehört,« antwortete dieser, »dem Advokaten N . . . . Hol ihn der Teufel!« Ich fragte weiter: »Ist denn dieser Mann der Va-

ter des hübschen Mädchens?« Auf seine Bejahung eilte ich zu einem Manne, der mit mir viel Geschäfte machte, und sagte ihm, daß ich die Tochter des Advokaten N . . . . heiraten, und deshalb zu ihm hingehen wolle.

Mein Freund versammelte sogleich einige Freunde, mit denen wir uns zum Advokaten begaben. Nach den gewöhnlichen Grüßen trug ich ihm mein Gesuch um seine Tochter vor. Er indeß antwortete: »Ich habe keine Tochter, die sich für dich ziemte.«

Da er auf meine wiederholten Gesuche sich fortwährend weigerte, sagten seine Freunde zu ihm: »Dieses ist ein achtungswerther Mann, der deine Tochter glücklich machen kann. Es wäre also unbillig, ihr diese Versorgung zu entziehen.« — »Sie taugt aber nichts,« erwiederte er, »denn meine Tochter ist im höchsten Grade häßlich, und hat alle tadelnswürdige Eigenschaften?« — »Wenn ich sie aber so annehme, wie du sagst, daß sie ist?« — Da sagte die ganze Versammlung einstimmig, er möge doch dieses Geschäft enden. »Dein Wille soll geschehen!« rief er nunmehr aus. »Ich verlange für sie viertausend Goldstücke.« — »Du sollst sie haben,« rief ich, und beeilte mich, den Heiratskontrakt ausfertigen zu lassen. Ich veranstaltete sodann alsbald ein Fest, und als ich nach demselben meine Gattinn betrachtete, sah ich das häßlichste, was Gott geschaffen hatte. Da ich mir aber einbildete, daß ihre Familie mir dieses nur zum Schabernack anthun könnte, so lachte ich darüber, und erwartete, daß meine Gefährtinn sich wieder entfernen würde. Allein zu meinem Erstaunen entfernte sie sich nicht. Als mir das zu lange dauerte, und

sich niemand außer ihr einfand, wäre ich vor Zorn und Wuth beinahe geborsten.

Ich betete nun, daß ich von ihr doch befreit werden möchte, und als der Morgen anbrach, kam die Aufwärterinn, und fragte mich, ob ich kein Bad brauchte. Da ich es mit Nein beantwortete, so erkundigte sie sich, ob ich morgen eins brauchen würde? Meine Antwort war wiederum Nein, und so blieb ich drei ganze Tage mit meiner Frau, ohne daß ich das geringste von Speise oder Trank genossen hätte. Als meine Gattin mich in diesem Zustande sah, sagte sie mir: »Lieber Mann, welcher Kummer drückt dich? erzähle mir, was dich betrübet, und wenn ich kann, bei Gott, will ich dich retten.« Ich gab ihrer Rede Gehör, in der Hoffnung, daß sie mir die Wahrheit sage, und erzählte ihr von dem Mädchen, was ich gesehn und welche mich bezaubert hatte. Sie antwortete mir darauf: »Wenn dieses Mädchen mir gehört, so wisse, daß sie, so wie alles, was mein ist, dir zu Dienste stehen soll. Gehört sie aber meinem Vater, so werde ich sie von ihm erbitten, und sie dir überliefern.« »Hierauf fing sie sogleich an, ein Mädchen nach dem andern herbei kommen zu lassen, und sie mir vorzustellen, bis endlich die Geliebte erschien. Hier rief ich aus: »Das ist sie!« — »Sei unbesorgt,« rief meine Frau, »diese ist mein, und zwar ein Geschenk von meinem Vater.« Von nun an aber gehört sie dir. Sei also ruhig und frohen Muthes. Gegen Abend begab sie sich zu dem Mädchen. Nachdem sie dieselbe geschmückt und mit Wohlgerüchen überströmt hatte, sagte sie zu ihr: »Sei gegen deinen Herrn nicht ungehorsam, was er auch von dir verlange.« Das Mädchen kam hierauf zu mir, und als ich

mich schlafen legen wollte, dachte ich bei mir selbst: Deine Frau ist wahrhaft edler wie du. Ueberhaupt rührte mich dieser Zug von ihr so sehr, daß ich das Mädchen nicht berührte, sondern sie fortschickte, sogleich zu meiner Gattinn ging, und bei ihr schlief.

Wir lebten von nun an stäts sehr glücklich, und nach einem Jahre beglückte sie mich mit einer Tochter, über deren Schönheit ich ganz entzückt war. Mit den Jahren entwickelte sich in ihr ganz der Verstand ihrer Mutter, so wie auch die Schönheit ihres Vaters. Viele der vornehmsten Leute hielten um sie an, aber ich verheiratete sie nicht. Einst träumte mir wiederum, in derselben Versammlung zu sein, wo ich vor meiner Verheiratung im Traume war. Diesesmal wurden wieder einem jeden Loose des Geschicks zugetheilt. Männer wurden Weibern, Weiber wurden Männern bestimmt. Darauf sah ich auch dich, und mir wurde gesagt, dieser ist für deine Tochter bestimmt. Daraus schloß ich, daß Gott ihr keinen andern als dich zugedacht hatte, und es ist mir lieber, du heiratest sie bei meinen Lebzeiten, als nach meinem Tode. Als der arme Mann dieses hörte, erwachte in ihm die Sehnsucht nach dem Mädchen. Er heiratete sie, und sie beglückte ihn mit der zärtlichsten Liebe.

Doch diese Geschichte ist in keinem Vergleich mit derjenigen von dem weisen Manne und seinen drei Söhnen.

---

## Der weise Mann und seine drei Söhne. *)

Ein weiser Mann hatte drei Söhne, die ebenfalls Kinder hatten. Als sich mit den Jahren ihre Familie sehr vermehrte, und Uneinigkeiten unter ihnen entstanden, versammelte er sie, und gab ihnen folgende Lehren: »Seid einig gegen jeden, der wider euch sein will. Verachtet euch nicht unter einander, sonst verachten euch die Leute. Ihr gleicht einer Anzahl von Leuten, die einen Berg durchstechen wollten; ihre Arbeit ging schnell vorwärts, so lange sie einig waren, und zuletzt blieb nur einer von ihnen übrig, der dieser Arbeit unterlag. Dieses ist das Bild der Einigkeit und der Uneinigkeit. Besonders aber hütet euch, Fremde gegen einige unter euch zu Hülfe zu rufen. Dieses würde euch den Untergang bereiten; denn jeder, durch dessen Hülfe ihr gesiegt haben werdet, wird seine Befehle den eurigen vorgezogen wissen wollen. Noch will ich euch sagen, daß ich Reichthümer besitze, die ich an einen Ort vergraben will, wo ihr sie zur Zeit der Noth finden könnt.«

Hierauf verließen sie den Vater, und zerstreuten sich. Einer aber unter ihnen lauerte seinem Vater auf, um zu

---

*) Fünfte Nacht des Wesyrs.

sehen, wo er diese Schätze hin vergraben würde; und er bemerkte auch wirklich, daß er sie außerhalb der Stadt verbarg. Am folgenden Tage ganz früh begab sich der Sohn an den Ort, grub den Schatz aus, hob ihn, und ging damit von dannen.

Als der Vater seinen letzten Augenblick herankommen sah, versammelte er seine Söhne, und zeigte ihnen genau den Ort an, wo er seine Reichthümer verborgen hatte. So wie er nun gestorben war, gingen sie hin, um sie auszugraben, und fanden einen unermeßlichen Schatz, den sie unter sich vertheilten. Dasjenige nämlich, welches der eine Sohn früher genommen hatte, befand sich gleich unter der Oberfläche der Erde, und er ahnete nicht, daß sich unterwärts noch größere Schätze befinden würden.

Dieser eine nahm also sein Theil auch noch mit, und legte es zu dem früher heimlich genommenen. Kurz darauf heiratete er seine Nichte, mit der er einen Sohn zeugte, der sehr schön wurde. Bei herannahendem Alter begann er nun zu fürchten, daß dieser Sohn arm werden, und daß überhaupt seine Betrügerei entdeckt werden möchte. Er rief ihn daher eines Tages zu sich und sagte zu ihm: »Mein Sohn, wisse, daß ich meine Brüder in meiner Jugend bei der Theilung des Vermögens meines Vaters schändlich betrogen habe. Mich freut es, dich so gut gerathen zu sehen. Wenn du also in Noth kommst, und etwas brauchst, so bitte keinen von ihnen um etwas, noch sonst jemanden; denn ich habe dir in diesem Hause einen Schatz vergraben, den du aber nicht eher öffnen mußt, als bis du ihn zur höchsten Nothdurft brauchst.«

Kurze Zeit darauf starb der Mann, und sein beträcht-

liches Vermögen fiel seinem Sohne zu. Dieser konnte es aber nicht erwarten, sondern, ohne es nöthig zu haben, machte er sich auf, und erbrach den Ort, wo der Schatz verborgen war. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er nichts als einen leeren blendend weiß übertünchten Raum fand, in dessen Mitte von der Decke herab ein Strick hing.

---

## Achthundert vier und neunzigste Nacht.

Senkrecht unter dem Stricke bemerkte er noch zehn aufeinander gestellte Ziegeln, und einen Zettel; worauf folgende Worte standen: »Der Tod ist unausbleiblich. Dir bleibt in deiner Lage nichts übrig, als dich zu erhängen. Bitte daher keinen von meinen Brüdern, um etwas, noch irgend jemanden andern, sondern stoße die Ziegeln mit deinem Fuße von einander, damit dir keine Möglichkeit zur Rettung übrig bleibt. Da wirst du Ruhe haben vor den Spöttereien der Feinde, der Neider, und von der Bitterkeit der Armut.« Es ist nicht möglich, die Empfindungen zu beschreiben, die sich des jungen Mannes bemächtigten. »Ach,« rief er aus, »welchen schlechten Schatz hast du mir hier aufbewahrt!«

Voll Verzweiflung ging er nun aus, und verschwendete sein Vermögen mit seinen Freunden, in der Hoffnung, daß sie sich dereinst auch als solche bewähren würden. So vergeudete er denn seine Reichthümer so leichtsinniger Weise, daß ihm nach kurzer Zeit nichts mehr davon übrig blieb.

Nach vielen kummervollen Augenblicken hatte er schon zwei Tage lang nichts genossen; da verkaufte er seinen

Shawl, der ihm als Turban diente, für zwei Drachmen, und kaufte dafür Brod und Milch, welches beides er hinsetzte, um noch etwas anderes einzukaufen. Als er zurückkehrte, fand er indeß, daß ein Hund sein Brod gefressen und die Milch umgestoßen habe. Ganz voll Verzweiflung ging er nun auf die Straße hinaus, indem er sich fortwährend das Gesicht zerschlug. Hier begegnete er einem seiner besßten Freunde, und entschloß sich, demselben seinen Zustand zu offenbaren.

»Wie?« rief jener aus; »schämst du dich nicht, so thöricht zu sprechen? Wie kannst du vorgeben, dein unermeßliches Vermögen verthan zu haben? Wie kannst du noch die Lüge hinzufügen, und behaupten, ein Hund sei auf den Rand gestiegen, habe dein Brod gefressen, und deine Milch umgestoßen?« Er endigte zuletzt damit, daß er ihn noch derb tadelte. Dieses konnte der Jüngling nicht ertragen. Er ging nach Hause, voll Verzweiflung im Herzen und vermochte nur die Worte hervorzubringen: »Ach, wie wahr hat mein Vater geredet!« Hierauf ging er in das Kabinett, stieg auf die Ziegeln, band sich den Strick um den Hals, und schob die Ziegeln mit den Füßen fort. Sie rollten von einander, der Strick riß, und aus der Decke stürzten eine Menge von Kostbarkeiten auf ihn herab. Er suchte weiter nach, und endeckte einen Reichthum, der alle seine Erwartungen weit übertraf. Nun merkte er erst, daß sein Vater ihn durch dieses Mittel habe klug machen wollen.

Als er nach und nach seine verkauften Güter und Ländereien wieder an sich gebracht hatte, kehrten seine Freunde wieder zu ihm zurück, die er gut aufnahm, und sie köstlich bewirthete.

Eines Tages erzählte er ihnen, daß, als sein Vater noch gelebt hätte, Heuschrecken in sein Haus gedrungen wären, und einen bedeutenden Vorrath von Brod aufgegessen hätten. »Als wir das sahen,« fuhr er fort, »legten wir an die nämliche Stelle ein Granitstück von der Breite und Länge einer Elle; allein die Heuschrecken, die den Geruch des Brodes noch wahrnahmen, zernagten das Granitstück, des Brodgeruchs wegen.« Da sagte ihm jener selbe Freund, der ihn vorher Lügen gestraft hatte, als er ihm sein Unglück mit dem Brode und der Milch erzählt hatte: »Darüber darfst du dich nicht wundern; die Mäuse thun täglich mehr als das.« — »Nun habe ich genug,« rief der nun klüger gewordene junge Mann aus, »verlaßt mich; denn als ich arm war, glaubte man mir nicht, daß der Hund mein Brod gefressen und meine Milch vergossen hatte, und heute, nun ich wieder reich bin, glaubt man mir, daß Heuschrecken ein Granitstück von der Länge und Breite einer Elle zernagen konnten.« Da fühlten sie sich beschämt, verließen ihn, und der junge Mann genoß bis in's späteste Alter in Ruhe sein Vermögen.

Doch wo bleibt diese Geschichte neben derjenigen von dem Könige, welcher in ein Bildnis verliebt war?

## Geschichte

## von dem Könige, der sich in ein Bildnis verliebte.*)

Ein König, dessen Reich an Persien gränzte, zeugte in seinem hohen Alter einen Sohn, den er in allen Wissenschaften unterrichten ließ. Auch bauete er ihm ein prächtiges Schloß. Als der Sohn dieses Prachtgebäude bezog, erblickte er an der Decke eines Zimmers das Gemälde einer weiblichen Schönheit, die nicht ihres Gleichen hatte. Sie war von einer Menge Sklavinnen umgeben dargestellt.

### Achthundert fünf und neunzigste Nacht.

Er war von ihrer Schönheit so ergriffen, daß er besinnungslos zur Erde fiel; denn die Liebe zu ihr hatte sich ganz seiner Seele bemächtigt. Als er wieder zu sich selbst kam, blieb er darunter sitzen, und man vermochte ihn nicht von dieser Stelle wegzubringen.

Als sein Vater nach einigen Tagen zu ihm kam, fand

*) Sechste Nacht des Wesyrs.

er ihn ganz blaß und mager. Dieser, der die Ursache dieser Veränderung nicht wußte, glaubte, er wäre krank, und schickte deshalb nach den Aerzten, um ihn zu heilen. Da diese indeß es nicht vermochten, so sagte er zu einem seiner Getreuen: »Wenn du herausbringst, was meinem Sohne fehlt, so sollst du bei mir zur größten Gunst gelangen.« Jener begab sich hierauf zum Sohne, und benahm sich so geschmeidig gegen ihn, daß er erfuhr, sein ganzes Uebel komme von jenem Bildnisse her. Als er den König davon unterrichtet hatte, versetzte dieser den Sohn in ein andres Haus, welchem er zugleich die Bestimmung gab, alle Fremden, die irgend an seinen Hof kamen, aufzunehmen. Jeden, der sich nur daselbst einfand, befragte der König über dieses Gemälde; doch keiner konnte ihm davon Kunde geben, bis eines Tages ein Mann ankam, welcher beim Anblick dieses Gemäldes ausrief: »Bei Gott, das hat mein Bruder gemacht!« Der König ließ ihn sogleich näher ausfragen und sich nach dem Wohnort seines Bruders erkundigen. Der Fremde antwortete: »Wir sind zwei Brüder; der eine von uns ging nach Indien, wo er die Tochter des Königs sah, in die er sich heftig verliebte. Als er nun Indien verließ, machte er ein Gelübde, daß er in jedem Lande, welches er betreten würde, sie malen wollte, und das Gemälde, welches sich in deinem Schlosse befindet, ist das wohlgetroffene Bildnis dieser Prinzessinn. Ich suche meinen Bruder auf, und bin auf meiner Reise ihm schon sehr lange auf der Spur.«

Als der Sohn des Königs dieß vernahm, rief er aus: »Ich muß nach Indien reisen, und diese Fürstinn sehen.« Auch begab er sich bald darauf auf den Weg, nachdem er unermeßlich kostbare Geschenke mitgenommen hatte. Nach

vielen Beschwerlichkeiten erreichte er Indien, erhielt die Erlaubnis, vor dem König zu erscheinen, und hielt um die Hand seiner Tochter an. Der König erwiederte, daß er ihn sehr gern zum Eidam haben würde, wenn man es nur wagen dürfte, dieses vor seiner Tochter zu erwähnen, weil sie einen unüberwindlichen Haß gegen alle Männer habe.

Der Königssohn ließ in Folge dieser Antwort seine Gezelte unter den Fenstern des königlichen Schlosses aufschlagen, und nach einigen Tagen war er so glücklich, eine der Lieblingssklavinnen der Prinzessinn zu sehn. Er beschenkte sie sehr reichlich, und sagte ihr die Ursache seiner Reise, indem er sie bat, das möglichste für ihn zu thun. Sie aber sagte ihm ganz offen, daß sie es nicht unternehmen würde, das mindeste für ihn zu thun, ja, daß er selbst bei seinem Vorhaben sich großen Gefahren aussetzte. Diese Nachricht betrübte ihn so sehr, daß er gefährlich krank wurde, und da er nicht unterließ, den Sklavinnen der Prinzessinn kostbare Geschenke auszutheilen, so nahm sein mitgebrachtes Vermögen so schnell ab, daß er zuletzt seine Dienerschaft nicht mehr bezahlen konnte, weshalb einer nach dem andern ihn verließ. In dieser Noth sagte er zu einem, in den er das größte Vertrauen setzte, daß er in sein Vaterland zurückkehren, und mit größeren Schätzen wiederkommen wolle. Dieser fand denn auch diesen Plan sehr passend.

Die Reise wurde auch sogleich mit den noch übrigen Getreuen angetreten. Da aber der Weg sehr lang war, so hatte er bald alles verzehrt, und seine Reisegefährten starben bis auf einen, und auch dieser wurde ihm einige Tage darauf durch einen Löwen geraubt. Da mußte nun der Königssohn allein weiter wandeln, welches ihn so angriff, daß

ihm die Füße geschwollen. Endlich gelangte er nach Sagestan, fast nackt und halb verhungert. Nur noch ein einziger Edelstein blieb ihm übrig, welchen er einem Ausrufer übergab, um ihn zu verkaufen. Dieser übernahm die Sache, und führte ihn zu einem Juwelier, welcher ihn fragte, wie er zu dem Besitze dieses kostbaren Kleinods gekommen sei. Er erzählte diesem nun seine Geschichte, und daß er der Sohn eines Königs wäre. Ueber diese Unglücksfälle erstaunt, zahlte ihm der Juwelier tausend Goldstücke, und machte sich anheischig, den Königssohn auf sein Verlangen während seiner Reise zu begleiten.

Als sie an den Grenzen des Landes seines Vaters ankamen, da erkannten ihn die Leute, überhäuften ihn mit Ehrenbezeigungen, und ließen den König soglich von der Ankunft seines Sohnes benachrichtigen. Dieser kam ihnen eilig entgegen, und behandelte den Juwelier mit der größten Auszeichnung.

Nach einem kurzen Aufenthalte begab sich der Sohn des Königs wieder in das Land der schönen Königstochter zurück. Der Juwelier begleitete ihn dahin. Unterweges wurden sie von Räubern angefallen, welche der junge Prinz auf das tapferste bekämpfte. Endlich aber unterlag er, und wurde getödtet. Da begrub ihn der Juwelier, baute ein Denkmal auf sein Grab, und kehrte dann traurig in sein Vaterland zurück, ohne jemanden von diesem Vorfalle etwas zu sagen.

Was nun die Tochter des Königs von Indien betrifft, um derentwillen der Prinz sein Leben eingebüßt hatte, so hatte sie die Gezelte bemerkt, und die Schönheit des Prinzen bewundert. »Was ist aus diesen Leuten geworden?« rief sie eines Tages, »als sie die Zelte nicht mehr be-

merkte;« und wer waren sie?« — »Es waren,« sagte die Sklavinn, »die Diener und die Begleitung des Sohnes des Königs von Persien, der wegen dir so viele Beschwerlichkeiten auf seiner Reise erfahren hat, und den du nicht annehmen wolltest.« — »Wehe dir,« rief die Prinzessinn aus, »warum hast du mir nicht gleich alles so umständlich erzählt? — »Ich fürchtete mich vor deinem Zorne,« war die Antwort der Sklavinn.

Die Prinzessinn ging hierauf zu ihrem Vater, und bat ihn um Erlaubnis, dem Prinzen folgen zu dürfen. »Denn bei Gott,« fügte sie hinzu, »ich muß ihn nun aufsuchen, wie er mich aufgesucht hat; sonst würde ich nicht gerecht gegen ihn sein.« Sie bereitete sich nun zur Reise vor, und gelangte endlich mit vielen Schätzen durch die Wüste bis nach Sagestan. Hier ließ sie einen Juwelier kommen, um sich ein Geschmeide machen zu lassen. Dieser erkannte sie sogleich; denn der Königssohn hatte ihm von ihr erzählt, und sie ihm genau beschrieben. Als er sich nach dem Zwecke ihrer Reise erkundigt, und sie ihm alles mitgetheit hatte, schlug er sich ins Gesicht, zerriß sich die Kleider, streute Erde auf sein Haupt, und weinte bitterlich. »Weshalb thust du dieses,« fragte ihn die Prinzessinn. — »Ach,« erwiederte er, »ich war sein Gefährte, als er auf der Rückreise zu dir war. Da überfielen ihn Räuber, und tödteten ihn.«

Die Prinzessinn ward durch diese Nachricht in die tiefste Betrübnis versetzt, und ohne sich aufzuhalten, reiste sie sogleich zu seinen Eltern, welche sie von dem Schicksale ihres Sohnes benachrichtigte, und ihnen seine Grabstätte anzeigte. Sie begaben sich nun alle zusammen dahin, und beweinten laut seinen Verlust. Die Prinzessinn aber hielt

sich einen ganzen Monat an seinem Grabe auf, und ließ Maler kommen, die ihr Bildnis neben das des Königssohnes malen mußten. Sie schrieb hierauf ihre Geschichte, und die Unglücksfälle, die sie betroffen hatten, auf, und legte sie nebst den Bildnissen in die Grabstätte, worauf sie sich insgesammt fort begaben.

---

## Achthundert sechs und neunzigste Nacht.

Doch ist, sagte der Wesyr Rachuan, diese Erzählung noch lange nicht so schön, wie die Geschichte des Gärbers und seiner Frau.

---

## Geschichte des Gärbers und seiner Frau. *)

In einer großen Stadt lebte eine sehr schöne Frau, welche einen Offizier zum Geliebten hatte. Ihr Mann, welcher ein Gärber war, ging seiner Geschäfte wegen oft aus, und während seiner Abwesenheit kam der Offizier, und unterhielt sich mit seiner Frau, bis zu des Gärbers Zurückkunft. Dieß Verhältnis hatte bereits eine Zeitlang gedauert, als der Offizier der Gärbersfrau sagte, daß er ein Haus neben dem ihrigen kaufen wolle, woselbst er einen unterirdischen Gang von einem Hause zum andern anlegen wollte. »Du aber mußt zu deinem Manne sagen,« fügte er hinzu, »daß deine Schwester mit ihrem Manne, welche so lange abwesend waren, dieser Tage zurückgekommen seien, und daß du sie in der Nachbarschaft eingemiethet habest, um sie alle Augenblicke sehen zu können. Die Aehnlichkeit meiner Schwester mit mir, füge dann hinzu, »ist außerordentlich, und ich bitte dich, gehe zu ihrem Manne, dem Offiziere, und biete ihm deine Waaren an; da wirst du sie se-

*) Siebente Nacht des Wesyrs.

hen und dich überzeugen, daß sie und ich eins sind. Ich bitte dich, thue mir den Gefallen, und gehe herum; da wirst du ja sehen, wie dirs gefallen wird.«

»Als der Offizier nun seinen verborgenen Gang vollendet hatte, und der Gärber von seiner Reise zurückgekommen war, nöthigte ihn seine Frau, hinumzugehen, weil ihre Schwester ihm etwas zu sagen hätte. Da ging denn der Gärber, ohne von der ganzen Geschichte etwas zu wissen, zu seinem neuen Nachbar, dem Offizier, dem Liebhaber seiner Frau, welche ihm in demselben Augenblicke durch den angebrachten unterirdischen Gang in das Haus des Offiziers voran eilte, und sich neben ihn setzte. Der Gärber grüßte beim Eintritt den Offizier und seine Frau, und erstaunte nicht wenig über diese außerordentliche Aehnlichkeit. Er traute seinen Augen nicht, sondern eilte, ohne ein Wort zu sagen, in sein Haus zurück. Seine Frau war indessen durch den geheimen Gang bereits vor ihm in ihrer Wohnung angelangt, hatte sich schnell in ihren Hausanzug geworfen, und zu einer weiblichen Arbeit hingesetzt.

»Habe ich dir nicht gesagt,« rief sie ihrem Manne zu, als er hereintrat, »daß du zu meiner Schwester hinumgehen sollst, um sie mit ihrem Manne zu bewillkommen, und uns in ihre Freundschaft zu empfehlen?« — »Das habe ich auch gethan,« antwortete der Gärber, »allein ich traute meinen Augen nicht, als ich seine Frau sah.« — »Nicht wahr,« unterbrach sie ihn, »habe ich dir nicht gesagt, daß wir uns sehr ähnlich sehen, und daß man uns nur durch die Kleidung unterscheiden kann. Gehe aber nur wieder hinum, und vollende dein Vorhaben.«

Der schwerfällige Gärber glaubte ihr, und kehrte wie-

der um; sie aber eilte ihm voran. Als er sie nun so neben dem Offizier sitzen sah, blickte er sie an, blieb eine Weile nachdenkend stehen, grüßte sie, und sie erwiederte seinen Gruß. Doch als er sie erst sprechen hörte, wurde er ganz stutzig. Der Offizier sagte hierauf zu ihm: »Was fehlt dir denn, daß du so verdutzt bist?« Da antwortete der dumme Gärber: »Die Frau, die dort sitzt, ist mein Weib.« Und ohne ein Wort hinzu zu fügen, rannte er in sein Haus, woselbst er seine Frau an ihrer Beschäftigung sitzen fand. Er kehrte also wieder zum Offizier zurück, wo er sie wieder neben demselben antraf.

Nun aber schämte er sich vor ihnen, er setzte sich daher nieder, und aß und trank mit dem Offizier, welcher ihm indeß so zusetzte, daß er ihn berauscht machte. Der Gärber verfiel hierauf in den tiefsten Schlaf, während welchem ihm der Offizier seine Haare nach türkischer Art abschor, ihm eine Kappe aufsetzte, ihm einen Säbel umhing, und ihn mit einem Gurt umgürtete, an dem ein Beutel befestigt war. Auch einen Bogen nebst Pfeilen hing er ihm noch an, und steckte in seinen Beutel ein Schreiben an den Statthalter von Ispahan, welches den Auftrag enthielt, einem gewissen Rustam Khumar monatlich hundert Drachmen auszuzahlen, ihm zehn Pfund Brod und fünf Pfund Fleisch zu liefern, und ihn unter seine türkische Dienerschaft aufzunehmen. Hierauf steckte er ihm noch ein paar Drachmen in die Tasche, und trug ihn in eine sehr entfernte Gegend.

Der Gärber schlief nun fort, bis am andern Morgen die Sonne aufstieg. Als er da aber erwachte, traute er seinen Sinnen nicht, und überredete sich selbst, er sei ein Türke. Bald ging er vorwärts, bald rückwärts, bis er den

Entschluß faßte, nach Hause zu gehn. »Wenn mich meine Frau kennt,« dachte er, »so bin ich Achmed der Gärber, kennt sie mich nicht, so bin ich Rustam Khumar der Türke.«

Er that es auch wirklich, doch als ihn seine listige Frau erblickte, schrie sie ihn an: »Wohin willst du, du Türke? Willst du in das Haus Achmed des Gärbers eindringen? Er ist ein bekannter Mann, und hat einen Schwager, der Offizier ist, welchen der Sultan sehr achtet. Wenn du dich nicht sogleich fort begibst, so rufe ich meinen Mann, daß er dich behandle, wie es sich gebührt.« Als er diese Worte hörte, glaubte er wirklich, er wäre ein Türke, zumal da der Wein noch in ihm würkte. Er begab sich also hinweg, und da er von ungefähr die Hand in die Tasche steckte, bemerkte er den Brief. Diesen ließ er sich von jemandem vorlesen; worauf er den festen Entschluß faßte, sich seinen Zunftgenossen, den Gärbern, zu zeigen. »Erkennen mich diese nicht, so bin ich wirklich ein Türke.«

Als diese ihn nun von weiten kommen sahen, glaubten sie, er wäre einer von jenen Türken, welche ihnen Arbeit geben, ohne sie dafür zu bezahlen. Sie hatten schon früher deshalb beim Sultan Klage geführt, welcher ihnen Vollmacht gegeben hatte, sie zu schlagen, oder mit Steinen nach ihnen zu werfen. Als sie ihn also sahen, bewillkommten sie ihn mit Knüppeln, und warfen mit Steinen nach ihm. Bei diesem Empfange rief er aus: »Nun wohl, ich bin ein Türke, ohne es zu wissen, und, indem er sich des Geldes bediente, das er bei sich fand, miethete er ein Lastthier, reiste nach Ispahan, und überließ seine Frau dem Offizier.

## Achthundert sieben und neunzigste Nacht.

So niedlich indessen die Geschichte ist, so steht sie doch in keinem Vergleich mit der Geschichte des Kaufmanns, der alten Frau und des Königs.

---

# Geschichte

## von dem Kaufmanne, der alten Frau und dem Könige. *)

In der Stadt Chorassan waren mehrere Familien, die mit Glücksgütern überhäuft waren, und sich die höchsten Aemter in der Regierung zugeeignet hatten. Jedoch ihre Gunst nahte sich ihrem Ende; denn alle Leute der Stadt haßten sie, und sie wanderten alle aus, bis auf eine alte Frau, die, so gebrechlich sie auch war, von niemandem unterstützt, aus der Stadt getrieben wurde. Man hatte ein so großes Vorurtheil gegen sie, daß man allgemein sagte: »Was soll diese Frau bei uns? Sie ist ja nur unheilbringend für Jeden, der ihr wohlthut; denn sie belohnt ihn mit bösem.« — Man brachte sie also außer der Stadt in ein verfallenes Gebäude an der Landstraße, wo ihr die vorüber reisenden Fremden Almosen gaben.

Als sie einige Zeit sich dort aufgehalten hatte, begab es sich, daß der König von seinem Neffen angefeindet wurde.

---

*) Achte Nacht des Wesyrs.

Sein Volk liebte ihn nicht; dennoch lag es in dem Rathschluß Gottes, daß der König die Oberhand behielt; indeß in seinem Herzen blieb Groll gegen den Neffen. Er benachrichtigte seinen Wesyr von allem, was vorgefallen, und daß die größte Geldnoth im Schatze herrsche. Zugleich ließ er einen begüterten Mann nach dem andern zu sich rufen, ihn nach seiner Religion und nach seinen Vermögensumständen befragen, und wenn er nicht gründliche Antwort darüber gab, ließ er ihm alles, was er hatte, nehmen.

Einstmals kam auch ein sehr reicher reisender Kaufmann an; er wußte von allen diesen Bedrückungen nichts, und kehrte, da es Abend war, in dem zerstörten Gemäuer ein, wo sich die alte Frau aufhielt, und gab ihr etwas Geld. Hierauf erhub sie ihre Stimme, um für sein Wohl zu beten, und da der Kaufmann von ferne Leute bemerkt hatte, die ihm nachkamen, und die er für Räuber hielt, so entschloß er sich, bei der Alten zu übernachten. Sie gewährte ihm sehr freundschaftlich seine Bitte, und während ihrer Unterhaltung benachrichtigte sie ihn auch zugleich von den Fragen, die der Minister jedem Fremden vorlegte. »Doch sei unbesorgt,« fügte sie hinzu: »nimm mich nur mit dir in die Stadt, und frage mich um Rath; ich werde dir seine Fragen auslegen helfen.«

Als nun der Kaufmann den andern Morgen in die Stadt reisete, nahm er sie mit, und verbarg sie in seinem Hause. Gleich darauf wurde der Wesyr von der Ankunft des Fremden benachrichtigt und alsbald ließ er ihn auch vor sich fordern. Er unterhielt sich mit ihm aufs freundschaftlichste von seinen Reisen, und schloß mit den Worten: »Ich will dir doch einige Fragen vorlegen; wenn du sie mir be-

antwortest, so wird es gut für dich sein. Wie viel wiegt der Elephant?« fragte ihn hierauf der Wesyr. Hier verstummte der Kaufmann, und glaubte schon seines Untergangs gewiß zu sein. Doch ermannte er sich, und bat um drei Tage Aufschub. Dieses ward ihm denn auch vergönnt. Als er nun nach Hause kam, erzählte er der Frau, was vorgefallen war. Diese sagte zu ihm: »Gehe du nur morgen zum Wesyr. Um das zu erfahren, mußt du ein Schiff haben, es ins Meer setzen, und darein den Elephanten thun. Das Schiff wird sinken, und dann mußt du die Stelle am Schiffe bezeichnen, bis wohin das Wasser gestiegen ist. Dann schaffe den Elephanten heraus, und wirf so viel Steine in das Schiff, und fahre so lange damit fort, bis es eben so weit hinabsinkt, und das Wasser wieder bis an denselben Fleck zu stehen kommt. Hierauf nimm die Steine heraus, wiege sie, und daraus wird sich das Gewicht des Elephanten ergeben.«

Als er am andern Morgen dem Wesyr diese Antwort brachte, erstaunte dieser, und warf ihm folgende Frage auf: »Was sagst du zu einem Manne, der in seinem Zimmer vier Oeffnungen sieht, und aus deren jeder eine Schlange sich auf ihn zu stürzen im Begriff ist. In demselben Zimmer befinden sich vier Stangen, und jede Oeffnung kann nur mit dem Ende zweier dieser Stangen verstopft werden. Wie wirst du es machen, diese vier Oeffnungen auf einmal zu verstopfen, und dich vor den Schlangen zu sichern?« Da bat der Kaufmann sich wieder Aufschub aus, der ihm auch bewilligt wurde. Seine alte Freundinn, welche ihn bestürzt hereintreten sah, ließ sich sogleich alles erzählen. »Sei unbesorgt,« sagte sie hierauf zu ihm: »Gehe du morgen nur

zum Wesyr, und sage: Folgendes ist die Antwort auf deine Frage. Du nimmst nämlich die zwei Enden zweier Stangen, und verstopfest damit ein Loch, da diese zwei Stangen aber noch zwei andre Enden haben, so verstopfe du mit diesen letzteren das sich gegen über befindende Loch. Dann nimmst du die zwei andern Stangen, legst sie quer über die schon befestigten, und steckst die vier Enden in die zwei einander gegen überstehenden Oeffnungen.«

Da wunderte sich der Wesyr, daß er seine Frage so gut beantwortet hatte, und sprach: »Gehe in Frieden; dich werde ich nicht mehr fragen; wenn alle deine Kenntnis hätten, so würde ich bald um meine Stelle kommen.« Der Wesyr unterhielt sich hierauf noch eine Weile mit ihm, und erfuhr, daß die alte Frau ihm diesen Rath gegeben hätte. Worauf der Wesyr äußerte, daß der vernünftigste Mann doch immer eines vernünftigen Freundes nöthig habe. Das sehe man hier recht deutlich, da jene alte gebrechliche Frau diesem Manne das Leben und sein Vermögen auf das leichteste gerettet habe.

Doch diese Geschichte ist nichts im Vergleich mit dem Thoren, der sich in alles gemengt hat, was ihn nichts anging.

## Achthundert acht und neunzigste Nacht.

### Geschichte

### von dem Thoren, der sich in alles mengte. *)

Es gab vor alten Zeiten einen Narren; der war reich, und hatte eine sehr schöne Frau. Diese liebte einen jungen Mann, welcher sie in der Abwesenheit ihres Gatten besuchte. Dieses dauerte eine Weile so fort. Doch nach längerer Zeit sagte ihr Geliebter zu ihr: »Wenn du mich liebst, so veranstalte es, daß ich dich in Gegenwart deines Mannes küssen kann, wo nicht, so komme ich, so lange ich lebe, nicht mehr zu dir. Die Frau, die ihn sehr liebte, und ohne ihn nicht leben konnte, auch ihn nicht gern verdrießlich sah, sagte: »Es sei, mein Augapfel! Möge der doch nicht leben, der dir widersteht.« — »Heute noch?« fragte er sie hierauf. »Auch dieses sei dir gewährt,« war die Antwort.

Als ihr Mann nun heim kam, sagte sie zu ihm: »Geliebter Mann, ich hätte große Lust, mich heute außer der

*) Neunte Nacht des Wesyrs.

Stadt zu zerstreuen. Könnten wir nicht in unsern Weingarten gehen?« — »Sehr wohl,« sagte der Mann, und begab sich mit ihr auf den Weg. So wie sie daselbst angelangt waren, schlug er ihr ein Zelt neben einem großen Baume auf. Sie aber grub in der Eile eine Höhlung neben dem Zelte aus.

Nach Verlauf einiger Tage sagte sie zu ihrem Manne, daß sie große Lust habe, auf den Baum zu steigen. »Thue es doch in Gottes Namen,« erwiederte der Mann. Als sie nun auf dem Baume war, erhub sie sogleich ein jämmerliches Geschrei, und schlug sich ins Gesicht, und schrie ihrem Manne zu: »Du Taugenichts, du Schändlicher, sind das deine schönen Gewohnheiten? Du schwörest mir, und lügest?« Dieses wiederholte sie mehreremale, und eilte im Zorn vom Baum herab, zerriß ihre Kleider, und sagte: »Du Niederträchtiger, so benimmst du dich gegen mich? Vor meinen Augen wagst du es, ein Mädchen zu liebkosen, wie magst du erst handeln, wenn du fern von mir bist!« — »Was fehlt dir denn?« rief der erstaunte Mann aus. »Du kannst noch fragen? »So eben,« erwiederte sie, »habe ich dich gesehen, ein Mädchen küssen.« Der Mann mochte noch so sehr seine Unschuld betheuern, die Frau blieb dabei, und als sie kurz darauf wieder auf den Baum gestiegen war, wiederholte sie ihre Scheltworte. Dieses trieb sie so lange, bis der Mann sich entschloß, selber auf den Baum zu steigen. Doch kaum befand er sich oben, als die Frau sogleich ihren Geliebten rief, und sich von ihm küssen ließ. Der Mann sah in demselben Augenblicke diesen Vorfall, und begann nun seinerseits auch zu schelten und zu schimpfen. Er eilte hinunter und die Frau fragte ihn: »Was

hast du denn gesehen?« — »Ich sahe eben einen Mann dich umarmen.« — »Du lügst,« erwiederte sie, »das kann nicht sein; das bildest du dir nur ein.« Er stieg daher noch einigemal hinauf, und sogleich erschien auch wieder der Geliebte, und umarmte des Mannes Frau, welche ihrem Manne jedesmal den Vorfall läugnete, bis er endlich sich entschloß, den Garten zu verlassen, weil, wie er sagte, er von Geistern und Spukgestalten wimmeln müsse. Sie reisten ab und der Geliebte hatte auf diese Art seinen Zweck erreicht.

---

## Achthundert neun und neunzigste Nacht.

Doch ist diese Geschichte nicht so schön, als diejenige des Gehässigen.

---

## Geschichte von dem Gehässigen *)

Ein mächtiger, aber sehr ungerechter König bewohnte ein sehr schönes gesegnetes Land; da er indessen seine Völker drückte, so flohen viele aus seinem Lande. Er hatte die schreckliche Gewohnheit, daß, wenn er von irgend einem schlechten oder ungerechten Menschen hörte, er nach ihm schickte, und ihn durch große Versprechungen an sich zog. Ein Zollbeamter hatte einst diesen Ruf; nach diesem schickte er, und als ihn der König erblickte, sagte er zu ihm: »Du bist mir zwar schon geschildert worden; indessen finde ich dich noch weit über der mir gemachten Schilderung. Sage mir doch etwas, was du gethan hast.« Nachdem der Zollbeamte ihm einige Streiche erzählt hatte, bezeigte ihm der König seine Zufriedenheit und ernannte ihn zum Einnehmer der Zehnten.

Als er nun eines Tages in seinen Amtsbeschäftigungen ausging, sah er einen Holzfäller, der Holz mit sich fortschleppte. Von diesem forderte er sofort eine Drachme als

*) Zehnte Nacht des Wesyrs.

Zehnten. »Willst du mich und meine Kinder umbringen?« fragte ihn der Holzfäller. »Wer spricht von Umbringen?« erwiederte der Einnehmer. »Ja wohl,« sagte der andere, »heißt das mich und meine Familie umbringen, wenn du hier von mir eine Drachme als Zehnten foderst, da mein ganzes Holz hier außer der Stadt kaum eine Drachme gilt. Läßt du mich aber los, so daß ich in die Stadt komme, wo ich meine Last um drei Drachmen verkaufen kann, so werde ich dir eine Drachme geben, und für die übrigen zwei Unterhalt für meine Familie kaufen. Ich finde überhaupt deine Handlungsweise mit mir ganz dem Verfahren ähnlich, welches der weise König David einst beobachtete.« — »Und wie war das?« — Der Holzfäller erzählte ihm hierauf die Geschichte Davids und Salomo's, über welche Frieden komme.

---

## Geschichte von David und Salomo.

Einst wurde David, über den Frieden komme, von Ackerbesitzern gegen Hirten um Hülfe gebeten, deren Heerden bei Nachtzeit in ihre Saaten gelaufen waren, und sie abgefressen hatten. Da befahl David, den Schaden zu schätzen, und ihn zu vergütigen. Gegen dieses Urtheil erhub sich Salomo, über den Frieden komme, und sprach: »Mit nichten; sondern die Heerden müssen den Ackerbesitzern überliefert werden, welche so lange ihre Milch und den Ertrag ihrer Wolle benutzen können, bis sie den Werth ihrer verwüsteten Saat daraus erhalten haben, dann können die Besitzer ihre Heerden zurücknehmen.« Auf diese Art behielt das Urtheil Salomo's den Vorzug über dasjenige Davids. Dieser war aber deshalb nicht ungerecht, sondern das Urtheil Salomo's war bloß billiger und annehmbarer.

Diese Geschichte gefiel dem Einnehmer so gut, daß er ihm seinen Zehnten erließ, und ihn nöthigte, bei ihm zu bleiben. »Vielleicht,« fügte er hinzu, »werde ich durch dich von meinen Ungerechtigkeiten auf den rechten Weg geführt werden.« Da folgte ihm der Mann nach, bis sie einen

andern Holzfäller antrafen. Diesem wurde befohlen, den Zehnten zu zahlen. Da bat ihn dieser um Erlaß bis auf morgen, weil er die Miethzinse seines Hauses noch entrichten müsse. Auf morgen aber versprach er, ihm den Zehnten von zwei Tagen zu zahlen. Doch er bekam eine abschlägige Antwort. Da sagte der Begleiter zu ihm: »Wenn du ihn zur Bezahlung zwingen willst, so wirst du ihn nöthigen, das Land zu verlassen, denn er ist nicht einheimisch, und hat keine eigne Wohnung. Wenn du also den heutigen Drachmen mit Gewalt einforderst, so gehn dir im Laufe des Jahres dreihundert und sechzig Drachmen verloren. Du wirst also das Ganze verlieren, um einen kleinen Theil zu erhalten.« — »Du hast ganz Recht«, erwiederte ihm der Einnehmer. Ich schenke dem Manne im Gegentheil monatlich eine Drachme zu seinem Wohnungszins, und so entließ er ihn.

Drauf begegneten sie einem dritten Holzfäller. »Zahle deine Zehnten,« rief er ihm zu. »Ach,« erwiederte dieser, »ich bin dir eine Drachme schuldig; aber habe Geduld mit mir, bis ich von der Stadt zurückkomme, oder nimm jetzt von mir vier Danik *) an.« — »Nein,« rief der Beamte ihm zu, »das werde ich nicht thun.« Da sagte ihm sein Begleiter: »Nimm lieber jetzt von ihm hier die vier Sechstheil einer Drachme an; denn es ist leichter, das zu nehmen, was gegenwärtig ist, als auf das Kommende zu warten.« — »Bei Gott, du hast Recht,« rief der Einnehmer aus. »Ich sehe ein, daß Langmuth besser ist als Ungerech-

*) Ein Danik ist ein Sechstheil einer Drachme.

tigkeit. Ich kann nicht mehr schlecht handeln, ich will mich bessern.« Er bereuete auch wirklich seine Bedrückungen, und that Buße.

Doch diese Geschichte ist in keinem Vergleich mit der Erzählung von dem Diebe und der Frau.

## Geschichte

## von dem Diebe und der Frau. *)

Ein sehr feiner Dieb hatte die Gewohnheit, sich ståts von andern Dieben entfernt zu halten, damit er nie mit ihnen verwechselt würde; auch stahl er nie in seiner Nachbarschaft. Dieses Handwerk trieb er so im Verborgenen, daß niemand den mindesten Verdacht auf ihn haben konnte. Da fügte es sich einstens, daß er bei Nacht zu einem bettelarmen Manne eindrang, den er aber für reich hielt. Da er indeß nicht das mindeste bei ihm fand, und er sich fest vorgenommen hatte, heute noch einen guten Fang zu thun, weckte er in seinem Grimm den Mann, welcher neben seiner Frau schlief, auf, und verlangte von ihm, er möchte ihm seinen verborgenen Schatz anzeigen.

## Neunhundertste Nacht.

Dieser Mann hatte nun keinen Schatz vorzuzeigen. Allein der Dieb glaubte nicht, sondern drang in ihn mit

*) Elfte Nacht des Wesyrs.

Drohungen und Prügeln, so daß der Mann in seiner Angst ausrief: »Ich schwöre dir, daß ich meine Frau verstoßen will, wenn ich die Unwahrheit sage.« — »Wehe dir,« rief die Frau, »du willst mich verstoßen, da doch der Schatz in der Kammer ist?« Sie nöthigte hierauf den Dieb, immer mehr auf den Mann loszuschlagen, damit er ihm den Schatz anzeigte. Der Dieb ließ sich nicht sehr bitten, sondern schlug zu, bis ihm der Mann die Kammerthüre öffnete, in welche er sich mit ihm stürzte, um den Schatz heraus zu holen. Als er nun in der Kammer war, warf die Frau schnell die Thüre, welche zum Glück sehr fest war, hinter ihm zu, und schloß sie ab; dann rief sie dem Diebe zu: »Wehe dir du Thor, du Bösewicht! Nun ist deine Stunde gekommen; denn nun werde ich die Polizei und die Häscher herbeirufen, damit sie dich ergreifen. Gewiß, es kostet dir dein Leben, du Satan.« Da sprach der Dieb zu ihr: »Laß mich los, daß ich heim gehe.« — »Du bist ein Mann,« rief sie ihm zu, »und ich eine schwache Frau. Du hast in deiner Hand ein Messer, und ich fürchte mich vor dir.« — »Nimm mir das Messer ab,« rief er, indem er es unter der Thür durchsteckte. Als sie nunmehr das Messer hatte, und sie daher für das Leben ihres Mannes nicht mehr besorgt sein durfte, rief sie ihrem Manne, der mit in der Kammer war, zu: »Bist du denn ein Weib, und er ein Mann? Haue doch derb auf ihn zu, wie er auf dich zugeschlagen hat, und wenn er es wagt, nur die Hand gegen dich auszustrecken, so schreie ich, und rufe alle Häscher des Stadtviertels zusammen.« Nunmehr fing der Mann an, auf den Dieb zu schimpfen, und ihn mit einem Knotenstock derb durchzuhauen. Der Dieb dagegen schrie nach der Frau um Hülfe, und bat

sie um Rettung. Doch sie rief ihm zu: »Warte nur, es wird noch ärger kommen.« Der Mann, welcher indeß nicht aufhörte zu schlagen, wurde nunmehr von seiner Frau befragt: »Wie viel sind wir wohl Miethzins dem Hausherrn für unsere Wohnung schuldig? Wir haben nichts, und der Zins wird schon hoch angelaufen sein.« Bei diesen Worten hatte der Mann aufgehört, den Dieb zu schlagen, welcher sich, um nur loszukommen, jetzt nach dem Belauf der Miethe erkundigte. Der Mann meinte, sie könnte wohl achtzig Drachmen betragen. »Das will ich dir bezahlen, rief der Dieb, laß mich nur los.« — »Lieber Mann,« fuhr die Frau weiter fort, »wie viel sind wir nur dem Bäcker schuldig, und dem Grünzeughändler?« — »Auch das will ich bezahlen! Wie viel beträgts?« rief der Dieb. »Hundert und zwanzig Drachmen,« sprach der Mann. »Das sind zweihundert Drachmen; laßt mich nur los.« — »Ach, lieber Mann,« fuhr sie fort, »und unsre liebe Tochter, die ist groß; wir müssen sie verheiraten und ausstatten.« — »Wie viel brauchst du dazu?« — »Zum wenigsten hundert Drachmen.« — »Das macht zusammen dreihundert Drachmen.« — »Ach, lieber Mann,« unterbrach ihn die Frau, »wenn die Tochter wird verheirathet sein, braucht sie doch Geld zu ihren Ausgaben für den Winter zu Kohlen, Holz und andern Bedürfnissen.« — »Nun, was verlangst du denn dafür?« rief der Dieb. »Hundert Drachmen,« erwiederte sie. »Nunmehr bin ich euch vierhundert Drachmen schuldig.« — »Ach, du lieber Dieb,« rief die Frau, »mein armer Mann braucht ein kleines Kapital, um Waaren zu kaufen, und einen Laden zu öffnen.« — »Und wie viel macht das?« fragte der Dieb. »Hundert Drachmen,« war die Ant-

wort. »Ich will meine Frau dreimal verstoßen,« schwur hier der Dieb, »wenn ich so viel besitze. Das sind überhaupt meine Ersparnisse seit zwanzig Jahren. Laßt mich nur los; ich will euch alles geben!« — »Ach du Thor!« rief sie aus, »wie kann ich dich laufen lassen? das sind bloß leere Redensarten! Gieb nur ein sicheres Zeichen.«

Sie rief hierauf ihre Tochter, und befahl ihr, so wie ihrem Mann, die Thür genau zu bewachen, bis sie zurückkommen würde, und sie selbst ging zur Frau des Diebes, und benachrichtigte sie von der Lage ihres Mannes, daß man ihn festhalte, und man ihn ohne siebenhundert Drachmen nicht loslassen würde. Zugleich übergab sie ihr das Zeichen ihres Mannes, und nunmehr zahlte diese die verlangte Summe aus.

---

## Neunhundert und eine Nacht.

Sie nahm die siebenhundert Drachmen in Empfang, und kehrte in ihr Haus zurück, wo sie bei anbrechendem Morgen anlangte, und dem Diebe seine Freiheit schenkte. »Liebster Freund,« rief sie ihm im Weggehen zu: »wenn sehen wir dich wieder kommen, um den Schatz zu holen?« — »Du Schuldenbock,« erwiederte er ihr, »wenn du wirst wieder siebenhundert Drachmen nöthig haben, um deine Schulden zu bezahlen, und die Angelegenheiten deiner Familie in Ordnung zu bringen.« Hierauf machte er sich davon, und konnte kaum an seine Rettung glauben.

Doch diese Erzählung steht weit hinter der Geschichte des Herrn Jesus, seiner Jünger, und der drei Leute.

# Geschichte

## von dem Herrn Jesus, seinen Jüngern und den drei Leuten. *)

Drei Männer gingen aus nach der Stadt, um den König aufzusuchen. Da fanden sie an dem Wege einen Stein von gediegenem Golde, welcher funfzig Pfund schwer war. Als sie ihn sahen, huben sie ihn auf, und trugen ihn auf ihren Schultern weiter. Als sie in die Nähe einer Stadt kamen, sagte einer zu dem andern: »Wir wollen uns in die Moschee setzen, während daß einer von uns etwas zu essen besorgen mag. Sogleich machte sich auch einer auf, um diesen Auftrag zu vollführen. Als er nun in der Stadt angelangt war, fiel es ihm ein, daß er wohl die andern hintergehen und das Gold für sich allein behalten könnte. Er kaufte daher Speise und vergiftete sie. Doch so wie er zu seinen Gefährten zurück kam, fielen diese über ihn her, und tödteten ihn, um das Gold nicht mit ihm theilen zu dürfen. Sodann aßen sie von der Speise und fanden durch sie sogleich ihren Tod, so daß der Rest vor ihnen stehen blieb.

---

*) Zwölfte Nacht des Wesyrs.

Jesus, der Sohn Maria, [1]) über den Heil und Segen komme, ging so eben vorüber, und erblickte sie in diesem Zustande. Da bat er Gott, den erhabenen, daß er ihm sagen möge, was sich mit diesen zugetragen habe. Gott erhörte sein Gebet, und erzählte ihm ihre Geschichte. Da verneigte sich Jesus dankend, pries Gott, und wunderte sich über dieses Ereignis. Als er es nun auch seinen Jüngern erzählte, rief einer von ihnen aus: »O du Geist Gottes, wie gleicht doch diese Geschichte dem Ereignisse, das sich mit mir zugetragen hat.« — »Und wie lautet dieß?« — Der Jünger antwortete:

»Ich war in einer Stadt, wo ich in einem gewissen Kloster tausend Drachmen verborgen hatte. Nach einem kurzen Zeitraum ging ich, sie mir zu holen, und band sie in meinen Gurt. Als ich in die Wüste kam, wurde mir doch ihre Last zu schwer, und da ich einen Reiter hinter mir herkommen hörte, so wartete ich ihn ab, und sprach: »Lieber Reiter, trage mir doch meine Drachmen, Gott wird dir's lohnen.« Er aber erwiederte: »Das werde ich wohl bleiben lassen, denn ich matte mich und mein Pferd dabei ab.« Indeß, als er ein kleines Stück weiter geritten war, dachte er bei sich selbst: »Wenn ich sie angenommen, und mein Pferd angetrieben hätte, und ihm vorgeeilt wäre, wie hätte er mich da einholen können?« Ich aber dachte bei mir selbst: »Ich hätte doch sehr thöricht gehandelt; wenn er mir sie nun aufs Pferd genommen hätte, und fortgeeilt wäre? Was hätte ich da gethan?« In demselben Augenblicke kehrte er zu mir zurück, und sagte: »Gieb die Drachmen her, ich will sie dir tragen.« Ich aber sagte zu ihm: »Was

dir jetzt eingefallen ist, ist mir eben auch eingefallen. Reise also in Frieden weiter.«

Da sagte Jesus, über den Heil und Segen komme: »Wenn diese Leute mit Vorsicht und Vernunft gehandelt hätten, so hätten sie sich keiner Gefahr ausgesetzt; aber sie haben die Folgen ihrer Thaten nicht gehörig bedacht; denn wer mit Einsicht und Vorsicht handelt, besiegt jede Gefahr. Wer aber diese Regel aus den Augen setzt, muß es bereuen.«

Doch diese Geschichte ist nicht so schön, als die **des gerechten Königs, seines Wesyrs und seines ungerechten Bruders.**

## Geschichte

## von dem gerechten Könige, seinem Wesyr und seinem ungerechten Bruder *).

In einer Stadt Indiens war ein sehr gerechter König, dessen Wesyr sehr vernünftig und einsichtsvoll war. Auf ihn verließ sich der König in allen Angelegenheiten, und bei den Unterthanen war er wegen seiner guten Eigenschaften allgemein beliebt.

Der König hatte noch einen Bruder, welcher schon längst gewünscht hatte, ihm den Thron zu rauben; denn des Königs Leben dauerte ihm zu lange. Er berathschlagte daher mit seinen Freunden, und diese sagten zu ihm: »Bei'm Könige ist der Wesyr alles. Wenn wir also den Wesyr aus dem Wege räumen, so wird sein Herr bald aufhören, König zu sein.«

*) Dreizehnte Nacht des Wesyrs.

## Neunhundert und zweite Nacht.

Nach vielen vergeblichen Entwürfen entschloß er sich, seine Frau um Rath zu fragen. Mit dieser ward nun beschlossen, daß man ihm eine tiefe Grube graben wollte, und zwar an dem Orte der Vorhalle des königlichen Palastes, wo der Wesyr durchgehen mußte, und daß man sie darnach mit den gewöhnlichen Teppichen wieder bedecken wolle. Dieß wurde denn auch genau ausgeführt.

Hierauf ließ er den Wesyr im Namen des Königs eiligst rufen, mit dem Bemerken: er möchte durch die geheime Thür in der Vorhalle zum Könige gehen. Der Wesir begab sich sogleich dahin, und als er die Grube betrat, stürzte er hinein, und der Bruder des Königs, der sich verborgen gehalten hatte, warf mit Steinen auf ihn. Doch der Wesyr merkte sogleich den Verrath, und machte nicht die mindeste Bewegung. Dieß veranlaßte den Bruder des Königs, zu glauben, daß er todt wäre. Er zog ihn also heraus, und ließ ihn nach Mitternacht ins Meer schaffen. Der Wesyr indeß strengte hier alle seine Kräfte an, um sich schwimmend oben zu erhalten, bis endlich ein Schiff vorbeifuhr, welchem er zurief, und das ihn auch aufnahm.

Am andern Morgen war die Trauer allgemein um den Wesyr; besonders war der König darüber untröstlich. Indeß entschloß er sich dennoch, zur Wahl eines andern Wesyrs zu schreiten. Dieß benutzte der Bruder des Königs, und schlug ihm einen Mann vor, den er als ganz vorzüglich schilderte, der aber bloß ihm gänzlich ergeben war. Der König nahm denselben auch wirklich an, und unterrichtete ihn von den Angelegenheiten des Reichs. Allein schon nach

wenigen Tagen ward gemeinschaftlich der Beschluß gefaßt, sich des Königs zu bemächtigen. Der König wurde in Fesseln gelegt, und sein Bruder übernahm an seiner Stelle die Regierung. Indeß er beging so viel Ungerechtigkeiten, daß der Haß der Leute laut wurde, und er befürchten mußte, daß, wenn sie erführen, der König lebe noch, sie denselben mit Gewalt befreien und wieder auf den Thron setzen würden, welches dann seinen und seiner Rathgeber Untergang herbeiführen müßte. »Wenn wir,« sprachen sie daher zu einander, »ihn in die See würfen, so würden wir von dieser Besorgniß befreit sein.« Und noch in derselben Nacht führten sie diese Schandthat aus. Allein der König rettete sich durch Schwimmen und kam an eine Insel, wo er fünf traurige Tage zubrachte, bis endlich am sechsten sich ein Schiff nahte, welchem er zuwinkte, und das ihn aufnahm.

Als er nun wieder ans Land gesetzt worden war, wendete er sich an einen Säemann, den er um Rath und nach dem Wege fragte. »Bist du ein Fremder?« sagte dieser zu ihm. »Ach, wenn du doch meinen Genossen sehen könntest! Er hat mit dir viel Aehnlichkeit, und er ist in demselben Zustand, wie du.« — »Wahrhaftig,« erwiederte der König, »du machst mich neugierig. Kann man ihn nicht sehen?« — »Sehr gern,« erwiederte jener, »nur muß ich vorher meine Saat vollenden.« Der König wartete also, bis er ihn nach Hause führte, wo er denn in dem Genossen des Säemanns seinen Wesyr wieder erkannte. Beide vergossen hier einen Strom von Thränen, und umarmten sich einander. Drauf hielten sie sich noch einige Zeit bei dem braven Manne auf, und halfen ihm in seinen Verrichtungen, erkundigten sich dabei aber häufig nach ihrem Lande,

und erfuhren endlich, daß ihr Volk unter der größten Bedrückung schmachte. Bald darauf erschien ein Schiff, auf welchem sich ein Kaufmann aus ihrem Lande befand, der sie sogleich erkannte und über ihr Wiederfinden sehr vergnügt war. Er machte ihnen kostbare Geschenke, und rieth ihnen, eiligst wieder heim zu kehren. Dazu entschlossen sie sich denn auch, und alsbald sammelten sich eine Menge Leute um ihren geliebten König, welcher sich nun stark genug fühlte, um seinen Bruder und dessen Wesyr anzufallen, sie zu ergreifen und ins Gefängniß zu sperren.

---

## Neunhundert und dritte Nacht.

Auf diese Art befand sich also der alte König nebst seinem Wesyr in seine frühere Lage zurück versetzt, und so leer sie auch den Schatz fanden, so wußten sie doch durch weise Maaßregeln ihn bald wieder anzufüllen, ohne die Unterthanen zu drücken; und er gab dadurch einen Beweis, daß Einsicht und Schonung der Unterthanen weiter führen könne, und länger ausdauere, als angehäufte Schätze.

Doch diese Geschichte ist bei weitem nicht so schön, wie diejenige des Mannes, der aus zu großer Vorsicht seinen Tod verursachte.

---

## Geschichte

## von dem Manne, der aus zu großer Vorsicht seinen Tod fand *).

Dieser Mann befand sich einst auf der Reise in einem Lande, welches wegen seiner vielen wilden Thiere gefährlich zu bereisen war. Die Karavane, bei welcher er sich befand, kam einst bei Nacht in einer Stadt an, die ihre Thore nicht öffnen wollte. Sie mußten also außerhalb derselben übernachten. Jener Mann aber hatte, aus Besorgnis für sein Leben, und aus Furcht vor den wilden Thieren an dem Orte keine Ruhe, sondern er suchte sich einen sichern und festen Platz, wo er übernachten könnte. So kam er endlich zu einem alten verödeten Gebäude, auf dessen Mauern er Zuflucht suchte. Als er indeß ganz oben hinauf gestiegen war, that er einen Fehltritt.

*) Vierzehnte Nacht des Wesyrs.

## Neunhundert und vierte Nacht.

Bei dieser Gelegenheit fiel er denn in einen Abgrund hinab, wo er einen schmählichen Tod fand, während seine Freunde in ihrer Unbesorgtheit glücklich und gesund erwachten. Hätte dieser Mann seine Einsichten unterdrückt, und sich vertrauensvoll dem Geschick überlassen, ohne die Vorherbestimmung umgehen zu wollen, so wäre er unbeschadet davon gekommen.

Doch diese Geschichte ist gar nichts im Vergleich mit der Erzählung von dem Manne, der den Leuten Gutes erzeigte, ohne sie zu kennen.

## Geschichte

## von dem Manne, der den Leuten Gutes erzeigte, ohne sie zu kennen *).

Ein Araber von sehr hohem Ansehen und vielen edeln Eigenschaften hatte mehrere Brüder, die ihn oft einluden, oder ihm sonst Gesellschaft leisteten. Das einemal war die Reihe an ihm, seine Freunde zu bewirthen; und er hatte deshalb alles aufs festlichste vorbereitet. Wohlriechende Wachskerzen erleuchteten die Zimmer, die kostbarsten Früchte prangten auf den Tellern, alle Seltenheiten waren hervorgesucht, sogar die schönsten Sänger und Sängerinnen waren befehligt zu erscheinen. Der Wirth ging eben aus, um seine Freunde zusammen zu suchen. Es befand sich niemand in seinem Hause, und da er bald wieder kommen wollte, legte er bloß ein gewöhnliches Vorlegeschloß an seine Thüre.

In derselben Stadt befand sich ein sehr gebildeter junger Mann, der als Kaufmann mit vielen Waaren dahin

---

*) Funfzehnte Nacht des Wesyrs.

gekommen war. Allein er war so freigebig und verschwenderisch gewesen, daß er sein großes Vermögen verthan, und nichts mehr hatte, als was er von Kleidungsstücken auf dem Leibe trug. Ja, er war sogar genöthigt, sein Bett zu verkaufen, und die Wohnung, wo er so glückliche Tage verlebt hatte, zu verlassen, und die Einwohner der Stadt von Tage zu Tage um eine Nachtherberge zu ersuchen. Als er eines Tages auch so in den Straßen umher irrte, begegnete er einer sehr schönen Frau, deren Anblick ihn seine unglückliche Lage vergessen ließ. Er nahte sich ihr, und sie merkte wohl, daß er sich scheute, mit ihr zu sprechen. Da sie ihn indeß auf alle Art zum Besten hatte, so wollte er es seinerseits auch nicht fehlen lassen; und er rufte sie daher an, und lud sie ein, ihn zu begleiten. Sie willigte sogleich ein, und sagte lachend: »Ich will mit dir in deine Wohnung gehen.« Da bereute er sein Unglück, daß er keine Wohnung mehr hatte, und war außer sich, sie nicht bewirthen zu können. Doch schämte er sich aber auch, es ihr abzuschlagen, da er sie einmal eingeladen hatte.

Ganz mit dem Gedanken beschäftigt, wie er sie auf eine gute Art los werden könnte, ging er von einer Straße zur andern, und kam endlich in eine Gasse, die keinen Ausweg hatte. Am Ende derselben bemerkte er eine Thüre, die durch ein Vorlegeschloß verschlossen war: »Ach verzeihe,« rief er plötzlich aus; »ich sehe so eben, daß mein Bedienter ausgegangen ist, und daß er die Thür verschlossen hat. Was machen wir nun? und wer wird sie uns öffnen?» — »Ach,« rief sie, »mein Herr, dieses Schloß ist nicht zehn Drachmen werth.« —

---

## Neunhundert und fünfte Nacht.

Sie ergriff hierauf einen Stein, streifte ihre Aermel auf, wobei er ihren schönen weißen Arm zu bewundern Gelegenheit hatte, nnd schlug mit solcher Gewalt auf das Schloß, daß es zersprang, und sagte sodann: »Nunmehr tritt herein, mein Herr.« Dieses that er denn auch, obgleich in banger Besorgniß. Sie folgte ihm, und schloß die Thür hinter sich zu, und beide befanden sich nun in einem herrlichen Gebäude, voll der kostbarsten Sachen. Der Mann setzte sich auf den vornehmsten Platz, und stützte sich auf das Kopfkissen; die Frau griff nach ihrem Schleier, den sie abnahm, so wie sie denn auch die lästigsten Kleider ablegte. Er bewunderte ihre Schönheit, und unterhielt sich höchst angenehm mit ihr, und da der gute Mann in sich eine starke Eßlust spürte, so sagte er zu ihr: »Ich bin in meinem Hause gar nicht recht bewandert; denn ich verlasse mich zu sehr auf meinen Bedienten. Bemühe du dich also, und siehe einmal, was der Mensch in der Küche bereitet haben mag.« Die Frau erhob sich, und ging in die Küche hinab, wo sie kupferne Pfannen über dem Feuer fand, worinn verschiedene kostbare Gerichte waren. Sie ergriff hierauf ein paar Schüsseln, und schöpfte in dieselben aus den kupfernen Pfannen allerlei Speisen, die sie ihm vorsetzte. Sie aßen, tranken, und vertrieben sich die Zeit höchst angenehm. Hierauf setzte sie ihm auch Früchte vor.

Sie waren bereits länger als eine Stunde beisammen, als der Hausbesitzer mit seinen Freunden heimkam. Da er das Schloß abgenommen fand, so klopfte er leise, indem er zu seinen Freunden sagte: »Ich sehe so eben, daß jemand

von meiner Familie bei mir ist. Entschuldigt mich also.« Aus Bescheidenheit entfernten sich nun die Freunde, und er klopfte von neuem an die Thüre. Als der Mann das hörte, entfärbte er sich; die Frau indeß sagte: »Ich glaube, dein Bedienter kommt zurück.« — »Ja wohl,« erwiederte er; und sie eilte nun, um ihm die Thür zu öffnen, indem sie sagte: »Wo bist du denn so lange geblieben. Dein Herr ist sehr böse auf dich.« — »Gnädige Frau,« erwiederte der Hausbesitzer, »ich war in seinen Angelegenheiten aus.« Hierauf band er sich eine Schürze um, trat in's Zimmer, und grüßte den Fremden, welcher ihn fragte: »Wo bist du denn gewesen?« — »Ich habe deine Angelegenheiten besorgt,« war die Antwort. — »So gehe nun, und iß, dann komme zurück und trinke,« sagte der Fremde. Der Hausherr entfernte sich also, wie er geheißen wurde. Nachdem er gegessen hatte, setzte er sich zu ihnen an den Tisch, er unterhielt sich mit ihnen. Dieß beruhigte den Fremden wieder, und er wurde so froh und heiter, daß die Fröhlichkeit unter ihnen bald allgemein wurde.

Als die Nacht vergangen war, sagte die Frau, daß sie nach Hause gehen wollte. Der Fremde entließ sie also, und sie ging von dannen; der Hausbesitzer aber folgte ihr, und überreichte ihr einen Beutel voll Geld, indem er ihr sagte: »Entschuldige nur meinen Herrn, denn er ist außerordentlich nachlässig. Hierauf begab er sich zu dem Fremden, und sagte: »Stehe auf, das Bad ist schon bereit.« Dieser dankte ihm außerordentlich, und bat ihn: »Sage mir, wer bist du? Ich glaube nicht, daß in der Welt jemand dir gleicht an Güte und Höflichkeit. Hierauf erzählten sie sich beiderseits, was sie zu wissen verlangten, und gingen mit

einander ins Bad. Der Hausbesitzer lud hierauf seinen neuen Freund nebst seinen andern Bekannten ein, denen er den Vorfall erzählte, und die ihn nicht genug wegen seines Benehmens loben konnten. Der Fremde blieb ihr Gesellschafter, so lange er sich noch in der Stadt aufhielt, und kurze Zeit darauf hatte er das Glück, sich nach seinem Geburtsort begeben zu können, wo seine Umstände sich sehr zu seinem Vortheil änderten.

Doch diese Geschichte ist lange nicht so schön, als diejenige von dem reichen Manne, der sein Vermögen und seinen Verstand verloren hatte.

# Geschichte

## von dem reichen Manne, der sein Vermögen und seinen Verstand verloren hatte *).

Ein Mann wurde über den Verlust seines Vermögens so tiefsinnig, daß er seinen Verstand verlor. Er hatte ungefähr noch zwanzig Denare in seinem Vermögen. Diese vergrub er in einen Topf, und that das, was ihm die Leute schenkten, dazu.

In derselben Stadt befand sich aber ein Betrüger, der dem armen Manne schon oft zugesehen hatte, wie er Geld sammelte. Er paßte ihm daher eines Tages auf, und bemerkte, wie er einige Goldstücke vergrub. Er verbarg sich nun hinter eine Mauer, um abzuwarten, bis der Arme weggegangen sein würde. Sodann begab er sich an den Ort, grub die Erde auf, nahm das Geld heraus, und scharrte alles wieder zu, wie es zuvor gewesen war.

Nach kurzer Zeit kehrte der Unglückliche zurück mit etwas eingesammeltem Gelde, um es wieder aufzubewahren; allein er fand nichts mehr.

*) Sechzehnte Nacht des Wesyrs.

## Neunhundert und sechste Nacht.

Sogleich fiel ihm auch ein, daß ihm schon seit einigen Tagen jemand nachfolge. Er beschloß sogleich, ihm aufzupassen, und als er ihn nach Verlauf einiger Tage bemerkte, stellte er sich sehr tiefsinnig, und that, als wenn er mit sich selbst spräche. Endlich sagte er ziemlich vernehmlich: »Im Topfe waren sechzig Denare, zwanzig Denare habe ich an dem und dem Orte, die werde ich heute holen, und auch in den Topf thun.«

Als dieß der Betrüger hörte, that es ihm sehr leid, das Geld entwendet zu haben. »Denn,« sagte er bei sich selber, »wenn er nun zum Topfe kommt, und nichts mehr darin findet, so wird mir das entgehen, weshalb ich ihm auflauere. Das beste ist also, daß ich schnell die Denare wieder in den Topf thue, damit er sie sieht, und das übrige noch dazu thut; dann kann ich alles zusammen nehmen.« Um das zu bewerkstelligen, lud er jenen Unglücklichen in demselben Augenblick zu Gaste, wo er ihn eben im Begriff sah, nach seinem Schatze zu gehn. »Du bist ja sehr eilig,« rief er ihm zu. »Komm doch lieber herein und iß mit mir etwas.« Der andere ließ sich auch wirklich bereden; und der Betrüger eilte nun unter dem Vorwande, er habe auf dem Markte noch etwas zu kaufen, von dannen, um den Topf mit dem Gelde wieder zu verscharren. Sodann ging er wieder nach Hause, und bewirthete seinen Gast aufs beste. Hierauf gingen sie zusammen aus. Der Betrüger nahm scheinbar einen andern Weg, und verbarg sich. Der andre aber nahm den Topf, und ging mit demselben davon. Fröhlich begab sich der Betrüger ebenfalls dahin. In der

Hoffnung, den Schatz vergrößert zu finden, grub er nach, fand aber nichts, da merkte er wohl, daß er betrogen worden war, und war darüber höchst mißvergnügt. Er folgte jenem nun noch einige Zeit nach, konnte ihn aber nicht überlisten; denn der Unglückliche wußte, was der andre im Sinne führte.

Doch diese Geschichte, so niedlich sie auch ist, kann doch nicht verglichen werden mit derjenigen **von dem Khablis und seiner Gemahlinn.**

---

## Geschichte

## von dem Khablis und seiner Gemahlinn *).

Khablis war ein sehr verschwenderischer und leichtsinniger Mensch, der diesen seinen Fehler gar nicht ernst zu verbergen suchte. Er hatte eine sehr schöne Frau, die von einem seiner Landsleute geliebt wurde, und die dessen Liebe erwiederte. Khablis indeß war sehr listig und verschlagen. In seiner Nachbarschaft wohnte ein Gelehrter, zu dem die Leute täglich gingen, um von ihm die Geschichte und Moral vortragen zu hören. Auch Khablis besuchte ihn; aber bloß, um vor den Leuten als Freund der Wissenschaften zu gelten. Da aber dieser Gelehrte eine wahre Schönheit zur Frau hatte, so benutzte der Liebhaber von Khablis Frau diesen Umstand, um unter dem Vorwande, er liebe die Frau des Gelehrten, — welche indeß in dem Rufe der reinsten Tugend stand, — zu seiner Geliebten gelangen zu können, und zwar auf folgende Art.

Er ging nämlich zu dem Manne seiner wahren Geliebten, und entdeckte ihm unter dem Siegel der Verschwie-

---

*) Siebenzehnte Nacht des Wesyrs.

genheit alles, was er von der Frau des Gelehrten bemerkt zu haben vorgab; daß er sie liebe, und von ihr wieder geliebt würde. Sodann bat er ihn um seinen Beistand bei diesen Liebeshändeln. Khablis aber glaubte, ihm sagen zu müssen, daß sie sich auf keinen Fall mit ihm in ein Einverständniß einlassen werde. »Ach,« rief der andere, »ich kann unmöglich dem Glück entsagen, sie zu sehen; denn sie entzückt mich, und sie hat große Zuneigung zu mir; auch sticht ihr mein Reichthum in die Augen. Uebrigens ist meine Liebe zu ihr zu groß, als daß ich nicht nochmals dich bitten sollte, mir zu helfen.« — »Es sei!« sagte endlich Khablis, »ich werde thun, was du wünschest.« Da sprach jener: »Ich verspreche dir täglich zwei Silberdrachmen, mit dem Beding, daß du zu dem Gelehrten gehest, und seinem Unterricht beiwohnest; daß du aber, wenn er dem Ende seines Vortrags nahe ist, dich an ihn wendest, und mit ihm laut sprichst. Das wird mir dann ein Zeichen sein, daß er bald aufstehen wird.«

Als sie mit einander hierin übereingekommen waren, so ging Khablis zu dem Gelehrten, und setzte sich unter die Zuhörer. Während dessen freute sich der andere, daß Khablis mit den zwei Drachmen zufrieden war, ging zu dessen Frau, und hielt sich bei ihr so lange auf, bis der Gelehrte sich zum Aufstehn rüstete, wo alsbald Khablis anfing, sich laut mit ihm zu unterhalten. Auf dieses Zeichen entfernte sich jener von Khablis Frau, deren Mann es nicht ahndete, daß das Unheil bei ihm selbst wäre. Da dieß indeß sehr oft wiederholt wurde, und der Gelehrte es befremdend fand, daß Khablis alle Tage bei seinem Aufstehn sich mit ihm in ein lautes Gespräch einließ, so schöpfte er Verdacht, und endete

eines Tages seine Sitzung früher als gewöhnlich, nahete sich plötzlich dem Khablis, ergriff ihn unsanft und sprach: »Bei Gott, wenn du ein einziges Wort sprichst, so mishandle ich dich auf alle Art.« Nun schleppte er den Khablis mit sich zu seiner Frau, die er ganz ruhig und ehrbar an ihrem gewöhnlichen Ort beschäftigt sitzend fand, ohne daß der Schein von irgend etwas unrechtmäßigem vorhanden war. Da dachte der Gelehrte einige Zeit darüber nach, und entschloß sich, schnell in das nächste Zimmer, welches die Wohnung Khablis war, zu gehen. Dieses that er denn, und nahm den Khablis mit sich. Da erblickten sie nun seine Frau in dem vertraulichsten Gespräche mit demselben Manne, der dem Khablis den Auftrag gegeben hatte, ihm durch Zeichen das Ende der Sitzung des Gelehrten anzuzeigen. Sofort sprach nun der letztere zu Khablis: »Du Bösewicht! Das Unheil ist ja bei dir in deinem eigenen Hause, und du warst selbst behülflich dazu.«

Aus Scham und Zorn floh Khablis, verließ das Land und verstieß seine Frau. Dieses sind die Folgen der Bosheit und Schlechtigkeit, und wer in seinem Herzen Trug und List hegt, der wird selbst des Opfer derselben *).

---

*) Die nun folgende 907. und 908. Nacht oder die achtzehnte Nacht des Wesyr's enthält die »Geschichte der frommen Frau, die von ihres Mannes Bruder in Versuchung geführt würde.« Da diese Geschichte aber bereits im elften Bande (497. Nacht) unter dem Titel: »Die Abenteuer eines Kadi's und seiner Frau« und zwar nur mit geringen Abweichungen von unserer Handschrift mitgetheilt worden ist, so glauben wir sie hier weglassen zu dürfen, und gehen sofort zur nächstfolgenden Geschichte über.

## Neunhundert und neunte Nacht*).

## Der Tagelöhner und die Frau.

In einem arabischen Dorfe lebte vor alten Zeiten eine Wittwe, die von ihrem Manne in guter Hoffnung war. Eben daselbst wohnte auch ein Tagelöhner, in welchen man viel Zutrauen setzte. Als nun die Zeit der Entbindung herankam, brachte die Frau bei Nacht ein Mädchen zur Welt. Man verlangte nun sogleich bei den Nachbaren Licht, und der Tagelöhner ging, um es zu besorgen. In demselben Dorfe wohnte auch eine Wahrsagerinn, die dem Tagelöhner zufällig damals begegnete, und welcher er die Entbindung der Wittwe anzeigte. »Ist es ein Knabe oder ein Mädchen?« fragte sie. Auf die Antwort, daß es ein Mädchen wäre, fuhr sie fort: »Diese wird sich mit hundert Männern abgeben; ein Tagelöhner wird sie heirathen, und eine Spinne wird sie tödten.« Als der Tagelöhner dieses hörte, kehrte er zurück, ging wieder in das Haus der Wittwe, nahm unbemerkt das eben geborene Mädchen und schlitzte ihr den

*) Neunzehnte Nacht des Wesyrs.

Leib auf. Nachdem er dieß gethan, entfernte er sich eiligst aus dem Orte, lebte lange Zeit in der Ferne, und erwarb sich vieles Geld.

Nach zwanzig Jahren kehrte er wieder an seinen Geburtsort zurück und miethete sich eine Wohnung in der Nähe einer alten Frau. Dieser erwies er viel Gutes, und da er einige Tage nach seiner Ankunft ein sehr schönes Mädchen gesehen hatte, so erkundigte er sich nach ihr bei dieser Alten, welche nicht genug Lobeserhebungen von ihrer Schönheit machen konnte. »Doch,« fügte sie hinzu, »von ihrem Rufe kann ich dir eben nicht viel löbliches sagen.« Da indeß der Tagelöhner darauf bestand, ihre Bekanntschaft zu machen, so verfügte sich die Alte zu ihr, und lud sie zu dem Manne ein. Das Mädchen aber antwortete auf diesen Antrag: »Ich habe zwar ein unsittliches Leben geführt; jedoch ich bereue es, und bin fest entschlossen, mein Leben zu bessern. Will er indeß, wie es das Gesetz erlaubt, mein Gatte werden, so bin ich nicht abgeneigt, in seine Wünsche zu willigen.« Mit diesem Bescheide des Mädchens verfügte sich die Alte zu dem Manne zurück, welcher, zu sehr von ihrer Schönheit bezaubert, und überhaupt über ihre bußfertigen Gesinnungen sehr gerührt, sich sofort dazu entschloß, und sie wirklich heirathete.

Beide liebten sich von nun an auf das zärtlichste. Eines Tages indeß, als die junge Frau sich eben ankleidete, bemerkte der Mann an ihrem Körper die Spuren einer Wunde. Als er sie nun fragte, wie sie an diese Wunde gekommen sei, gab sie ihm zur Antwort: »Ich weiß weiter nichts, als daß meine Mutter mir darüber ganz sonderbare Sachen erzählt hat.« Und worin bestehen denn diese?« fragte er

sie ganz hastig. — »Sie erzählte mir nämlich,« erwiederte sie, »daß sie mich in einer Winternacht zur Welt gebracht habe, und da sie Licht bedurfte, so habe sie einem Tagelöhner, der sich bei uns aufhielt, aufgetragen, ihr welches zu verschaffen. Dieser wäre dann in einer Weile zurückgekommen, hätte mich aus ihrem Arm genommen, mir den Leib aufgeschlitzt, und wäre dann entflohen. Meine Mutter, ganz betroffen über dieses Ereigniß, habe mich nun gepflegt, mir den Leib zugenäht, und mich so behandelt, daß die Wunde wieder zusammenwuchs.« Der Mann fragte nun weiter: »Welches ist denn dein und deiner Eltern Name, und wo sind sie?« — »Sie sind todt;« erwiederte sie, und nannte ihm zugleich ihren Namen. Da sagte der Mann zu ihr: »Ich bin der Tagelöhner, der dich so verwundet hat.« — »Warum hast du das aber gethan?« fragte die junge Frau. »Ich habe,« erwiederte er, »in Folge der Weissagung einer Frau, deren Namen er ihr auch entdeckte, einen heftigen Abscheu vor dir bekommen, und da sie mir vorhersagte, ich würde dich heirathen, so wollte ich diesem Geschick durch deinen Tod vorbeugen.« —

Beide erstaunten darüber, wie richtig diese Prophezeiung bis jetzt eingetroffen war. »Und wie sehr,« fuhr der Mann fort, »muß ich nun fürchten, daß das Ende derselben, welches dich am Biß einer Spinne sterben ließ, auch in Erfüllung gehen könnte.«

Sie erbauten sich daher ein steinernes Haus, welches genau von innen und außen mit Kalk und Gips bestrichen wurde, so daß keine Spalte noch irgend ein Loch darin anzutreffen war. Ferner nahm er zwei Mägde an, die kein ander Geschäft hatten, als alles rein zu halten und zu fegen;

und zwar alles aus Furcht vor den Spinnen. Sie lebten nun eine lange Zeit recht froh und glücklich in diesem Hause, und als eines Tages der Mann eine Spinne bemerkte, warf er sie von der Decke herunter, und seine Frau, welche gerade gegenwärtig war, rief: »Das ist die Spinne, von welcher die Wahrsagerinn gesagt hat, daß sie mich tödten werde. Ich bitte dich, laß mir das Vergnügen, sie selbst zu tödten.« Daran verhinderte sie indeß der Mann mit aller Gewalt. Doch sie beschwor ihn so sehr, es zu gestatten, und sie war so eifrig, es auszuführen, daß sie eilig ein Stück Holz ergriff, und damit so heftig auf die Spinne losschlug, daß das Holz spaltete, und ein Schiefer tief in ihre Hand eindrang. Ungeachtet der besten Pflege bildete sich hierauf an der Hand davon ein Geschwür, welches bald ihren Arm, dann ihre Seite einnahm, und zuletzt ihr Herz ergriff, so daß sie daran starb.

Allein diese Geschichte ist nicht so schön, als die des Webers, der auf Anstiften seiner Frau ein Arzt wurde.

---

## Neunhundert und zehnte Nacht *).

---

## Geschichte

## von dem Weber, der auf Anstiften seiner Frau ein Arzt wurde.

---

In Persien hatte sich ein Mann mit einer Frau verheirathet, welche von edlerem Geschlechte als er war, und obwohl diese immer es verabscheut hatte, sich mit einem Manne zu verheirathen, der unter ihrer Würde war, so hatte sie sich doch zu dieser Heirath entschlossen, weil sie niemanden hatte, der sich ihrer annahm, oder für sie sorgte. Sie hatte ihm indeß einige Bedingungen vorgeschrieben, zu denen er sich schriftlich verpflichten mußte. Unter andern hatte er sich anheischig machen müssen, ganz unter ihrem Befehl zu stehen, und sich eben so nach ihren Verboten zu richten, so daß es ihm nicht möglich war, weder in Worten noch in Thaten gegen ihren Willen zu handeln. Er war übrigens seinem

---

*) Zwanzigste Nacht des Wesyrs.

Gewerbe nach ein Weber, und hatte ihr zehntausend Drachmen verschrieben.

Sie hatten bereits einige Jahre zusammen gelebt, als einst die Frau bei einem ihrer Ausgänge einen Arzt sah, der einen großen Teppich auf der Straße ausgebreitet, und Kräuter, Wurzeln und chirurgische Instrumente vor sich liegen hatte, und mit den Leuten sprach, welche ihn von allen Seiten umringten. Die Frau wunderte sich über den bedeutenden Gewinn, den er haben mußte, und sprach bei sich selbst: »Ach, wenn doch mein Mann eben so wäre! da könnten wir ein herrliches Leben führen, und dürften uns nicht so einschränken.«

So kam sie denn ganz betrübt nach Hause, und ihr Mann, der sie bekümmert sah, fragte sie um die Ursache. »Ich bin deinetwegen bekümmert;« antwortete sie; »denn ich will nicht länger in Entbehrung leben, und bei deinem Handwerkgewinnst hast du ohnehin nichts. Entweder suche dir einen andern Erwerb, oder ich trenne mich von dir, und du mußt mir meinen Pflichttheil geben.« Der Mann machte ihr darüber Vorwürfe, und warnte sie; allein vergebens. Im Gegentheil befahl sie ihm, sogleich hinaus zu gehen, und dem Arzte genau zuzusehen, um ihm seine Kunst abzulernen. »Wenn es bloß darauf ankommt,« erwiederte er, »so sei nur ganz unbesorgt; ich will alle Tage zu ihm gehen, und seine Kunst lernen.«

Er begab sich auch wirklich sofort zu ihm, und merkte sich, was der Arzt verschrieb, und die Regeln der Diät, die er zu befolgen gebot. Als er sich nun genau mit Kenntnissen bereichert zu haben glaubte, kehrte er zu seiner Frau

zurück, und sagte: »Ich habe mir die Reden des Arztes gemerkt; ich kenne den Weg, den er in der Diät befolgt wissen will, ich kenne die Merkmale der Krankheiten, ich verstehe die Wund-Arzneikunst, ich kenne die Namen der Mittel; mit einem Worte, ich habe deinen Befehl ausgeführt. Was ist nun ferner dein Wunsch?« Da sprach sie: Verlaß die Weberei, und öffne einen Laden als Arzt.« — »Aber,« erwiederte der Mann, »meine Landsleute kennen mich ja; das kann nicht anders, als in einem fremden Lande mit Erfolg ausgeführt werden. Komm daher, wir wollen unser Land verlassen, und als Fremde in ein andres Land ziehen. Auf diese Art werden wir reichliches Einkommen haben.» — »Thue, was dir gefällt,« erwiederte die Frau.

Der Mann nahm nun seine Weber-Werkzeuge, verkaufte sie, und handelte dafür Arzneimittel und Wurzeln ein. Auch nahm er einen Teppich, und reiste so in ein andres Dorf, worin sie sich wohnhaft niederließen. Von hier aus bereisete er die Umgegenden, und zwar in der Kleidung eines Arztes, wodurch er sich ein reichliches Einkommen verschaffte, und seine Umstände bedeutend verbesserte. So gelangten sie endlich bis nach Griechenland, und kamen in eine Stadt, wo sich Galenus[2]) befand, welchen der Weber aber nicht kannte, und von dem er auch nie hatte reden hören. Der Weber ging nach seiner Gewohnheit aus, um einen Ort aufzusuchen, der sehr von den Leuten besucht wäre, um ihn dann zur Ausübung seiner Kunst zu benutzen. Er fand auch einen, ganz so, wie er ihn wünschte, von Menschen häufig besucht, und miethete ihn sogleich. Das Ungefähr wollte aber, daß es der Platz war, auf dem Galenus seine Kunst ausübte. Der Weber beschäftigte sich nun

sogleich mit Ausbreitung seines Teppichs und Ausstellung seiner medicinischen Wurzeln und Kräuter, und als er auch seine chirurgischen Instrumente geordnet hatte, fing er an, sich außerordentlich zu loben, seine Geschicklichkeit zu preisen, und sich für den verständigsten Arzt, der nur je existirt habe, auszugeben. Als Galenus, der sich auch unter der Menge befand, diese Lobpreisungen hörte, so glaubte er einen der geschicktesten Aerzte Persiens vor sich zu haben, und dachte: »Dieser Mann würde gewiß nicht den Platz gewählt haben, dessen ich mich selber bediene, wenn er in seiner Kunst nicht fest und zuverläßig wäre, oder sich vor meinen Einwendungen fürchtete.« Dieß machte ihm nun großen Kummer. Endlich aber nahte er sich doch dem Weber, um zu sehen, was für einen Mann er hier vor sich habe. Er sah hier, daß die Leute zu ihm hinströmten, ihm ihre Krankheiten schilderten, und daß er ihnen dagegen Mittel vorschrieb, wobei er manchmal fehlte, doch auch eben so oft die richtigen angab, so daß Galenus bis jetzt noch kein sicheres Urtheil über ihn fällen konnte; bis endlich eine Frau kam, ein gläsernes Gefäß in der Hand haltend, worin sich Urin befand. Als der Weber dieses Glas in der Ferne erblickte, rief er ihr schon in der Ferne zu: »Du trägst mir ja den Urin eines Fremden hierher.« — »Ja wohl,« erwiederte sie. »O,« sagte er hierauf »das ist ja ein Jude, und er leidet an Unverdaulichkeit.« — »Ja wohl, erwiederte sie; »du hast ganz Recht.«

Als das die Leute hörten, waren sie ganz verwundert, und selbst Galenus staunte, weil er hier etwas hörte, was er noch nie von einem Arzte mit solcher Sicherheit hatte aussprechen hören; denn die damaligen Aerzte konnten nur durch

das Schütteln des Wassers und durch Besichtigung desselben in der Nähe auf die Krankheit schließen, auch konnten sie nicht unterscheiden, ob das Wasser von einem Mann oder von einer Frau wäre, noch ob es von einem Fremden oder von einem Juden wäre.

Da sprach die Frau zu ihm: »Was räthst du mir für ein Mittel an?« — »Gieb mir zuerst,« versetzte er, »die Bezahlung.«

---

## Neunhundert und elfte Nacht.

Sie gab ihm nun etliche Drachmen, wofür er ihr einige Arzeneimittel darreichte, welche aber dieser Krankheit gar nicht angemessen waren, sondern sie im Gegentheil verschlimmern mußten. Dieß bemerkte Galenus, und erkannte deutlich den Fehler. Er rief daher einige seiner Schüler, die gerade gegenwärtig waren, zu sich, und trug ihnen auf, den Arzt nebst seinen Mitteln und Geräthschaften zu ihm zu bringen.

Nichts war schneller ausgeführt als dieses; denn in einem Augenblicke hatten ihn die Schüler vor ihren Lehrer gebracht. Galenus fragte ihn hierauf, ob er ihn kenne? welches er mit Nein beantwortete. »Kennst du den Galenus?« fragte er ihn ferner. »Nein,« war die Antwort. »Was hat dich denn veranlaßt, dich für einen Arzt auszugeben?« Auf diese Frage erzählte ihm nun der Weber seine ganze Geschichte, und daß bloß seine Frau daran Schuld sei. Galenus, der hierüber ganz erstaunt war, behandelte ihn

sehr freundschaftlich, und bat ihn, ihm zu sagen, woran er erkannt habe, daß in der ihm dargereichten Flasche das Wasser eines Mannes, und zwar eines Fremden, ja eines Juden enthalten gewesen sei. »Und woher hast du bemerkt,« fuhr er fort, »daß er an der Unverdaulichkeit litt?« — »Das kommt daher,« erwiederte der Weber, »daß wir Perser insgesammt uns sehr gut auf die Physionomie verstehen. Ich hatte nämlich sogleich bemerkt, daß die Frau kleine blaue und verweinte Augen hatte, welches mich vermuthen ließ, daß sie den Mann liebte, und woraus ich zugleich schloß, daß es seine Gattinn sein müßte; daß er aber ein Fremder sei, habe ich daraus ersehn, daß die Frau anders gekleidet war, als es hier Sitte ist, ferner bemerkte ich an der Oeffnung des Gefäßes ein gelbes Bändchen, woraus ich richtig schließen konnte, daß er ein Jude und sie eine Jüdinn sei. Endlich kam sie Sonntags; da ich nun weiß, daß die Juden zur Gewohnheit haben, Sonnabens Brei und andre schwer verdauliche Speisen zu essen, daß sie dieselben bald heiß, bald kalt hinter einander verschlingen, und sich daher wegen ihres vielen Essens Unverdaulichkeit zuziehen: da urtheilte ich, daß er sich Sonnabends, als den Tag vorher, seiner jüdischen Gewohnheit müßte überlassen haben.«

Diese Erzählung freute den Galenus so sehr, daß er sich vornahm, den Mann von seiner Frau zu erlösen. Er gab ihm daher so viel, als ihm seine Frau mitgebracht hatte, befahl ihm, es ihr zu übergeben, und sich von ihr zu trennen, verbot ihm aber auch zugleich, je wieder die Arzneikunst auszuüben, und nie wieder eine Frau zu heirathen die edlerer Abkunft als er wäre. Hierauf entließ er

ihn, indem er ihm noch einige Geschenke gab, und ihm einschärfte, nur ja zur Weberei wieder zurückzukehren.

Doch diese Geschichte ist nichts gegen diejenige, von den sich gegenseitig überlistenden Schlauköpfen.

## Neunhundert und zwölfte Nacht.

---

## Geschichte

## von den beiden Schlauköpfen, die sich gegenseitig überlisteten *).

---

In Bagdad lebte einst ein Mann, Namens Marusi, der für einen der größten Schlauköpfe galt, und schon viele Leute durch seine List betrogen hatte. Einst trug er einen Sack voll Schaafkoth, und hatte sich vorgenommen, nicht eher nach Hause zu kommen, als bis er ihn um den Preis der Zibeben verkauft hätte. In einer andern Stadt aber war ein Mann, der in demselben Rufe stand und Rasi hieß. Dieser trug einen Sack voll Ziegenkoth, den er um den Preis der getrockneten Feigen zu verkaufen, sich vorgenommen hatte. Mit diesem Vorsatz gingen sie beide, ein jeglicher aus seiner Stadt, und so begegneten sie sich an einem Graben, wo sie sich scheinbar ihre ersonnene Noth klagten, wo aber auch jeder zugleich beschloß, den andern

---

*) Ein hundert und zwanzigste Nacht des Wesyrs.

zu betrügen. Da sagte Marusi dem Rasi: »Ich kaufe dir das ab, was du trägst, ohne es zu sehen.« — »Ja wohl,« erwiederte Rasi, »wenn du mir das dafür giebst, was du trägst.« Der Handel wurde sehr bald abgeschlossen, weil jeder glaubte, der andere könne nichts schlechteres tragen, als er selbst.

Als sie sich nun getrennt hatten, und keiner den andern mehr sehen konnte, öffnete jeder seinen Sack, und sie fanden denn, was wir bereits wissen. Dieß verdroß sie, und sie drehten sogleich um, um sich beiderseits aufzusuchen. Sie trafen sich auch sehr bald, und jeder mußte über den andern lachen.

Da sie sich hierdurch kennen gelernt hatten, so stifteten sie ein Bündnis unter einander, daß künftighin, was sie erwerben würden, ihnen gemeinschaftlich angehören sollte, und da sie der Stadt, in welcher Rasi wohnte, am nächsten waren, so nöthigte dieser den Marusi, mit ihm zu kommen. Sobald Rasi in seinem Hause angelangt war, stellte er den Marusi seiner Frau, seinen Leuten und seinen Nachbarn als seinen Bruder vor, der sich viele Jahre in Chorassan aufgehalten hätte. So hatte er bereits drei Tage bei ihm zugebracht, als er am vierten zu ihm sagte, er hätte Lust, etwas vorzunehmen. »Und was denn?« fragte ihn Marusi. »Ich will mich todt stellen, erwiederte jener.« »Du aber gehe auf den Markt, miethe Träger und eine Bahre.«

Als Marusi mit den Trägern vom Markte angekommen war, fand er seinen Freund auf dem Boden liegend, ganz bleich von Farbe, und mit aufgeblasenem Bauche. Seine Glieder waren ganz schlaff, und so, daß er ihn für wirklich todt hielt. Er schüttelte ihn daher, und da er noch

immer nicht sprach, so kratzte er ihn mit einem Messer an die Fußsohle. Dieser bewegte sich aber nicht, sondern sagte ihm leise ins Ohr. »Du Narr, was machst du denn?« — »Ich dachte, du wärest wirklich todt,« erwiederte jener. — »Kümmere dich darum nicht,« sagte hierauf Rasi, sondern laß mich auf den Platz vor das Haus des Statthalters tragen.« Dieser war ihm nämlich früher sehr gewogen gewesen.

Als der Statthalter ihn so ohne allen Schmuck ausgesetzt sah, als wäre er einer der Aermsten, wurde er unwillig, und sprach: »Diesen Mann will ich auf meine Kosten begraben lassen, und das nöthige besorgen.« Er befahl hierauf seiner Dienerschaft, ihn in sein Haus zu tragen, und ein Grab zu graben. Sodann ließ er ihm ein Leichentuch kaufen, und befahl, daß der Todten-Abwascher des Stadtviertels kommen möchte, um ihn abzuwaschen, und die nöthigen Gebete zu verrichten. Dieser kam, legte ihn auf eine Decke, wusch ihn, und hüllte ihn ins Leichentuch. Nach Beendigung dieser Pflicht ging er hinaus, um selber seine gesetzlichen Abwaschungen zu verrichten, und sich zum Leichenzuge vorzubereiten. Als sich der Todte allein sah, sprang er schnell auf, zog die Kleider des Mannes, der ihn gewaschen hatte [3]), an, ergriff sogleich silberne Tassen und andre kostbare Geräthschaften, nahm das Leichentuch unter den Arm, und ging davon. An der Pforte riefen ihm die Thürsteher, die ihn für den Abwascher hielten, noch zu: »Bist du mit deiner Arbeit fertig? damit wir den Statthalter davon benachrichtigen können.« — »Ja wohl,« rief er, und eilte nach seiner Wohnung, wo er den Marusi fand, der so eben seine Frau versicherte, daß sie ihren Mann nie wieder-

sehen würde, und daß man ihn in diesem Augenblicke wohl schon begraben haben würde. Zugleich fügte derselbe noch eine förmliche Liebeserklärung hinzu, und sagte ihr die größten Schmeicheleien.

Als Rasi, der sie überrascht hatte, dieses hörte, sprach er bei sich selbst: »Dieser Schurke will meine Frau besitzen; es soll ihm aber theuer zu stehen kommen.« Darauf zeigte er sich ihnen, und Marusi, der außerordentlich erstaunt war, ihn zu sehen, fragte ihn: »Wie hast du dich denn retten können?« Jener erzählte ihm nun die angewandte List, und sie fingen nun an, sich gegenseitig Rechnung abzulegen über das Geld und die Kostbarkeiten, die sie durch ihre Betrügereien zusammengebracht hatten, welches eine bedeutende Summe betrug. Am Ende erklärte Marusi, daß er nun in sein Land zurückkehren wolle, indem er schon zu lange abwesend sei; zugleich wünschte er, daß sie das erworbene Gut theilen möchten, damit er selber seinen Theil empfinge, und bat ihn, er möchte mit in sein Land kommen, damit er ihm auch seine Streiche zeigen könnte. Worauf ihn der andere auf den morgenden Tag beschied.

Marusi entfernte sich jetzt, und Rasi ging zu seiner Frau, und sagte zu dieser: »Wir haben sehr viel Geld erworben, und dieser Narr verlangt die Hälfte? Das soll nun und nimmermehr geschehen. Denn seitdem ich ihn belauscht habe, wie er dir Süßigkeiten vorsagte, bin ich ganz anders gegen ihn gesinnt, und ich will eine List ersinnen, wodurch ich das ganze Geld für mich allein behalten kann. Du mußt mir aber beistehen. Ich will nämlich,« fügte er hinzu, »gegen Abend mich todt stellen. Da schreie du denn, wehklage und schneide dir die Haare ab. Es werden sich so-

fort die Leute um dich versammeln, werden mich todt erblicken, und du mußt dann mein Leichenbegängniß besorgen. Befürchte aber in Hinsicht meiner nicht das mindeste; denn ich kann recht gut zwei Tage im Grabe zubringen.«

Gegen Abend also band die Frau ihm den Bart zusammen, bedeckte den Mann mit einem Schleier, und erhob ein so fürchterliches Geschrei, daß sich alsbald die Leute des Stadtviertels, alt und jung, Männer und Weiber, versammelten. Zur selben Zeit kam auch Marusi hin, um seinen Theil in Empfang zu nehmen. Als er dieses Getümmel sah, erkundigte er sich nach der Ursache. »Dein Bruder ist gestorben,« sagte man ihm. — »Ach,« sagte er bei sich selbst, dieser verwünschte Betrüger will mich hintergehen, um das Geld allein davon zu tragen. Aber ich will ihm etwas anthun, was ihn schon auferwecken wird.« Hierauf zerriß er seine Kleider, entblößte sein Haupt, und weinte, indem er rief:« Ach, mein Bruder, mein Herr!« und jammerte so, als wenn er wirklich von seinem Tode überzeugt wäre. Sodann wandte er sich zu seiner Frau, um sie zu fragen, auf welche Art er denn gestorben wäre. Diese sagte ihm indeß, daß sie davon nichts weiter wisse, außer daß sie ihn am Morgen todt gefunden habe.

---

## Neunhundert und dreizehnte Nacht.

Marusi fragte sie ferner wegen des Vermögens und wegen der Gelder; auf welche Frage sie indeß ebenfalls antwortete, daß sie von dem Allem nichts wisse.

Nunmehr setzte er sich zu Häupten des Verstorbenen,

und sagte ihm ins Ohr: »Wisse, lieber Rasi, daß ich dich nicht eher als nach zehn Tagen verlassen, und daß ich die Nächte hindurch bei dir wachen werde. Sei also kein Thor, und stehe auf.« Rasi antwortete aber nicht. Da begann jener mit einem Messer an den Händen und Fußsohlen des Todten zu kratzen, in der Hoffnung, er würde sich bewegen; indeß er wurde bald müde, und glaubte fast selber, daß der andre wirklich todt sei. Allein da fielen ihm die Streiche ein, die Rasi auszuüben pflegte, um Geld zu gewinnen, und sofort begann er nun sein Leichenbegängniß anzuordnen, und ließ ihn zum Todtenwäscher bringen. Dieser nahm den Todten sogleich vor, ließ Wasser kochen, bis es siedend, und um ein Drittheil schon eingekocht war, und goß es dann auf seine bloße Haut, daß sie roth wurde, und Blasen zog. Der Todte rührte sich indeß nicht. Sodann wickelten sie ihn in ein Leichentuch, trugen ihn auf den Begräbnißplatz, legten ihn in einen Sarg *), und überschütteten ihn mit Erde.

Hierauf gingen die Leute auseinander. Doch Marusi nebst der Frau des Verstorbenen setzte sich an sein Grab, und sie blieben daselbst bis zum Untergang der Sonne, da sagte die Frau zu Marusi: «Komm, wir wollen nach Hause gehn, denn das Weinen nützt uns nichts; auch bringt es uns den Todten nicht zurück.« — »Ich rühre mich nicht von der Stelle,« antwortete Marusi, «und sollte ich zehn Tage und zehn Nächte hier bleiben.« Als die Frau dieß hörte, fürchtete sie sich sehr, daß, wenn er sein Wort hielte, ihr Mann umkommen würde. Gleichwohl schien es ihr am besten zu sein, wenn sie ginge; denn er würde es gewiß bald überdrüßig werden, allein zu bleiben, und würde ihr dann

bald nachfolgen. Sie entfernte sich also, und Marusi blieb bis nach Mitternacht an jener Stelle. Da dachte er bei sich selbst: »Wie lange soll ich hier sitzen? Dieser Hund könnte wohl in der That sterben, und dann wäre das Geld verloren. Das beste ist, ich grabe ihn aus, und überhäufe ihn mit Schlägen.« Dieß führte er auch sogleich aus, brach einen starken Ast von einem Baume ab, entblößte ihn von seinen Blättern, band dem Manne die Füße, und schlug ihn, so sehr er nur konnte. Der Todte indeß bewegte sich nicht. Als ihm auch dieß zu lange dauerte, und er fürchtete, die Aufseher der öffentlichen Sicherheit möchten ihn bemerken, da der Kirchhof sehr nahe an der Straße lag, so trug er ihn von dannen, und brachte ihn in den sehr abgelegenen Kirchhof der Magier oder Feueranbeter, trug ihn daselbst in eine Gruft, und begann von neuem, ihn zu schlagen, und zwar so, daß ihm alle Kräfte ausgingen. Allein der Todte bewegte sich noch immer nicht. Er blieb also an seiner Seite sitzen, sammelte wieder neue Kräfte, und begann nochmals sein Geschäft; allein eben so erfolglos.

Als er sich nun eben wieder etwas erholen wollte, traten plötzlich Räuber in den Kirchhof, die gewohnt waren, ihre gestohlenen Sachen daselbst zu theilen. Es waren ihrer zehn Personen, und sie hatten viele kostbare Sachen bei sich. Da sie der Gruft näher traten, hörten sie, daß darinnen Schläge ausgetheilt wurden, und ihr Anführer sprach zu ihnen: »Sehet, hier ist ein Magier, den die Engel so eben quälen!« Sie gingen also hinein, und als Marusi sie erblickte, fürchtete er, es möchten Polizeidiener sein. Er ergriff also die Flucht, und verbarg sich hinter andern Gräbern. Die Räuber aber näherten sich dem Orte, und fan-

den den Rasi mit gebundenen Füßen, und neben ihm eine große Anzahl zerschlagener Stöcke liegen. Sie waren hierüber außerordentlich erstaunt und sagten: »Das muß ein schändlicher Sünder gewesen sein; denn die Erde hat ihn aus ihrem Inneren ausgespien. Er ist übrigens noch ganz frisch, und dieß muß wohl seine erste Nacht sein. Da die Engel ihn jezt so eben gepeinigt haben, so muß es bei Gott wohl etwas sehr verdienstliches sein, wenn wir ihn ebenfalls peinigen. »Wer also unter euch,» fuhr der Anführer fort, »Sünden zu bereuen hat, der schlage diesen hier gleichsam zum Söhnopfer vor Gott.« Da riefen alle: »Wir sind alle mit Sünden behaftet!« und somit fingen sie an, auf ihn loszuhauen, wobei einige sagten: »Das nimm noch für die Sünden meines Vaters!« andere sagten: »Für die meines Großvaters!« und noch andere: »Für die meines Bruders!« u. s. w. und so fuhren sie so lange fort, bis sie müde waren. Alles dieses hatte der versteckte Marusi mit angesehen, und in seinem Innersten herzlich darüber gelacht. Endlich aber schritten die Räuber zur Theilung des gestohlenen Gutes, worunter sich unter andern auch ein kostbarer Säbel befand, über dessen Werth sie sich nicht einigen konnten. Da sagte ihr Anführer: »Wir wollen ihn probiren, und wenn er gut ist, so wollen wir seinen Werth bestimmen; ist er schlecht, so ist es nicht der Mühe werth, daß man um ihn zankt. Probiret ihn gleich hier an diesem Todten; denn er ist noch ganz frisch.« Mit diesen Worten nahm der Anführer den Säbel, zog ihn aus der Scheide, und holte aus.

---

## Neunhundert und vierzehnte Nacht.

Da der Todte dieß sah, glaubte er, er würde nun ganz gewiß sterben müssen, und dachte bei sich selbst: »Das Waschen habe ich ausgehalten, eben so das Brühen mit heißem Wasser, so wie auch das Kratzen mit dem Messer, und die unbequeme Enge des Grabes, und Gott hat mich alles dieses ertragen lassen; allein dieser Schwerthieb ist ein Todesschlag.« Er sprang also schnell auf, ergriff einen großen Todtenknochen, und schrie mit lauter Stimme: »Ihr Todten stehet auf und ergreifet sie.« Als dieses Marusi hörte, gesellte er sich zu ihm, und schlug auf die Diebe los, welche sofort die Flucht ergriffen, und das geraubte Gut zurückließen.

Als sie weit genug entfernt waren, machte Rasi mit Marusi wieder Freundschaft, und wollte diesen Raub mit ihm theilen. Allein Marusi sagte: »Ich gebe dir von diesem hier keine Drachme, bis du mir meinen Theil von dem früheren Raube eingehändigt haben wirst. Da indeß der andere nicht einwilligen wollte, so entstand zwischen ihnen ein lebhafter Streit und ein heftiger Wortwechsel, daß die Räuber, die noch nicht entfernt genug waren, ihn hörten. Diese horchten auf, und beschlossen, einen von ihnen heimlich hinzuschicken, der die Stimmen belauschen solle. Dieser aber war ein furchtsamer Mann, und glaubte, es wären wirklich auferstandene Todte, und meldete daher seinen Gefährten, daß er eine große Zahl derselben gesehen habe. Sie verzichteten daher auf ihren Raub. Rasi und

Marusi versöhnten sich nun, schlugen diesen Raub zu dem alten Kapital, und lebten fortan friedlich mit einander.

Doch diese Geschichte ist noch nichts gegen die von den Listigen, die den Geldwechsler betrogen.

## Neunhundert und funfzehnte Nacht.

### Geschichte von den Listigen, die den Geldwechsler betrogen *).

Vier abgefeimte Betrüger vereinigten sich einst, um einen reichen Geldwechsler zu überlisten. Einer von ihnen begab sich nämlich zu ihm, und zwar mit einem Esel, auf welchen er einen Geldsack geladen hatte, und verlangte, daß ihm der Geldwechsler für Silberdrachmen kleine Münze einwechseln sollte, wobei er ihm einen guten Gewinn ließ. In demselben Augenblicke, als er weggehen wollte, näherten sich wie von ungefähr die andern Betrüger, und gingen um den Esel herum. Zugleich sagte der eine von ihnen, so daß es der Wechsler hörte: »Er ists.« — »Halt,« sagte der andere, »ich will ihn doch vorher untersuchen!« besah sich den Esel, und strich ihn von der Mähne bis an seinen Rücken. Nun näherte sich auch der dritte, der ihn ebenfalls überall

*) Zwei und zwanzigste Nacht des Wesyrs.

befühlte, und hinzufügte: »Wirklich, er ist es!« Der zweite dagegen sagte: »Nein, er ist es nicht.« Sie hörten nicht auf, sich so lange scheinbar zu streiten, bis einer von ihnen den Besitzer des Esels fragte: »Wie theuer ist dein Esel?« Jener antwortete: »Ich verkaufe ihn nicht unter 10,000 Drachmen.« Sie boten ihm sogleich tausend Drachmen dafür. Doch er weigerte sich und schwur, daß er ihn nicht anders, als um den benannten Preis weggeben werde. Sie handelten hierauf immerfort mit ihm, bis sie ihm bereits fünftausend Drachmen geboten hatten. Allein ihr Gefährte, der verkappte Eseltreiber, blieb bei seinem ersten Satze. Der Wechsler, der dieses angehört hatte, konnte nun nicht unterlassen, sich an ihn zu wenden, und ihm zu rathen, diesen Preis anzunehmen. Allein jener weigerte sich, und sagte: »Mein ehrwürdiger Herr, ihr verstehet euch auf meinen Esel nicht. Gold und Silber könnt ihr wohl schätzen, auch vortheilhafte Wechselgeschäfte schließen, aber die Eigenschaften meines Esels sind euch verborgen. Daher sagt das Sprichwort sehr richtig: Jedes Geschäft will seinen Mann, und jeder Erwerb seinen Sachverständigen.« Als den Betrügern die Sache zu lange zu dauern schien, entfernten sie sich, gingen insgeheim zum Wechsler, uud sagten zu ihm: »Wenn du uns den Esel für tausend Drachmen verschaffen kannst, so geben wir zwanzig vom hundert.« Der Wechsler antwortete ihnen: »Gehet nur weg, und entfernt euch; ich will die Sache schon bewerkstelligen.« Sie gehorchten ihm, und der Geldwechsler begab sich zu dem Besitzer des Esels, dessen Habsucht er auf alle mögliche Weise rege zu machen suchte. Zugleich stellte er ihm vor, daß jene nun weggegangen wären, und daß er seinen Esel nun wohl nicht

mehr loswerden würde; indeß wolle er ihm den Esel abkaufen, und ihm den gebotenen Preis von fünftausend Drachmen dafür geben. Allein sie wurden nicht eher eins, als bis der Wechsler ihm 5500 Drachmen bot, die er ihm auch sogleich auszahlte. Beim Weggehen beschwor ihn der Eseltreiber, daß er den andern seinen Esel nicht anders, als um zehntausend Drachmen ablassen möchte. »Denn,« fügte er hinzu, »sie kaufen ihn nur wegen eines verborgenen Schatzes, zu welchem dieser Esel allein sie hinzuleiten vermag. Darum sei fest, und folge mir, denn sonst wird es dich gereuen.«

Als der Eseltreiber weggegangen war, kamen seine drei Gefährten zum Wechsler, und sagten: »Empfange unsern Dank dafür, daß du ihn gekauft hast. Wie können wir dir dafür dankbar sein?« Der Wechsler erwiederte indeß: »Unter zehntausend Drachmen bekommt ihr ihn nicht.« Sie gingen hierauf nochmals zum Esel, betasteten und befühlten ihn, und sagten endlich zum Wechsler: »Wir haben uns doch geirrt; das ist gar nicht der rechte Esel. Dieser taugt zu unserm Zwecke nicht, und ist für uns nicht fünf Drachmen werth.« Mit diesen Worten gingen sie murrend davon. Der Wechsler rief ihnen aber nach, und gerieth in einige Angst. »Ihr habt mich ja gebeten, ihn für euch zu kaufen, und da ich es gethan habe, so sagt ihr: Wir haben uns geirrt; der ist für uns nicht fünf Drachmen werth.« Sie antworteten indeß ganz gleichgültig: »Es schien uns wohl, als hätte er die Eigenschaften, die wir wünschten; allein wir finden das Gegentheil, er hat viele Fehler, und überdieß auch einen viel zu kurzen Rücken.« Sie gingen mit diesen Worten davon, und trennten sich. Doch der Wechsler glaubte, daß sie den Esel nur zum Schein tadelten, um ihn desto

billiger zu kaufen. Als sie aber lange ausblieben, merkte er wohl, daß er überlistet sei. Er erhob daher ein großes Klagegeschrei, und zerriß sich seine Kleider, so daß sich um ihn eine große Menge Leute versammelte, denen er sein Unheil klagte. Allein ein großer Theil derselben lachte ihn aus und wunderte sich, daß er so thöricht sein konnte, unbekannten Leuten so zu trauen, daß er sein Geld für Sachen hingab, deren Werth er nicht kannte.

Doch diese Geschichte ist lange nicht so schön, als die von dem Erzbetrüger.

Da sagte der König Schach Bacht zu sich selbst: »Hätte ich damals ebenfalls dem Gerede Gehör gegeben, welches man gegen meinen Wesyr Arrachuan aussprengte, so würde ich mir jetzt große Reue zubereitet haben. Gott sei gelobt, daß ich mit Bedacht dabei zu Werke gegangen bin.« Er entließ hierauf seinen Wesyr, und am andern Abend lud er ihn ein, die Geschichte des Erzbetrügers zu erzählen.

## Neunhundert und sechzehnte Nacht.

### Geschichte von dem Erzbetrüger*).

Ein großer Betrüger, der sich aber das Ansehen der größten Redlichkeit zu geben verstand, pflegte unter dem Scheine des Handeltreibens in die Städte zu gehen, sich zu den vornehmsten Bewohnern zu gesellen, und durch das rechtlichste Benehmen sich alle Leute zu Freunden zu machen; sodann aber durch irgend eine List jemanden zu betrügen, und hierauf in ein anderes Land zu entweichen.

Einst trug es sich zu, daß er mit Waaren in eine Stadt kam, und daselbst sehr bald mit den vornehmsten Kaufleuten eine Freundschaft schloß, die in Kurzem so weit ging, daß er fast immer bei ihnen, oder sie bei ihm waren. Dieß hatte bereits eine lange Zeit gedauert, als er sich zur Abreise anschickte. Als sich diese Nachricht unter seinen Freunden verbreitete, so wurden diese darüber sehr betrübt.

*) Drei und zwanzigste Nacht des Wesyrs.

Eines Morgens wandte er sich an den reichsten unter ihnen, setzte sich neben ihn, borgte sich etwas Geld, auf welches er ihm ein Pfand gab, und als er weggehen wollte, bat er ihn um die Auslieferung dessen, was er bei ihm niedergelegt habe. »Was hast du denn bei mir niedergelegt?« fragte der Kaufmann. — »Ach, du weißt ja, ich meine den Beutel mit den tausend Goldstücken.« Da sprach der Kaufmann: »Wenn hast du mir ihn denn gegeben?« — »Bei Gott,« erwiederte der andere, »war es nicht an dem und dem Tage? bei dem und dem Kennzeichen wirst du dich gewiß noch daran erinnern.« — »Davon weiß ich kein Wort,« entgegnete der Kaufmann wiederum. Hiemit entspann sich zwischen ihnen ein lebhafter Wortwechsel, der so laut wurde, daß die Nachbaren alles hörten, was zwischen ihnen vorgefallen war. Der Betrüger wendete sich nun zu ihnen, und sagte: »Dieser ist mein Freund; ihm habe ich etwas zu verwahren gegeben, was er mir nun ableugnet! Wem kann man nun trauen?« Die Leute sprachen: »Dieser Mann ist uns nur als sehr rechtschaffen bekannt. Wir haben nichts als Treue, Redlichkeit und Verstand bei ihm bemerkt. Er wird doch jetzt nicht unser Zutrauen täuschen.« Andere wandten sich dagegen zum Kaufmann, und sagten: »Erinnere dich doch; vielleicht hast du es vergessen.« Er indeß erwiederte: »Ich weiß nicht, was er sagt; er hat mir nie etwas anvertraut.« Der Betrüger sagte dagegen: »Ich bin eilig und im Begriff abzureisen. Ich habe, Gott sei Dank! viel Vermögen, und dieses ist mir nicht verloren; aber er muß mir versprechen, es künftig zu bezahlen.« Dieß fanden die Leute sehr billig, und der Kaufmann kam fast in Gefahr, seinen guten Ruf zu verlieren. Einer seiner Freunde in-

dessen, der sich für sehr klug und verständig hielt, näherte sich ihm heimlich, und versprach ihm, den Betrüger zu überlisten, denn er kenne ihn als einen Lügner. »Du sollst von dem Verdachte bald befreit werden,« fügte er hinzu; »denn ich werde ihm sagen, daß er den Beutel bei mir niedergelegt habe, und daß du es nicht gewußt habest.« Der Kaufmann war damit sehr zufrieden, und sein Freund wandte sich zum Betrüger, und sprach: »Mein Herr, ich bin der und der. Ihr seid im Irrthum; der Beutel ist bei mir, und mir habt ihr ihn anvertraut. Meinem Freunde ist die Sache ganz fremd.« Da erwiederte der Betrüger mit Ruhe und Höflichkeit: »Bei Gott, der Beutel, den du bei dir hast, du edler und rechtschaffener Mann, ist in sichern Händen. Ich bin deshalb ganz unbesorgt; denn er ist bei dir so gut, wie bei mir aufgehoben. Ich habe nur mit dem Beutel angefangen, den ich bei diesem Manne eingelegt habe, weil ich wußte, daß er nichts weniger als habsüchtig ist.« Diese Wendung machte den Mann so bestürzt, daß er nicht wußte, was er antworten sollte, und die Leute wurden dadurch so getäuscht, daß sie jeden der beiden zwangen, dem Betrüger tausend Goldstücke auszuzahlen, welcher somit zweitausend davon trug, und bald darauf abreiste.

Der Kaufmann sagte nun zu seinem Freunde, der sich für so klug hielt: »Die Geschichte, die sich mit uns zugetragen hat, gleicht ganz der Fabel von dem Falken und der Heuschrecke.« — »Erzähle mir diese Fabel.«

## Der Falke und die Heuschrecke.

Wisse, hub er an, daß ein Falke und eine Heuschrecke ihre Nester nahe bei einander hatten. Die Heuschrecke sehnte sich nach der Freundschaft des Falken. Darum näherte sie sich ihm eines Tages, und sprach: »O Herr und Fürst der Vögel, ich bin ganz entzückt über deine Nähe, und fühle mich veredelt durch deine Nachbarschaft.« Der Falke dankte ihr für diese Gesinnungen, und verstattete ihr, ihn öfter zu besuchen, woraus bald eine nähere Freundschaft entstand. Da sprach eines Tages die Heuschrecke zu ihm: »Wie kommt es doch, daß ich dich stets so einsam und zurückgezogen sehe? Nie bemerke ich einen Freund von deiner Art bei dir, auf den du in den Tagen der Trübsal bauen, und mit dem du dich bei langer Weile unterhalten könntest; denn das Sprüchwort sagt: Der Mensch erhält seine Ruhe und seine Kraft nur durch einen Genossen, der, noch mehr als er selbst, das Bedürfniß der Freundschaft fühlt. Aus einem solchen Verhältnisse bloß entsteht Freude, und auf einen solchen Freund bloß kann man in Trübsal bauen. Da ich nun selbst zu schwach bin, um für dich das zu sein, was du berechtigt bist, zu erwarten, und ich doch dein Wohl wünsche, so überlaß es mir, daß ich dir einen Vogel aussuche, der dir an Gestalt und an Kraft gleich komme.« — »Das will ich dir

gern gestatten," erwiederte der Falke, "und ich werde mich hierin ganz auf dich verlassen." Hierauf suchte die Heuschrecke unter einer Anzahl von Vögeln einen aus, der ihr an Gestalt und Wesen dem Falken gleich zu sein schien, und zwar den Geier. Sie schloß mit ihm Bekanntschaft, und wies ihn an den Falken, um mit diesem Freundschaft zu halten. Einst traf es sich, daß dieser krank wurde, während welcher Zeit der Geier den Falken pflegte, bis er wieder genas. Als aber nach kurzer Zeit ein Rückfall eintraf, und der Falke wieder Pflege bedurfte, brachte die Heuschrecke einen Adler mit, der sie beide auffraß. Dieß geschah, weil die Heuschrecke keine Kenntniß von dem Wesen und Character der Thiere hatte. Du aber, lieber Freund," fuhr der Kaufmann fort, "hast durch List mir zu helfen gesucht; doch keine List hilft gegen das Geschick, und die Vorherbestimmung überwältigt alle Vorsichtsmaaßregeln. — Wie schön und richtig ist daher, was der Dichter sagt:

Oft entgeht der Blinde dem Graben, in welchen der stolze Sehende hineinfällt;
Oft unterliegt der Listige und Weise einem ausgesprochenen Worte, wovon der Thor ohne Schaden davon kommt;
Oft ist der Rechtgläubige und Fromme in seinem Lebensunterhalt beschränkt, während der Ungläubige und Gottlose in Fülle und Ueberfluß ist.
Was nützt da dem Listigen seine List? da dieses alles Fügung des Geschicks ist."

Doch diese Geschichte ist nichts gegen die von dem Könige und der Frau des Kammerherren.

---

## Neunhundert und siebzehnte Nacht.

---

### Geschichte

### von dem Könige und der Frau des Kammerherrren *).

---

Ein persischer König hatte die Gemahlinn seines Kammerherren, da er gehört hatte, daß sie sehr schön sei, lieb gewonnen. Dieß veranlaßte ihn denn, sich eines Tages zu ihr zu begeben. Als sie ihn erblickte und erkannte, sagte sie zu ihm: »Was bewegt den König zu diesem Schritte?« — »Die Liebe, die ich zu dir habe,« erwiederte er, »und ich erbitte mir von dir deine Gegenliebe.« Diese Erklärung begleitete er mit bedeutenden Geschenken, wie sie manchen Frauen wohl angenehm gewesen sein würden. »Ich kann und darf deine Wünsche nicht erfüllen; denn ich habe einen Gatten,« erwiederte indeß die Frau, und widerstand dem König auf alle mögliche Weise, weshalb dieser sie ergrimmt verließ, aber seinen Gürtel bei ihr vergaß.

---

*) Vier und zwanzigste Nacht des Wesyrs.

Ihr Mann, der kurz darauf zu ihr hereintrat, erkannte sogleich den Gürtel, und da er des Königs Benehmen gegen die Frauen kannte, schöpfte er sogleich Verdacht und fragte seine Frau, was denn das, was er hier sähe, zu bedeuten habe? »Ich will dir die Wahrheit sagen,« erwiederte sie, und berichtete ihm genau den ganzen Hergang. Allein der Mann glaubte ihr nicht, und Zweifel bemächtigten sich seiner Seele. Der König dagegen brachte seinerseits die Nacht sehr unruhig und sorgenvoll zu. Als der Morgen anbrach, ließ er den Kammerherren rufen, übertrug ihm die Statthalterschaft einer entfernten Gegend, befahl ihm aber zugleich, auf der Stelle dahin abzureisen. Er hatte sich nämlich vorgenommen, in seiner Abwesenheit bei des Kammerherren Frau seine Wünsche durchzusetzen. Dieser indeß durchschaute den Plan des Königs, und empfahl sich bei ihm, nachdem er von ihm noch einige Aufträge über die Verwaltung und Herstellung seiner Angelegenheiten in jener Provinz erhalten hatte. Der Kammerherr versammelte noch schnell die Verwandten seiner Frau, und eröffnete ihnen in wenigen Worten, daß er entschlossen sei, seine Frau zu verstoßen. Diese mißbilligten seinen Vorsatz, und verklagten ihn auf der Stelle bei dem Könige. Der König, dem die Ursache hievon unbekannt war, ließ sogleich den Kammerherren vor sich fordern, und fragte ihn: »Warum willst du deine Frau verstoßen? Wie kannst du deine Hand gegen ein so gutes Land feindlich ausstrecken, und es verlassen?« Da antwortete er: »Gott beglücke den Herrn meinen König! aber wisse, daß ich in diesem Lande die Fußstapfen eines Löwen sah, und ich befürchte, daß, wenn er nochmals

dieses Land betritt, und ich es noch besitze, er mich zerreißen möchte. Denn was mir begegnet ist, gleicht sehr der Geschichte des alten Weibes und des Seidenhändlers. Nachdem er vom Könige die Erlaubnis erhalten, sie zu erzählen, fing er folgendermaßen an.

---

## Geschichte

## von dem alten Weibe und dem Seidenhändler.

Ein Seidenhändler hatte eine sehr schöne und tugendhafte Frau. Diese sah ein junger Mann, als sie eben aus dem Bade kam, und wurde von Liebe zu ihr überwältigt. Schon hatte er vergebens alle mögliche Mittel versucht; aber es war ihm nicht gelungen, auch nur ein einziges Wort mit ihr sprechen zu können. In diesem für ihn so traurigen Zustande wandte er sich an ein altes Weib, die ihm auch sofort versprach, ihm zu seinen Wünschen behülflich zu sein. Er versprach ihr dafür die reichlichste Belohnung, und sie ertheilte ihm nun folgenden Rath. »Gehe zu ihrem Manne, und kaufe von ihm eine Turbanbinde von dem kostbarsten Stoffe.« Der junge Mann befolgte dieß, kaufte eine von dem feinsten Battist, und überbrachte sie der Alten. Diese verbrannte die Binde an zwei Orten, nahm sie mit sich, ging damit in das Haus des Seidenhändlers, [5]) und klopfte an die Thür. Die Frau des Seidenhändlers, welche die Alte in der Kleidung, welche die büßenden Frommen anzulegen pflegen, dastehen sah, öffnete ihr sogleich, und empfing sie mit aller Auszeichnung.

Sie hatte sich mit ihr bereits eine Weile unterhalten,

als die Alte von ihr Wasser zu den gesetzlichen Abwaschungen verlangte, und sie bat, ihr doch einen Ort anzuweisen, an welchem sie ihr Gebet verrichten könnte. Sie überreichte ihr sogleich das Wasser, und nach der Waschung begab die Alte sich zum Gebet. Nachdem sie dieses beendigt hatte, ließ sie die Turbanbinde in dem Betstuhle liegen, nahm Abschied von der Frau, und entfernte sich. In demselben Augenblicke trat der Seidenhändler in sein Haus, und da es die Gebetzeit war, so verrichtete er sein Gebet an demselben Orte, welchen die Alte so eben verlassen hatte. Hier sah er etwas in dem Betstuhle liegen, betrachtete es genau, und erkannte die Turbanbinde, die er selbst verkauft hatte. Dieß befremdete ihn und erweckte seinen Argwohn. Er vermochte seinen Zorn vor seiner Frau nicht zu verbergen; sondern behandelte sie von nun an sehr hart, und sprach kein Wort mehr mit ihr. Die Frau wußte sich die Ursache dieses Benehmens gar nicht zu erklären; sie bemerkte bloß in seinen Händen eine Turbanbinde, welche Brandlöcher hatte, und vermuthete, daß daher sein Zorn rühren könnte.

Als der Seidenhändler am andern Morgen, immer noch erzürnt, ausgegangen war, kam die alte Frau zu seiner Gattinn, und fand dieselbe ganz niedergeschlagen und höchst betrübt. Nachdem sie die Ursache ihrer Traurigkeit erfahren hatte, sagte sie zu ihr: »Meine Tochter, sei unbesorgt; ich habe einen Sohn, der ist so geschickt im Ausbessern und Zuflicken, daß es nicht möglich ist, die Stelle zu erkennen, wo ein Fehler war. Dieser wird dir deine Turbanbinde schon wieder ganz herstellen.« — »Wenn wirst du mir ihn herschicken?« fragte die Frau, sehr erfreut. »Morgen, wenns Gott beliebt,« sagte die Alte, werde ich ihn dir

selbst herbringen und zwar, wenn dein Mann dich verlassen haben wird. Er wird sie auf der Stelle ausbessern, und dann weggehen.“ Sie fügte noch einige Trostformeln hinzu, entfernte sich, und begab sich zu dem jungen Manne, und benachrichtigte ihn, daß sie ihn morgen abholen werde.

Am andern Morgen begab sie sich auch wirklich zu ihm, und brachte ihn bis an die Thüre des Seidenhändlers, welcher, seitdem er den Turban bei seiner Frau gefunden hatte, entschlossen war, seine Frau zu verstoßen, wenn er gehörige Beweise haben würde, weil er sich vor ihren Verwandten scheute, es ohne Grund zu thun. Die Frau öffnete der schändlichen Alten, welche den jungen Mann an ihrer Hand führte, und ihr sagte, sie möchte das herbeibringen, was auszubessern wäre, und es ihrem Sohne übergeben. In dem Augenblicke aber entfernte sich die Alte, und schloß die Thüre hinter sich zu. Diese Zeit benutzte der junge Mann, um seine Liebe zu erklären. Er wurde günstig aufgenommen, und als er sie verließ, trat die Alte herein, und sagte zu ihr: „Wisse, daß dieser mein Sohn dich unaussprechlich liebt, und aus Sehnsucht nach dir beinahe gestorben wäre. Ich wußte kein anderes Mittel, ihn zu retten, als diese List; denn der Turban gehört nicht deinem Manne, sondern meinem Sohne. Ich habe nun meinen Zweck erreicht. Laß du mich jetzt noch eine List ausführen, um deinen Mann wieder mit dir auszusöhnen; doch mit der Bedingung, daß du uns stäts ergeben bleibest.“ — „Es sei!“ entgegnete die Frau, thue was dir beliebt!“ Die Alte begab sich hierauf zu dem jungen Mann, und sagte zu ihm: „Deine Sachen mit der Frau habe ich in Ordnung gebracht: indeß mir liegt jetzt noch etwas anderes ob. Gehe du so-

fort zu dem Seidenhändler, und erzähle ihm das Unglück, das du gehabt hast, dir nämlich deinen Turban zu verbrennen. Ich werde dann bei euch vorbeigehen; und sobald du mich erblicken wirst, so springe du auf, und halte mich fest. Ich will nämlich die Frau mit ihrem Manne wieder aussöhnen, und zwar so, daß du dessen ohngeachtet bei seiner Frau Zutritt behalten sollst.«

Der junge Mann verfügte sich hierauf zu dem Seidenhändler, setzte sich zu ihm, und sprach: »Du erinnerst dich an den Turban, den ich bei dir gekauft habe.« — »Ja wohl,« antwortete jener. »Weißt du, was mir damit begegnet ist?« — »Nein,« war die Antwort. »Als ich ihn von dir kaufte,« fuhr der junge Mann fort, »band ich ihn um, und wollte mich räuchern; [6]) da trugs sich's zu, daß ich ihn an zwei Orten verbrannte. Um ihn auszubessern, gab ich ihn einer alten Frau, deren Sohn, wie man sagte, sehr gut auszubessern verstand. Seit der Zeit habe ich sie nicht mehr wiedergesehen, und weiß nicht, wo sie wohnte.« Als der Seidenhändler dieß hörte, wunderte er sich, und fing an, seinen Argwohn gegen seine Frau zu bereuen.

Es dauerte nicht lange, so ging die Alte vorbei, und sogleich stürzte sich der junge Mann auf sie los, hielt sie fest, und verlangte von ihr die Turbanbinde. »Ach, lieber Herr,« sagte sie, »als du mir sie gabst, bin ich in ein Haus eingetreten, um zu beten, und mir Waschwasser geben zu lassen, und dort habe ich sie im Betstuhle vergessen. Nun aber kann ich mich nicht mehr besinnen, in welchem Hause es war. Vergebens suche ich es schon mehrere Tage auf.« Als der Seidenhändler diese Erzählung der Alten hörte, sprach er: »Du bist zur glücklichen Stunde gekommen.

In meinem Hause hast du die Binde vergessen. Ich habe sie hier; und hier hast du sie wieder.«

## Neunhundert und achtzehnte Nacht.

Die Alte übergab nunmehr die Turbanbinde dem jungen Manne, und der Seidenhändler versöhnte sich mit seiner Frau, und beschenkte sie mit kostbaren Stoffen und Schmuck, worüber sie sehr viel Freude hatte.

Als der König diese Geschichte von seinem Kammerherren gehört hatte, wurde er beschämt, und sprach: »Fahre fort, deinen Dienst wie gewöhnlich zu verrichten, und dein Land zu bebauen; denn der Löwe ist zwar hineingekommen, er hat aber darin nichts verletzt, und wird nie dahin zurückkehren.« Hierauf beschenkte er ihn mit Ehrenkleidern, und machte ihm noch außerdem ein beträchtliches Geschenk, und der Kammerherr begab sich froh wieder zu seiner Frau, welches eine Freude für die ganze Familie war.

Aber diese Geschichte ist nicht halb so unterhaltend, als die Geschichte von der schönen Frau mit dem garstigen Manne.

## Geschichte

### von der schönen Frau mit dem häßlichen Manne. *)

Ein Araber hatte eine große Anzahl Kinder. Unter diesen war ein Knabe von einer so ausgezeichneten Schönheit, und von so viel Verstand, daß man seines gleichen nicht finden konnte. Als er das gehörige Alter erreicht hatte, verheiratete ihn sein Vater mit einer seiner Nichten. Diese war eben nicht von besonderer Schönheit, auch hatte sie nicht die feinsten Sitten; deshalb gefiel sie auch dem jungen Manne nicht. Allein der Verwandtschaft wegen hatte er alle mögliche Geduld mit ihr.

Eines Tages war er ausgegangen, um eines seiner Kameele aufzusuchen, welches sich verirrt hatte. Es war darüber etwas spät geworden, und er sah sich daher genöthigt, einen Araber um Nachtherberge anzusprechen. In dieser Absicht begab er sich daher in das Zelt eines Stammes, und ein kleiner Mann, sehr häßlich von Gesicht, empfing ihn, begrüßte ihn, und bat ihn, sich bei ihm niederzulassen. Er unterhielt ihn sehr angenehm, und als die Speise fertig

*) Fünf und zwanzigste Nacht des Wesyrs.

war, reichte sie ihm die Frau des häßlichen Mannes selbst dar. Ihre Schönheit, ihre Anmuth, und ihre unbeschreiblichen Reize setzten den angekommnen Fremdling in das größte Erstaunen, so daß er sich nicht enthalten konnte, bald ihren häßlichen Mann, bald sie selbst anzublicken. Da er sich zu lange mit dieser Vergleichung aufhielt, merkte es der Ehemann und sprach: »Mein guter Freund, jetzt beschäftige dich mit nichts, als mit Essen. Was dich in Staunen setzt, werde ich dir nachher erzählen.« Als sie aufgehört hatten zu essen, erinnerte ihn der Fremde an die Erzählung, und der Araber begann auf folgende Weise:

»Ich war von Jugend an, wie du mich jetzt siehst, sehr häßlich, meine Brüder dagegen waren sehr schön; deßhalb liebte sie mein Vater mehr als mich, und erzeigte ihnen sehr viel Gutes, während er mich ganz vernachläßigte. Er übertrug mir Arbeiten, mit denen man sonst nur die Sklaven beauftragt, während er meinen Brüdern nicht das mindeste Geschäft zu verrichten gab. Eines Tages verirrte sich eine Kameelinn meines Vaters. Da trug er mir denn auf, daß ich sie suchen, und nicht ohne sie zurückkehren sollte. Ich bat ihn, einen meiner Brüder zu schicken; allein er that es nicht, sondern ergrimmte über mich, ergriff eine Peitsche, und schlug mich. Da stand ich denn auf, setzte mich auf ein Kameel und ritt davon, mit dem festen Vorsatz, mich in die Wüste zu begeben, und nie mehr zu meinem Vater zurückzukehren. Schon war es Mitternacht, als ich an einem Zelte anlangte, wo ich auf meine Bitte gastfreundliche Aufnahme fand. Es gehörte der Familie meiner Gattinn hier, und ihr Vater, ein sehr ehrwürdiger Greis, nahm mich sehr herzlich auf. In der Nacht nöthigte mich ein Bedürfniß,

aufzustehn, und aus dem Zelte zu gehen. Da die Hunde des Stammes mich nicht kannten, so liefen sie mir nach und bellten mich an. Ueberhaupt wußte in diesem Dorfe niemand etwas von mir, als diese Frau. Ich suchte den Hunden zu entgehen, war aber dabei so unglücklich, in eine Grube zu fallen, in welcher Wasser war, und die eine bedeutende Tiefe hatte. Ein Hund indeß, der mir eiligst nachgefolgt war, fiel mit mir zugleich in diese steile Grube herab. Meine Frau, die damals ein freies Mädchen, voll Kraft und Entschlossenheit war, fühlte, als sie mein Unglück erfuhr, sich von Mitleid gedrungen, mir zu Hülfe zu eilen. Sie kam also mit einem Stricke, ließ das eine Ende zu mir herab, und rief mir zu, mich an demselben fest zu halten. Ich that es, und suchte, während sie mich zog, an der steilen Wand der Grube hinauf zu klettern. Allein als ich bis an die Hälfte gekommen war, glitt sie ab und fiel mit mir zugleich hinunter. So blieben wir denn eine lange Zeit zusammen in der Grube, sie, ich, und der Hund.

Als der Morgen anbrach, und ihre Angehörigen sie nicht sahen, suchten sie sie in dem Dorfe und fanden sie nicht. Da sie aber auch mich mit ihr zugleich vermißten, glaubten sie, ich wäre mit ihr entflohn. Sie hatte vier Brüder, schnell wie die Adler. Diese bestiegen ihre Rosse und trennten sich, um mich und sie aufzusuchen. Unterdessen war es schon hoch am Tage geworden, und der Hund fing an, jämmerlich zu heulen und zu bellen, welches die übrigen Hunde im Dorfe nach ihrer Art beantworteten. Sie suchten dann ihren Genossen auf, und kamen bis an den Rand der Grube, an welcher sie stehen blieben, und ein fürchterli-

ches Geheul erhuben. Als der Greis diesen Lärm der Hunde hörte, kam er ebenfalls zu der Grube hin.

---

## Neunhundert und neunzehnte Nacht.

Hier war er denn über den Anblick, der sich ihm darbot, sehr verwundert. Doch besann er sich nicht lange, denn er war ein tapfrer, verständiger, und sehr weiser Mann; er holte einen Strick, und zog uns alle heraus, und fragte uns, wie denn alles so gekommen sei. Wir erzählten ihm alles ganz genau, und er versank darüber in ein tiefes Nachdenken. Als ihre Brüder zurückkamen, theilte ihnen der Greis die Begebenheit mit, und fügte dann hinzu: »Meine Söhne, wisset, daß eure Schwester damit bloß etwas Gutes bezweckt hat. Wollt ihr den Mann deshalb umbringen, so werdet ihr immerwährende Schande auf euch laden, ihm selbst Unrecht thun, eure Seelen mit einem Verbrechen belasten, und selbst eurer Schwester Schande zuziehen; denn Grund zur Ermordung dieses Mannes ist nicht vorhanden. Auch kann ein solches Ereignis niemanden als unmöglich erscheinen.« Hierauf näherte er sich mir, fragte mich nach meiner Herkunft, die er sehr rühmlich fand, und trug mir sodann die Hand seiner Tochter an. Mit Dank nahm ich dieses edle Anerbieten an. Ich heiratete sie, und blieb bei ihm. Gott der Erhabene hat mir seitdem die Pforten des Himmels eröffnet, so daß ich nun einer der reichsten im Stamme bin.«

Ueber diese Geschichte verwunderte sich der Mann, und brachte die Nacht bei ihm zu. Am andern Morgen fand

er sein verirrtes Kameel, kehrte damit zu den Seinigen zurück, und erzählte ihnen den ganzen Vorfall.

Doch, o König, diese Geschichte ist nichts in Vergleich mit derjenigen **von dem Könige, dem Alles verloren ging, und dem Gott Alles wiedergab.**

---

## Geschichte

## von dem Könige, dem Alles verloren ging und dem Gott Alles wiedergab. *)

In Indien lebte ein sehr rechtschaffener, gottesfürchtiger und weiser König, der sich alles Verbotenen enthielt. Er hatte eine seiner Nichten geheiratet, die von königlichem Geschlecht und mit allen Tugenden, so wie auch mit vorzüglicher Schönheit ausgestattet war. Sie wurde Mutter von zwei Knaben, die an Liebenswürdigkeit ganz ihr Ebenbild waren. Das Schicksal, welches niemand abzuwenden vermag, fügte es, daß ein andrer König gegen ihn auszog, und daß diejenigen seiner Unterthanen, die sich nach Plünderung sehnten, gegen ihn aufstanden, und sich mit jenem Könige verbanden, der nun sein Land überfiel, seine Truppen in die Flucht schlug, und seine treusten Soldaten tödtete. Der König sah sich genöthigt, mit seiner Frau und seinen Kindern die Flucht zu ergreifen, und nur das nothwendigste mitzunehmen. Als sie schon ziemlich weit entfernt waren,

*) Sechs und zwanzigste Nacht des Wesyrs.

überfiel sie ein Haufen Räuber, die ihnen nichts ließen, als die Kleider, die sie anhatten. Sie setzten ihren Weg fort, bis sie an einen großen Wald kamen, der durch einen Strom von ihnen getrennt war. Da dieser indeß eben nicht viel Wasser enthielt, so entschloß sich der König, seine Kinder, eins nach dem andern, hinüber zu tragen. Als er nun auch ihre Mutter abholte, um sie hinüber zu tragen, und sie glücklich an den Ort brachte, wo er seine Kinder verlassen hatte, fand er sie beide nicht mehr. Er begab sich sofort in die Mitte der waldigen Insel, und fand daselbst einen Greis und eine alte Frau, die sich da eine Hütte gebaut hatten. Diesen übergab er seine Frau, und ging sodann weiter fort, um seine Kinder aufzusuchen. Indeß er vermochte nicht die mindeste Spur von ihnen anzutreffen. Diese waren nämlich tiefer in den Wald gegangen, hatten sich getrennt und so verirrt, daß keiner von dem andern etwas wußte. Schon seit mehreren Tagen hatten sie die Stelle, wo sie ihr Vater hingebracht hatte, wiederzufinden gesucht, waren aber an einer ganz entgegengesetzten Seite des Waldes wieder herausgekommen. Ihr Vater kehrte nun betrübt zu seiner Gattinn zurück, und sie lebten von nun an mit den beiden alten Leuten von den Früchten der Insel.

Eines Tages ankerte ein Schiff an dieser Insel, um sich mit frischem Wasser zu versorgen. Dieß Schiff nebst der ganzen Ladung gehörte einem Magier, der ein Kaufmann war. Der Greis, der sehr geldgierig war, benachrichtigte den Magier von der Schönheit der Frau des Königs, und erweckte in ihm die Begierde, sich ihrer mit List zu bemächtigen. Er schickte nun in dieser Absicht einen Boten an sie ab, mit der Meldung, daß auf dem Schiffe sich

eine schwangre Frau befände, die ihrer Entbindung so nahe zu sein schiene, daß sie vermutheten, sie würde schon in dieser Nacht entbunden werden. »Wolltest du nun nicht die Güte haben,« fügte der Bote hinzu, »ihr behülflich zu sein?« Sie willigte gern darein, und wurde demzufolge in das Schiff hinüber geholt, welches sie ohne alle Besorgnis betrat. Kaum aber war sie da angelangt, als die Anker gelichtet und die Segel aufgezogen wurden, und das Schiff eiligst davon segelte. Da erhub der König, welcher es sah, ein großes Klagegeschrei, und die Königinn im Schiffe weinte, und wollte sich ins Meer stürzen, worauf der Magier seinen Schiffsleuten befahl, sie fest zu halten. Die Nacht begann schon dunkel zu werden, und das Schiff verschwand endlich ganz aus den Augen des Königs, welcher darüber ohnmächtig zu Boden sank. Als der Morgen anbrach, beweinte er das Schicksal seiner Frau und seiner Kinder, und sang folgende Verse:

»O Geschick, wie lange wirst du noch feindlich gegen die Menschen verfahren? Sage, bleibt wohl noch jemand übrig, den du verschont hättest?«

»Alles, was ich liebte, ist mir geraubt, und mit ihnen meine Freude! Ach, wie wenig wußte ich sie zu schätzen, und das Glück ihres Besitzes zu würdigen!«

»Doch als wir getrennt wurden, da brannte mein Herz von der Flamme des Schmerzes. Ich werde nie den Tag vergessen, wo sie von mir gingen, und mich allein zurück ließen.«

»Wenn ich vor Trennungs-Gram mein Herz zermalmte,

ehe ich meine Kleider zerriß, so könnte mich wahrlich niemand deshalb tadeln.«

---

## Neunhundert und zwanzigste Nacht.

Betrübt ging der König an dem Ufer des Meeres mehrere Tagereisen weit fort, nährte sich von Kräutern, erblickte aber kein lebendes Wesen. Endlich gelangte er auf eine bebaute Ebene, und zuletzt zu einer Stadt am Ufer des Meeres. Da es schon sehr spät war, so wollte man ihm die Thore nicht öffnen, weshalb er die Nacht außerhalb des Thores zubringen mußte.

Der König dieser Stadt war so eben kinderlos gestorben, und die Bewohner waren über die Wahl eines Nachfolgers uneinig. Beinahe hätten sich die Partheien bekriegt, wofern sie nicht noch folgenden Vorschlag angenommen hätten. Sie beschlossen nämlich, denjenigen zum Könige zu wählen, welchen der Lieblingselephant des verstorbenen Königs auszeichnen werde, und sich wegen dieser Sache nicht weiter zu entzweien. Sie führten also den Elephanten aus der Stadt, in welcher kein Mensch, weder Mann noch Weib, zurückblieb, weil alle bei diesem Ereignis gegenwärtig zu sein wünschten. Der Elephant wurde geschmückt, auf seinem Rücken ein Thron befestigt, und ihm in den Rüssel eine Krone gegeben. Er fing nun an, die Leute genau zu betrachten, und blieb endlich vor dem fremden unglücklichen Könige stehen. Vor diesem neigte er sich, setzte ihm die Krone aufs Haupt und hub ihn auf den Thron. Die versammelten Menschen neigten sich hierauf ebenfalls vor ihm,

und wünschten sich Glück, ihren Zwist nunmehr beendigt zu sehn. Mit Musik begleitet zog er nun in die Stadt und in das königliche Schloß ein, woselbst er sich gekrönt auf den Thron setzte, und die Huldigungen empfing. Hierauf fuhr er nach seiner früher gewohnten Weise daselbst fort, zu regieren und als König zu handeln, indem er die Angelegenheiten der Unterthanen richtete, die Kriegsheere in Stand setzte, den Gefangenen die Freiheit schenkte, und die Bedrückten erleichterte, so daß alle Leute in dem Urtheile übereinstimmten: er sei ein großer König.

Sein Vorfahr hatte eine Frau und eine Tochter hinterlassen, und man wünschte allgemein, daß sich der König mit der letzteren verehlichen möchte. Der König versprach es zwar, setzte aber die Feierlichkeit sehr lange aus, und zwar wegen seiner ersten Frau, neben welcher er keine andre heiraten wollte. Er fastete, betete, spendete Almosen, und bat Gott, er möchte ihn doch bald wieder mit seiner Frau und seinen Kindern vereinigen. Nach Verlauf eines Jahres kam daselbst ein mit kostbaren Waaren angefülltes Schiff an, und da es Brauch war, daß der König auf jedes neu angekommene Schiff vertraute Leute sendete, um die Waaren zu betrachten, und sie dem Könige vorzulegen, damit er das, was ihm gefiele, kaufen könne, so sandte er dießmal zwei junge Leute auf das Schiff.

Um unterdeß auf die Frau des Königs zurückzukommen, so hatte der Magier derselben die Ehe angeboten, und ihr ein bedeutendes Vermögen zugesichert; allein sie hatte alles zurückgewiesen, und wäre am liebsten vor Schmerz gestorben, ja sie würde sich wirklich ins Meer gestürzt haben, wenn sie nicht der Magier hätte in Fesseln legen lassen.

Vor Wuth drohte dieser ihr nun: »Ich will dich mit Schimpf und Schande bedecken, und dich peinigen, bis daß du einwilligest!« Sie blieb indeß standhaft, und traute auf den erhabenen Gott, daß er sie von diesem Bösewicht doch endlich befreien werde. In diesem Zustande waren sie von Land zu Land gereist, und waren endlich zu der Stadt gekommen, in welcher ihr Gemahl König war. Als dieser die Waaren des Schiffes unter Aufsicht nehmen ließ, verbarg der Magier die Frau in einen großen Kasten, damit die beiden jungen Leute, die bereits bei dem verstorbenen Könige Edelknaben gewesen waren, und die der jetzige in seinen Diensten behalten hatte, sie nicht erblicken möchten. Nachdem der Abend herangekommen war, unterhielten sich die beiden Edelknaben auf dem Schiffe; sie erinnerten sich bei dieser Gelegenheit an die Tage ihrer Kindheit, und wie ihre Eltern aus ihrem Lande sich flüchten mußten, und wie sie bei einem Walde entführt worden wären, und überhaupt wie das Geschick sie von ihren Eltern getrennt hatte. Als die Frau diese Unterhaltung vernahm, rief sie aus dem Kasten: »Ich bin eure Mutter, und zum Zeichen, daß ich die Wahrheit sage, gebe ich euch das und das an.« An diesem Merkmale erkannten beide sogleich ihre Mutter wieder, stürzten sich auf den Kasten, erbrachen ihn, und befreiten ihre Mutter aus demselben. Wie diese nun ihre Kinder wieder sah, drückte sie dieselben an ihre Brust, und alle drei umarmten sich, und blieben lange Zeit in dieser Umarmung. Die Leute auf dem Schiffe wunderten sich über diesen Anblick, erkundigten sich nach der Ursache, und erfuhren von den Söhnen alsbald den ganzen Verlauf der Sache. In demselben Augenblicke kam der Magier, erhub ein fürchter-

liches Geschrei, und sagte zu den beiden Brüdern: »Warum habt ihr den Kasten zerbrochen? Ich hatte darin kostbare Edelsteine, die ihr mir gestohlen habt, und jene Frau ist meine Magd, die mit euch überein gekommen ist, um durch diese List mein Vermögen zu rauben.« Er zerriß hierauf seine Kleider, schrie um Hülfe, und sprach: »Bei Gott, ich werde den König ersuchen, daß er mich von diesen beiden gottlosen Aufsehern befreie.« Sie dagegen riefen: »Dieß ist unsere Mutter, und du hast sie geraubt!« Es entstand nunmehr ein heftiger Wortwechsel, worauf sie alle vor den König geführt wurden. Als nun jeder demselben seine Angelegenheiten vorgestellt hatte, erkannte sie der König wieder, sein Herz schlug vor Freude, und seine Augen füllten sich mit Thränen beim Anblick seiner Frau und seiner Kinder, und er pries den erhabenen Gott, und dankte ihm für diese Wiedervereinigung. Sodann befahl er der Versammlung, sich zu entfernen, zugleich ließ er den Magier nebst der Frau und den beiden Edelknaben in Verwahrung bringen, und befahl, sie streng zu bewachen, bis zum andern Morgen, wo er die Richter und Weisen versammeln würde. Dieß wurde denn auch genau befolgt, und der König brachte seine Nacht mit Beten und Lobpreisungen zu.

---

## Neunhundert ein und zwanzigste Nacht.

Als am andern Morgen die Weisen des Reichs, die Richter und ihre Stellvertreter zusammen gekommen, und der Magier, die beiden Edelknaben und ihre Mutter vorgeführt worden waren, und der König sich nach ihren Angele-

genheiten erkundigt hatte, sagten die beiden Jünglinge, bei denen er die Untersuchung anfing, folgendes: »Wir sind die beiden Söhne des Königs N. Böse Menschen und Feinde hatten sich des Reichs bemächtigt, und unser Vater war genöthigt, mit uns vor ihnen zu entfliehen.« — »Ihr sagt da etwas ganz sonderbares,« unterbrach sie der König, »und was geschah mit eurem Vater?« — »Wir wissen nicht, was das Geschick seitdem über ihn verhängt hat.« Der König schwieg, und wandte sich nach einer Weile zu der Frau, und fragte sie: »Was sagst du deinerseits?« Diese erzählte ihm nun alles, bis zu der Begebenheit mit dem Greise und der alten Frau, die am Meere wohnten. Auch erwähnte sie der List, die der Magier angewandt, und wie er sie auf alle Art und Weise gepeinigt habe. »Dir ist viel Unglück begegnet,« sprach der König vor der ganzen Versammlung. »Weißt du aber wohl etwas von deinem Manne?« — »Bei Gott, ich weiß nichts von ihm!« erwiederte sie; »aber keine Stunde vergeht, wo ich nicht für ihn bete, und nie werde ich ihn, den Vater meiner Kinder, der zugleich mein Oheim war, vergessen.« Hier konnte der König sich kaum der Thränen enthalten; dennoch sprach er mit fester Stimme zum Magier: »Was hast du dawider zu sagen?« — »Es ist meine Sklavinn, die ich mit meinem Gelde mir gekauft habe,« antwortete dieser, »und zwar in dem und dem Lande, und um den und den Preis. Ich liebte sie, und vertraute ihr mein ganzes Vermögen an; sie hat mich aber hintergangen, und sich mit einem dieser beiden Jünglinge verbunden, um mich zu tödten, wofür sie ihm versprach, ihn nach meinem Tode zu heiraten. Sobald ich mich nun davon überzeugt hatte, so ergriff ich sie; sie indeß

hat sich mit den beiden Edelknaben beredet, alles das vorzugeben, was sie dir so eben erzählt haben. Laß dich aber nur nicht von ihnen bethören.« — »Du hast gelogen, Verräther!« rief ihm der König zu, und befahl, ihn zu binden. Sodann wandte er sich zu den beiden Jünglingen, seinen Söhnen, drückte sie weinend an seine Brust und sprach: »O ihr versammelten Richter, Rechtsgelehrten und Großen des Reichs, wisset, daß diese beiden Jünglinge meine Kinder sind, und daß jene da meine Gattinn ist. Ich war König in dem und dem Lande,« und so fuhr er fort, ihnen seine ganze Geschichte zu erzählen, deren Wiederholung hier überflüssig sein würde. Die Anwesenden waren über dieses Ereignis tief gerührt, wünschten dem Könige Glück zu diesem Ausgange, und baten ihn, die Strafe des Magiers zu beschleunigen, welche er indeß noch einige Tage verschob.

---

## Neunhundert zwei und zwanzigste Nacht.

Drei Tage hatte sich der König bereits an den Freuden des Wiedersehens seiner Gattinn und seiner Kinder geletzt, ohne irgend jemanden vor sich gelassen zu haben. Am vierten aber bestieg er seinen Thron. Zugleich versammelte sich alles Volk, ein jeder nach seinem Rang und seiner Würde, und alle vereinigten sich, ihn zu preisen, wofür er ihnen seinen Dank an den Tag legte. Hierauf befahl er, den Magier vorzuführen. Dieser wurde nun auf ein dazu eigens erbautes Gerüst gestellt, und nachdem der König dem versammelten Volke seine Schandthaten entdeckt hatte, befahl er den Anwesenden, ihm ins Gesicht zu speien.

»Denn dieser Bösewicht,« sagte er, »ist der peinlichsten Strafe werth.« Sodann befahl er der Versammlung, ihn zu verfluchen. Dieß thaten sie denn auch; und hierauf wurde seine Zunge ihm abgeschnitten. Am zweiten Tage befahl er, ihm auch noch die Ohren und die Nase abzuschneiden, und die Augen auszustechen. Am dritten Tage wurden seine Hände, und am vierten seine Füße abgehauen; und so immer ein Glied nach dem andern, welches dann jedesmal ins Feuer geworfen wurde; bis er endlich seinen Geist aushauchte. Hierauf wurde sein Körper auf der Stadtmauer drei Tage lang ausgestellt; dann verbrannt, zuletzt zerstoßen, und die Asche in die Luft zerstreut. Nach Beendigung der Strafe schickte der König nach dem Großrichter, welcher die beiden Töchter des verstorbenen Königs seinen Söhnen anvermählen mußte. Das Fest dieser Vermählung dauerte drei Tage. In der Folge lebte diese ganze Familie bis in die spätesten Zeiten sehr glücklich, bis endlich der Zerstörer aller Freuden, der Zertrenner aller Gesellschaften, der Verwüster aller Schlösser und der Bevölkerer der Gräber sich ihnen nahete.

Doch diese Geschichte ist nicht so schön, als diejenige von dem jungen Manne aus Chorassan, seiner Mutter und seiner Schwester.

# Geschichte

## von dem jungen Manne aus Chorassan, seiner Mutter und seiner Schwester *)

Vor sehr langer Zeit lebte in Chorassan ein sehr begüterter Mann, der zugleich einer der vornehmsten Leute [7]) daselbst war. Er hatte einen Sohn, mit Namen Selim, und eine Tochter, die Selma hieß. Sie waren bereits herangewachsen, und er hatte ihnen eine ganz vorzügliche Erziehung gegeben, und sie beide in Logik und Moral unterweisen lassen. Als sie mannbar geworden waren, ließ ihnen ihr Vater ein Schloß neben dem seinigen erbauen, worin sie wohnten, und in welches er Sklaven und Sklavinnen zu ihrer Bedienung gab. Er setzte jedem von ihnen einen Jahrgehalt, und außerdem noch bestimmte Lieferungen von andern Sachen, Lebensmitteln oder Bedürfnissen aus. Selim und Selma lebten in diesem Schlosse wie zwei Seelen in einem Körper; doch in Folge dieses steten Zusammenseins erzeugte sich in dem Herzen eines jeden Liebe und Zuneigung zu dem andern.

---

*) Sieben und zwanzigste Nacht des Wesyrs.

Eines Tages saßen sie spät an einem Fenster, und unterhielten sich mit einander. Schon war die Mitternacht herangekommen, und noch waren sie bei einander, als sie plötzlich unten am Schlosse ein Geräusch hörten. Sie sahen zu dem Fenster hinunter, welches nach dem Schlosse ihres Vaters Aussicht hatte, und erblickten einen sehr schönen Mann, der in seine Kleider gehüllt, und mit einem breiten Tuche verschleïert, leise mit dem Ringe an ihres Vaters Thür klopfte. Endlich wurde sie geöffnet, und es trat aus der Thür ein Mädchen heraus, welche ein Licht trug, und hinter ihr drein ihre Mutter. Diese grüßte den Mann, umarmte ihn und sprach: »Tritt herein, du Geliebter meines Herzens, du Licht meiner Augen!« Er folgte ihr ins Schloß und riegelte die Thüre hinter sich zu. Selma und Selim waren ganz erstaunt über das, was sie sahen; endlich wandte sich Selim zu seiner Schwester, und fragte sie, was sie zu diesem Ereignisse wohl meinte? »Was ist hierbei wohl zu thun?« —

---

## Neunhundert drei und zwanzigste Nacht.

»Lieber Bruder,« antwortete Selma, »ich weiß nicht, was ich zu so etwas sagen soll. Doch du weißt ja das Sprüchwort, welches sagt: »Wer das Beßte auswählet, wählt nicht vergebens, und wer einen guten Rath verlangt, wird es nicht bereuen.« Auch sagt ein anderes Sprüchwort: »Wenn man sich verbrannt hat, bleiben die Spuren lange.« Uebrigens ist dieß da ein sehr bedenkliches Geschick, was uns trifft, und wir müssen ein Mittel finden, um diesen Vorfall

zu enträthseln, und eine List ersinnen, diese Schmach von uns abzuwenden.« Die beiden Geschwister hörten sofort nicht auf, die Thür zu beobachten, bis der Morgen anbrach. Da öffnete der junge Mann wieder die Thüre, und trat heraus, begleitet von ihrer Mutter, die von ihm Abschied nahm. Er ging hierauf von dannen, und sie begab sich in ihr Schloß zurück. Da sprach Selim zu seiner Schwester: »Ich bin fest entschlossen, den Mann zu tödten, wenn er die folgende Nacht wieder kommt, und ich werde dann vorgeben, es sei ein Dieb gewesen; denn niemand wird etwas von dieser Sache vermuthen.« — »Ich fürchte sehr,« sprach Selma, »wenn du ihn tödtest, und man ihn nicht als einen unter die Räuber gehörenden Mann anerkennen sollte, so wird auf uns der Verdacht fallen, und wir sind dann nicht sicher, daß er nicht vielleicht zu einer Familie gehört, deren Rache zu fürchten ist. So würdest du dann, um einer verborgenen Schande zu entgehen, dich in eine offenbare Schmach gestürzt haben. Weißt du denn keinen andern Ausweg, als ihn zu tödten? Uebereilen wir uns doch nicht mit einem Morde; denn ohne Ursache jemanden tödten, ist ja eine große Sünde.«

Da sprach der König Schachriar bei sich selbst: »Bei Gott, ich war ein großer Verbrecher, daß ich ohne Ursache so viele Frauen habe umbringen lassen, denn der Todschlag ohne Ursache ist ja eine große Sünde. Gott sei gelobt, daß er mich durch dieses Mädchen vom Todschlage so vieler andern abgehalten hat. Wahrhaftig wenn der König Schach Bacht seinem Wesyr verzeiht, so will ich auch der Scheherasade das Leben lassen!« und hiermit neigte er sein Ohr, um

die Geschichte zu hören. Scheherasade aber fuhr in ihrer Erzählung also fort:

Da sprach Selma zu Selim: »Uebereile dich also nicht, ihn zu tödten, und denke über die Folgen der Sache nach; denn das Sprüchwort sagt: »Wer nicht an die Folgen denkt, für den ist die Zeit kein Freund. [8])

Nachdem sie bis zum andern Morgen über diese Angelegenheit berathschlagt hatten, begab sie sich den folgenden Morgen, ihrer Gewohnheit gemäß, zu ihrer Mutter. Diese, eine verschlagene und sehr listige Frau, bemerkte indeß in ihrem ganzen Benehmen und sogar in ihren Augen eine auffallende Veränderung. Sie beschloß daher, vor ihren Kindern sehr auf der Hut zu sein; zugleich ließ sie ihnen merken, daß sie sie durchschaue.

Als sie wieder weggegangen waren, sprach Selma zu ihrem Bruder: »Siehst du, in welche Gefahr wir uns gestürzt haben mit dieser Frau? Sie fühlt recht wohl, daß wir ihre Aufführung kennen, und merkt, daß wir etwas gegen sie im Sinne haben. Sie wird nun aber ihrerseits auch trachten, uns zu schaden, und sie kann uns auch wirklich in die größte Gefahr stürzen; indeß ich glaube, das Schicksal will es, daß wir uns auf eine Art, wie mir eben einfällt, retten, und zwar dadurch, daß wir uns noch diese Nacht mitsammen entfernen, und uns in ein anderes Land begeben, wo wir in Ruhe leben, und unsere Schande nicht vor Augen haben werden; denn das Sprüchwort sagt: Wer den Augen fern ist, ist auch dem Herzen fern. Auch sagt ein Dichter:

»Entfernt von dir sein, ist besser und schöner, (als in deiner Nähe sein); wenn das Auge nicht sieht, kann sich das Herz nicht betrüben.«

Sie kamen also überein, und suchten ihre kostbarsten Kleider zusammen, so wie auch ihre Edelgesteine und ihren Schmuck, so daß sie viele Sachen von Werth zusammen brachten. Selim ließ darauf zehn Maulesel bereit halten, sie mit den Sachen bepacken und miethete sich Leute, die nicht aus dem Lande waren; zugleich rieth er seiner Schwester, Mannskleider anzuziehen. Sie sah darin ihrem Bruder so ähnlich, daß die Leute sie nicht von ihm zu unterscheiden vemochten. Hoch gepriesen sei der, dem niemand ähnlich, und außer welchem kein andrer Gott ist!

Sie bestiegen hierauf jedes ein Pferd, und reisten in der Nacht ab, ohne daß jemand von ihrer Familie oder von ihren Hausgenossen etwas davon wußte. Nach Verlauf zweier Monate gelangten sie an die Stadt Scharou, welche am Ufer des Meeres liegt, und zum Königreiche Bachchran gehört. Sie ist die erste Stadt im Lande Sind. Vor der Stadt stiegen sie ab, um zuvor dieselbe nebst ihren Umgebungen in Augenschein zu nehmen, und es dünkte ihnen, als sei sie sehr bevölkert, und reich an Gärten. Da sprach Selim zu seiner Schwester: »Warte du hier; ich werde in die Stadt gehen, mich darin nach mehrerem erkundigen, und eine Wohnung miethen, wo wir unsre Sachen niederlegen können. Wenn es uns gefällt, so bleiben wir hier; wo nicht, so reisen wir weiter.« Seine Schwester genehmigte dieß. Er nahm nun einen Beutel mit tausend Goldstücken, und ging in die Stadt, in welcher er nicht aufhörte, sich nach Häusern umzusehen, und sich mit denjenigen Bewohnern, die ihm gefielen, zu unterhalten, bis es Mittag wurde. Jetzt gedachte er, sich zu seiner Schwester zurückzu-

begeben; doch wollte er ihr einige zubereitete Speise mitnehmen. Er ging daher zu einem Koche, trug diesem auf, mehrere Schüsseln voll Speisen und Eßwaaren zu besorgen, und alles gut in einen Korb einzupacken, und gab diesen Korb einem Lastträger, nachdem er dem Koche den Preis alles Bestellten reichlich bezahlt hatte. Als Selim weggehen wollte, sprach der Koch zu ihm: »Junger Herr, ihr seid wahrscheinlich fremd. Ich muß euch vor dem Genuß fetter Speisen in diesem Lande warnen; denn wer nicht darauf alten Wein trinkt, dem sind sie so schädlich, daß er davon tödtlich krank werden kann.« — »Ich danke dir für diesen Rath,« antwortete Selim. »Kennst du aber wohl jemanden, der mit alten Weinen handelt?« — »Bei mir,« antwortete jener, »kannst du alles haben, was du brauchst.« Da nun Selim davon zu kosten verlangte, sprang der Koch schnell auf, und führte ihn in ein Gemach, wo er ihm Wein zu kosten gab. »Ich wünschte besseren;« sagte Selim. Da öffnete der Koch eine Thüre, und sprach zu Selim: »Folge mir.« Sie traten nun aus einem Gemach ins andere, bis sie in ein unterirdisches Zimmer kamen, in welchem er ihm wiederum Wein darreichte, der ihm indeß sehr schlecht zu sein schien. Hier nahm der Koch eine Gelegenheit wahr, um den Selim von hinten zu ergreifen, und ihn auf die Erde zu werfen. Zugleich zog er ein Messer aus seinem Gürtel und kniete ihm auf die Brust.

---

## Neunhundert vier und zwanzigste Nacht.

So eben setzte der Koch das Messer an, um ihn zu ermorden. Da sprach Selim zu ihm: »Warum thust du das mit mir?« Fürchte Gott! siehst du denn nicht, daß ich fremd bin? Wisse, daß ich noch viele Angehörige habe, die meiner hier in der Nähe warten. Warum willst du mich denn tödten?« — »Ich will dich darum tödten, um dir dein Geld zu nehmen.« — »So nimm mein Geld,« sprach Selim, »und laß mich leben. Lade nicht die Sünde des Mordes auf dich, die schwerer auf dir lasten würde, als der Raub meines Vermögens!« — »Das ist alles vergebens,« antwortete jener, »für dich gibt es keine Rettung; denn lasse ich dich leben, so ist es mein Verderben.« — »Ich schwöre dir,« sagte Selim hierauf, »bei dem erhabenen Gott und seinem Glauben, daß ich deine That nie offenbaren werde.« — »Ach,« erwiederte der Koch, »das ist nicht möglich!« — »Um ihn zu erweichen, sagte endlich Selim folgende Verse:

»Gehe langsam zu Werke, und übereile dich in keiner Sache, die du vornimmst.«

»Es gibt keine Hand, über die nicht die Hand Gottes erhoben wäre, und keinen Gottlosen, der nicht durch einen andern Gottlosen bestraft werden könnte.«

Da sich der Koch auch hierdurch nicht bewegen ließ, sprach Selim ferner: »Mein Bruder, ich will dir einen andern Vorschlag machen.« — »Sprich und eile,« entgegnete der Koch, »ehe ich dich tödte.« — »Er besteht darin,« sprach Selim »daß du mich als deinen Sklaven behälst,

und mich arbeiten läſſeſt; denn ich verſtehe eine Kunſt, die dir täglich zwei Goldſtücke einbringen kann.« — »Was iſt das für eine Kunſt?« fragte der Koch. »Ich kann Edelſteine ſchleifen,« erwiederte Selim. Da dachte der Koch bei ſich ſelbſt: »Das kann mir ja nicht ſchaden, wenn ich ihn einſperre, und in Ketten lege. Ich kann ihn dann ja arbeiten laſſen, und wenn ſein Vorgeben wahr iſt, ſo laſſe ich ihn am Leben; wo nicht, ſo kann ich ihn ja immer noch tödten.« Er nahm nun eine feſte Kette, ſchloß ſie um ſeine Füße, und ſperrte ihn im Innerſten ſeines Hauſes ein. Dann fragte er ihn um die Werkzeuge, die er nöthig hatte, welche ihm Selim denn auch beſchrieb. Der Koch entfernte ſich auch hierauf, und brachte ihm nach einer Weile alles, was er verlangt hatte, nebſt rohen Edelſteinen. Selim ſetzte ſich nun an die Arbeit und brachte dem Koch täglich ungefähr zwei Goldſtücke ein. Dieß war fortan ſein tägliches Thun und Treiben beim Koch, der ihm dafür nur halb ſatt zu eſſen gab.

Was indeß ſeine Schweſter Selma betrifft, ſo hatte dieſe auf ihn bis an den Abend gewartet, allein vergebens; eben ſo den zweiten, dritten und vierten Tag, ohne indeß von ihm die mindeſte Nachricht erhalten zu können. Da vergoß ſie einen Strom von Thränen, dachte an ihre Lage in dieſem fremden Lande, und ſagte folgende Verſe her:

»Gruß ſende ich euch wohl! O möcht' ich euch doch ſehen! dann würde das Herz ſich beruhigen, und der Blick ſich erheitern.«

»Ihr allein ſeid meine Hoffnung, und eure Liebe iſt in meinem Herzen vergraben.«

Sie wartete noch einen Monat lang, ohne indeß von ihm etwas zu erfahren. Nun sandte sie alle ihre Diener aus, um ihn aufzusuchen, während welcher Zeit sie in einem an Verzweiflung grenzenden Zustande blieb. Bereits begann ein neuer Monat. Sie ließ nun in der Stadt einen öffentlichen Ausruf wegen ihm veranstalten, während sie selber Trauerkleider anlegte. Das Gerücht von ihrem Unglück verbreitete sich durch die ganze Stadt und die Bewohner beeiferten sich ohne Ausnahme, ihre Theilnahme ihr zu erkennen zu geben. Während dieser ganzen Zeit war indeß noch niemand auf die Vermuthung gekommen, daß sie eine Frau sei. Als bereits drei Tage vom zweiten Monat vergangen waren, ohne daß die öffentlichen Nachforschungen auch nur den mindesten Erfolg gehabt hatten, so verlor sie alle Hoffnung, und ihre Augen wurden nicht mehr trocken. Sie entschloß sich jetzt, in die Stadt zu ziehen, und darin ihren Aufenthaltsort aufzuschlagen. Zu diesem Zweck ließ sie sich eine einfache Wohnung miethen, welche sie auch bald bezog. Die Theilnahme, die sie erregte, war allgemein, und von allen Gegenden kamen Leute zu ihr, um ihre sanften Reden anzuhören, und ihre edeln Sitten zu bewundern.

Kurze Zeit darauf starb der König dieser Stadt, und die Bewohner konnten über die Wahl eines Nachfolgers nicht eins werden. Fast wären deshalb Unruhen ausgebrochen, wenn nicht einsichtsvolle und vernünftige Leute die Wahl auf den jungen Mann geleitet hätten, der seinen Bruder vermisse. Dieser Vorschlag wurde allgemein angenommen; die Abgeordneten des Volkes begaben sich zu ihr, denn sie hielten sie immer noch für einen Mann und boten ihr die Krone an, welche sie indeß ausschlug. Man drang

gleichwohl so sehr in sie, daß sie in die Annahme endlich willigte; besonders, da der Gedanke ihr durch die Seele fuhr, daß sie vielleicht ihren Bruder dadurch noch entdecken könne. Sie erhuben also Selma auf den Thron, und krönten sie. Sie indeß zeigte in ihrer Regierung so viel Weisheit, daß ihre Unterthanen die größte Freude über die getroffene Wahl an den Tag legten.

Was nun ihren Bruder anbetrifft, so war dieser ein volles Jahr bei dem Koch, dem er täglich zwei Goldstücke verdiente. Endlich erbarmte es diesen, er fürchtete aber doch, daß, wenn er ihn frei ließe, er den König von seinen Schandthaten unterrichten könnte. Er pflegte nämlich sehr häufig Menschen zu überlisten, die er in sein Haus lockte, tödtete, und ihnen sodann ihr Geld abnahm, und deren Fleisch er nachher zu kochen, und es den Leuten zu verkaufen pflegte. Er sagte also zu seinem Gefangenen: »Wenn ich dich freilassen sollte, würdest du wohl so vernünftig sein, alles, was dir bei mir begegnet ist, oder was du gesehen hast, zu verschweigen?« —

---

## Neunhundert fünf und zwanzigste Nacht.

Selim antwortete hierauf: »Ich leiste dir den Schwur, den du mir vorschreiben wirst, daß ich dein Geheimniß verschweigen, und deines Betragens mit keinem Buchstaben erwähnen will, so lange ich lebe.« — »Nun wohl,« sprach der Koch, »ich bin entschlossen, dich frei zu lassen, in so fern nämlich, daß ich dich mit meinem Bruder zur See abreisen lassen will, und zwar in der Eigenschaft seines Sklaven.

Wenn er mit dir dann in Indien angekommen sein wird, kann er dich verkaufen, und so wirst du von deiner Gefangenschaft befreit und vor dem Tode gesichert sein.« — »Wohl« sprach Selim, »ich genehmige diese Bedingungen, und bitte Gott, daß er dir dafür gnädig sein möge.«

Der Koch bereitete also alles zur Reise seines Bruders vor, besorgte ihm ein Schiff, das er mit kostbaren Waaren belud, und in welches sodann Selim mit des Koches Bruder sich begab. Sie segelten ab, und Gott beschied ihnen eine glückliche Fahrt. Die erste Stadt, bei welcher sie ankerten, hieß Mansoura. In dieser Stadt war der König gestorben, und hatte eine Gattinn und eine Tochter hinterlassen. Die Frau hatte einen ganz vorzüglichen Verstand und einen sehr lebhaften Geist. Diese gab vor, daß ihre Tochter ein Sohn wäre, damit das Land nicht in fremde Hände gerathen möchte. Das Kriegsheer und die Fürsten glaubten, die Sache verhielte sich wirklich so; und gehorchten ihr deshalb, und die Königinn verwaltete somit das Reich, während ihre Tochter Mannskleider anlegen mußte, in denen sie dann dem Volk öffentlich Audienz ertheilte, und sich von demselben huldigen ließ.

So hatte die Königinn bereits einige Jahre regiert, als das Schiff des Kochs, worauf sich Selim befand, ankam. Der Bruder des Kochs begab sich sogleich zur Königinn, und bot ihr Selim zum Kauf an. Dieser gefiel ihr auch sehr wohl, und in der Meinung, daß er gute Eigenschaften besitzen möge, kaufte sie ihn, erwies ihm alles mögliche Gute, und ehrte ihn selbst. Hierauf fing sie an, ihn auszuforschen, und ihn auf verschiedene Arten zu versuchen, und sie entdeckte an ihm alle diejenigen Eigenschaften des

Verstandes, den Anstand und die feinen Sitten, die fast nur Kinder der Könige zu haben pflegen. Einst forderte sie ihn auf, zu ihr in ihr geheimes Kabinet zu kommen. Daselbst sprach sie zu ihm: »Ich will dir Gutes erweisen; aber du mußt das Geheimnis, das ich dir jetzt anvertrauen werde, bewahren.« Nachdem er es ihr versprochen hatte, eröffnete sie ihm alles, was ihre Tochter betraf. »Ich will,« fügte sie hinzu, »dich mit ihr verehelichen, dir die Geschäfte des Reichs übertragen, und dich zum Könige und Herrn dieser Stadt machen.« Er dankte ihr, und gelobte, alles zu vollziehen, was sie ihm irgend befehlen würde. »Entferne dich also,« sagte sie zu ihm, indem sie näher zu ihm trat, »heimlich aus dieser Stadt, bis in die und die Gegend, da werde ich dich dann abzuholen kommen.« Diesem Befehl leistete er sofort Gehorsam. Die Königinn ließ nun am andern Morgen Lastthiere, mit Geschenken und Kostbarkeiten beladen, bereit halten, und gab bei den Leuten vor, daß ein Neffe des verstorbenen Königs angekommen wäre. Demzufolge ertheilte sie zugleich Befehle an die Vornehmsten des Reichs, und an die Truppen, daß sie ihm entgegen gehn und ihn empfangen sollten. Die ganze Stadt wurde geschmückt, die Pauken wurden geschlagen, und der ganze Hofstaat begab sich aufs Schloß, woselbst Selim, unter dem Namen eines Neffen des Königs, anlangte. Die Vornehmsten des Reichs setzten sich nach ihrem Range in den Saal, in welchem er empfangen wurde. Aus seinem ganzen Betragen leuchtete so viel Scharfsinn und Herablassung hervor, daß er die vorzüglichsten Eigenschaften seiner Vorgänger überstrahlte, und in Vergessenheit brachte. Als ihm die Edelsten vorgestellt worden waren, ließ die Königinn einen nach dem andern zu

sich kommen, und ließ sie schwören, ein Geheimnis zu bewahren, welches sie ihnen eröffnen wolle. Nachdem sie sich ihrer Verschwiegenheit versichert hatte, erklärte sie ihnen, daß der König nur eine Tochter hinterlassen, und sie dieß bis jetzt bloß darum verheimlichet habe, damit das Reich in ihrer Familie, und die Angelegenheiten desselben in den Händen der Großen des Reichs verbleiben möchten. Zugleich fügte sie hinzu, daß sie entschlossen sei, ihre Tochter mit dem eben angekommenen Neffen des Verstorbenen zu verehelichen, welcher von nun an das Königreich verwalten werde. Alle waren damit sehr zufrieden. Sie ließ nun sogleich die Richter und die Rechtsgelehrten kommen, den Heirathskontract aufsetzen, und Geschenke unter die Truppen vertheilen. Hierauf führte man die Braut dem jungen Manne vor, die Hochzeit ward gefeiert, und er lebte mit ihr ein volles Jahr sehr glücklich.

Nach Verlauf dieser Zeit sprach Selim einst zu seiner Frau: »Ach! dieß glückliche Leben kann ich nicht ertragen, so lange ich nicht weiß, was aus meiner Schwester geworden ist. Ich muß mich aufmachen, ich will eine Zeit lang mich von euch entfernen, und dann, so Gott will, wiederkehren, nachdem ich, wie ich hoffe, meinen Zweck erreicht haben werde.« Da antwortete sie ihm: »Ich traue deinen Worten nicht; ich fürchte, es könnte dir ein Unglück begegnen. Indeß ich will mit dir reisen, dir helfen und dir beistehen, wo ich nur kann.« Hierauf ließ sie sogleich ein Schiff ausrüsten, und füllte es mit den kostbarsten Waaren und allerhand nöthigen Sachen an. An das Ruder des Staats aber setzte sie Männer, auf die sie bauen konnte, und besonders einen der Wesyre, zu welchem sie sagte:

»Bleibe hier ein ganzes Jahr, und schalte über alles, was du bedarfst.« Die Königinn Mutter, nebst ihrer Tochter und Selim bestiegen nun das Schiff, und reisten, bis sie an das Land Bachchuan gelangten, wo sie nach mehreren Wochen gegen Abend ankamen. Sie blieben bis an den Morgen in ihrem Schiffe, und erst nachdem sie das Morgengebet verrichtet hatten, stieg Selim ans Land, um sich ins Bad zu begeben. Als er über den Markt kam, und schon nahe am Bade war, begegnete ihm der Koch, der ihn erkannte, und ihn auch sogleich ergriff und in sein Haus schleppte, wo er ihm sofort die Kette um die Füße legte, und ihn an denselben Ort brachte, wo er schon früher gefangen gewesen war. Selim, als er sich wieder in dem Zustande sah, weinte heftig, und betrübte sich über sein Unglück, welches ihn, der auf dem Throne hätte sitzen sollen, in Ketten, Gefangenschaft und Hungersnoth warf. Er wehklagte, und sagte folgende Verse her:

»Mein Gott, meine Geduld geht zu Ende, und die Kraft fehlt mir, mein Geschick zu ertragen. Meine Brust beengt sich, o Herr aller Herren!«

»O mein Gott, wer hat mehr Kraft, als du, um zu helfen? denn du bist der wohlwollende, und du kennst meinen Zustand.«

Was aber seine Gemahlinn und deren Mutter anbetrifft, so hatten sie die bängsten Vorgefühle, da Selim bis zum andern Morgen noch nicht zurückgekehrt war. Sie sandte sogleich ihre Dienerschaft aus, um ihren Gatten zu suchen; aber niemand konnte ihr Kunde von ihm bringen. Sie überdachte nun ihren Zustand in der ganzen Fülle sei-

ner Traurigkeit; sie weinte, jammerte, und klagte das verrätherische Schicksal an, und gerieth fast in Verzweiflung. In ihrem Schmerze sagte sie folgende Verse:

»Sparsam zählt Gott die Tage der Vereinigung und des Glücks zu, weil sie die Lebenswonne und dessen Herrlichkeit ausmachen.«

»Wäre doch nie der Trennungstag für uns erschienen! jener Tag, welcher den Liebenden dem Tode nahe bringt, und das Herzblut versiegen läßt.«

»Ohne Schuld vergieße ich mein Blut und meine Thränen, weil ich den vermisse, den ich liebe; jedoch leider umsonst.«

»Doch,« fügte sie hinzu, »nichts kann ohne Gottes Willen geschehen. Mein Schicksal hat er ja vorher bestimmt, und es war stäts auf meine Stirn geschrieben.« Sie stieg nun aus dem Schiffe ans Land, ging nach einem Orte, wo sie Leute fand, befragte sie über mehreres, miethete dann in dem nächst gelegenen Orte ein Haus, und ließ alle Kostbarkeiten, die sie im Schiffe hatte, in dasselbe bringen. Hierauf schickte sie nach Waarenmäklern, und verkaufte alles, was sie hatte, wofür sie einen Theil des Werths auf der Stelle erhielt. Nach diesem suchte sie bei den Leuten Nachrichten einzuziehen, theilte viele Almosen aus, half denen, die krank waren, und pflegte sie, bekleidete die Armen und Hülflosen, und nachdem sie dieses ein Jahr lang gethan hatte, verbreitete sich ihr Ruf in der Stadt, und alles war voll von ihrem Lobe. Dieses alles trug sich zu, während Selim in den Fesseln schmachtete und in der größten Verzweiflung lebte.

## Neunhundert sechs und zwanzigste Nacht.

In Folge seiner Betrübnis wurde Selim krank, und der Koch, der ihn schon für verloren hielt, nahm ihn aus dem Gefängnis und aus den Ketten, und überlieferte ihn einem alten Weibe, deren Pflege er ihn anvertraute. Die Frau übernahm ihn, und brachte ihn nach ihrer Wohnung. Die Pflege, die er bei ihr genoß, verbunden mit der Freude, nicht mehr in den Fesseln zu schmachten, beschleunigte seine Besserung, und da seine alte Pflegerinn gehört hatte, daß die fremde Frau den Armen so viel Wohlthaten erzeigte, und daß Arme und Reiche sie priesen, so machte sie sich auf, brachte Selim vor die Hausthüre, legte ihn auf einen Teppich, wickelte ihn in Lumpen, und setzte sich ihm gegenüber. Die Königinn ging bald darauf vorüber, und als die Alte sie erblickte, stand sie auf, überhäufte sie mit Segenswünschen, und sprach: »Meine Tochter, du, welche so viel Gutes ausübst, wisse, daß dieser Jüngling ein Fremder ist, der schon vor Gram, Mangel, Hunger, Blöße und Kälte dem Tode nahe war.« Die Königinn, als sie dieses hörte, gab ihm sogleich Almosen, und mehreres andere, was sie eben bei sich hatte. Die Alte nahm dieß an, überbrachte es dem Selim, behielt blos etwas davon für sich, und kaufte von dem Uebrigen für Selim ein altes Hemde, zog ihm dasselbe an, und warf die Lumpen, womit er bisher bedeckt gewesen war, weg. Alsdann kaufte sie ihm junge Hühner, machte ihm eine gute Brühe, die er verzehrte, und die ihn so stärkte, daß er sich am andern Morgen schon recht wohl befand. Da sprach die Alte zu ihm: »Wenn die fremde Frau wieder kommen wird, so stehe auf, küsse ihr die Hand, und

sage: »Ich bin ein fremder Mann, der an allem Mangel leidet, und in dem tiefsten Kummer sich befindet.« Vielleicht kann sie dir etwas geben, was deinen Zustand sehr erleichtern wird.« Sie nahm ihn hierauf bei der Hand, und führte ihn bis an die Hausthüre, woselbst er kaum angekommen war, als die Königinn vorbei kam. Die Alte stand sogleich auf, und Selim küßte der Königinn die Hand, und dankte ihr. Als er sie aber erblickte, erkannte er sie, und stieß einen lauten Schrei aus, weinte, seufzte, und beklagte sich. In demselben Augenblick näherte sie sich ihm, erkannte ihn, warf sich ihm um den Hals, und beide umarmten sich auf das zärtlichste. Sie rief zugleich ihr ganzes Gefolge herbei, welches ihn von diesem Orte fort brachte. Die Alte aber rief in das Haus hinein, nach dem Koche, welcher auch sogleich herbeieilte, und ihr zurief, sie solle dem Selim nachgehn. Sie that es auch, und er folgte ihr hinterdrein. Als er endlich den Selim erreicht hatte, rief er aus: »Was fällt euch ein, meinen Sklaven mir so wegzunehmen?« Die Königinn indeß rief ihm zu: »Wisse, daß dieß mein Gemahl ist, den ich schon längst vermisse.« Selim seinerseits rief: »Ich nehme meine Zuflucht zu Gott und dem Sultan vor diesem Bösewicht.« In diesem Augenblick versammelte sich eine Menge Volks, welches einen so gewaltigen Lärm erhob, daß man verlangte, die Sache solle vor den König gebracht werden, welcher eben seine Schwester Selma war. Sie wurden nun vor diese gebracht, und der Dollmetscher sprach: »O König, diese Frau ist von Indien hierher gekommen. Sie hat so eben diesen jungen Mann weggenommen, und giebt vor, es sei ihr Gatte, der schon vor zwei Jahren verloren gegangen, und sie sei bloß wegen

ihm aus Indien hierher gereist. Nun ist aber auch hier ein Koch, welcher vorgiebt, der geraubte junge Mann sei sein Sklave.« Als Selma, welche als König diese Stadt beherrschte, dieses hörte, wurde ihr Innerstes tief bewegt, und Seufzer stiegen aus ihrem gepeinigten Herzen hervor, da sie sogleich ihres Bruders gedachte. Sie befahl daher, sie näher treten zu lassen. Sobald sie die Fremden ansah, erkannte sie ihren Bruder, und sie hatte alle Mühe nöthig, um ihre Freude nicht blicken zu lassen, und bedurfte aller ihrer Geistesgegenwart, um ihre Empfindungen zu unterdrücken. Indeß that sie sich Gewalt an, und sprach: »Jeder von euch soll mir seine Geschichte erzählen.«

---

## Neunhundert sieben und zwanzigste Nacht.

Da näherte sich Selim dem vermeinten Könige, küßte die Erde vor ihm, und erzählte seine Geschichte bis zu der Zeit, wo er mit seiner Schwester Selma in die Stadt kam; ferner, wie er in die Hände des Kochs kam, und die Qualen, die er bei ihm auszustehn hatte, bis er ihn endlich mit seinem Bruder nach Indien schickte, wo er verkauft wurde; dann seine Heirat daselbst, und wie er König geworden, und wie er nicht glücklich sein konnte, als bis er seine Schwester wiedergefunden hätte; wie er nun zum zweiten male in die Hände des Kochs fiel, seine neuen Qualen, die er bei ihm ausgestanden, und seine Krankheit. Nachdem er seine Erzählung geendet hatte, trat seine Frau hervor, erzählte ebenfalls ihre Geschichte, von dem Augenblick an, wo ihre Mutter ihn von dem Bruder des Kochs gekauft hatte, bis zu

ihrer Ankunft in dieser Stadt. Als sie nun geendet hatte, trat der Koch auf und sprach: »Was giebt es doch für schlechte Leute! Diese Frau bringt Lügen gegen mich auf. Dieser junge Mann da, den ich selber erzogen habe, ist der Sohn einer meiner Sklavinnen; er ist mir entflohen, und ich habe ihn wieder eingeholt.« Nachdem Selma dieß alles angehört hatte, sprach sie zum Koch: »Nur die Gerechtigkeit soll zwischen euch entscheiden.« Hierauf ließ sie die Anwesenden abtreten, und sagte sodann zu ihrem Bruder: »Deine Aussage halte ich für wahr. Gott sei gelobt, daß er dich mit deiner Frau wieder vereinigt hat. Nimm also deine Gattinn, kehre mit ihr in dein Land zurück, höre zugleich auf, wegen deiner Schwester Selma nachzuforschen, und reise in Frieden.« Da erwiederte Selim: »Bei Gott, ich werde nicht ablassen, meine Schwester zu suchen, so lange ich lebe. Vielleicht, so Gott will, finde ich sie noch.« Hiebei erinnerte er sich ihrer nochmals sehr zärtlich, und sagte folgende Verse her:

»O du, der du mein Herz tadelst, wenn du doch empfunden hättest, was mein Herz empfindet?«

»Ich beschwöre dich, der du mich tadelst, wegen meiner Liebe zu meiner Schwester, laß ab davon, beklage mich vielmehr, und hilf mir.«

»Mein Herz hört nie auf, sich zu betrüben, wegen meiner Liebe zu ihr, die ich nicht verberge.«

»In meinem Herzen brennt das Feuer der Sehnsucht, stärker noch, als das Feuer der Hölle! Es drohet, mich zu vernichten.«

Als seine Schwester Selma dieses hörte, konnte sie sich nicht mehr beherrschen, sondern sie warf sich in seine Arme, und entdeckte ihm ihren ganzen Zustand. Er dagegen, als er sie nun ebenfalls erkannte, wurde vor Freuden ohnmächtig. Als er wieder zu sich gekommen war, sagte er: »Gelobet sei Gott, der Spender der Wohlthaten.« Hierauf klagte einer dem andern die Leiden, die er während dieser Trennung ausgestanden hatte. Seine Gattinn war besonders über dieses Ereignis ganz erstaunt; sie lobte die Ausdauer seiner Schwester, und ihren Muth, und fügte dann hinzu: »Bei Gott, meine Königinn, alle Freude, die wir jetzt empfinden, haben wir dir zu verdanken. Gott sei gepriesen, daß wir dich kennen gelernt haben.«

---

## Neunhundert acht und zwanzigste Nacht.

Alle drei, Selma, Selim und seine Gattinn überließen sich drei Tage lang der Freude über ihre Wiedervereinigung, und lebten diese Zeit über von allen Menschen zurückgezogen. Unterdeß verbreitete sich die Nachricht in der Stadt, daß der König seinen Bruder wiedergefunden habe, welcher zwei Jahre lang vermißt, und beim Koche angetroffen worden sei. Es versammelten sich daher am vierten Tage die vornehmsten Einwohner der Stadt nebst den Anführern des Kriegsheers, und bäten um Erlaubnis, vorgelassen zu werden, welche ihnen denn auch bewilligt wurde. Darauf befahl Selma, die bis jetzt als König regiert hatte, auch ihrem Bruder zu huldigen, welches sofort geschah. Hierauf hielt der König (nämlich Selma) eine Anrede, worin sie

ihnen vorstellte, daß sie nicht ganz freiwillig, sondern bloß auf ihre Bitten, das Königreich übernommen habe, und daß sie sich freue, sie mit ihrer Regierung zufrieden zu sehen. »Wisset indeß,« fügte sie hinzu, »daß ich eine Frau bin, und daß ich mich nur als Mann gekleidet habe, um, nachdem ich meinen Bruder verloren, meinen Zustand vor der Welt verborgen zu halten. Da nun aber Gott mich ihn hat wieder auffinden lassen, und es mir nicht ziemt, als Frau zu herrschen, da die Weiber keine Macht haben sollen, so lange Männer da sind, so schlage ich euch vor, meinen Bruder zum Könige zu erwählen. Ich für meine Person will mich von der Welt zurückziehn, und bloß dem Dienste Gottes fortan mich widmen. Wollt ihr aber lieber einem andern das Königreich übertragen, so treffet nach Belieben eine Wahl.« Sie riefen indeß alle: »Nein, wir wollen deinen Bruder als König anerkennen.« Sie huldigten ihm nun auf der Stelle; die Gebete wurden in seinem Namen verlesen, die Dichter priesen ihn, und er vertheilte Geschenke an die Armen und an seinen Hofstaat. Sodann befahl er, den Koch vor den Divan zu führen, so wie auch dessen Familie. Nach gefälltem Urtheilsspruch wurden alle vor die Stadt gebracht, dort gemartert, und sodann getödtet. Die alte Frau aber, die an seiner Rettung Ursache war, ließ er unbestraft. Als er noch ein Jahr lang mit aller Gerechtigkeit und Auszeichnung regiert hatte, begab er sich nach Mansoura, wo er ein ganzes Jahr verblieb. In der Folge wechselte Selim alljährlich mit seinem Aufenthalt in seinen beiden Hauptstädten, bis er endlich mit Kindern gesegnet wurde, in deren Mitte er mit seiner Schwester und seiner Gattinn noch lange Jahre glücklich lebte.

Doch diese Geschichte ist nichts im Vergleich mit derjenigen von dem Könige von Indien und seinem ungerechten Wesyr.

---

# Geschichte

## von dem Könige von Indien und seinem ungerechten Wesyr. *)

In Indien lebte einst ein sehr mächtiger und verständiger Konig, Namens Schachbacht. Dieser hatte einen frommen, gerechten Wesyr, dem er sein ganzes Zutrauen schenkte. Dieß zog dem Wesyr viel Neider zu, die ihm alle Arten von Fehlern andichteten, dem König Argwohn einflößten, ja endlich den König veranlaßten, ihn vom Hofe zu entfernen. Allein sehr bald vermißte der König seinen treuen Rathgeber, und niemand von allen denen, die sich um seine Person befanden, vermochte ihm die Weisheit des Verabschiedeten zu ersetzen. Je länger dieser Zustand währte, desto mehr Misgriffe wurden in der Regierung gemacht, die ihm das Herz der Unterthanen abwendig machten, so daß das Reich zuletzt dem Untergange nahe war.

*) Acht und zwanzigste Nacht des Wesyrs.

## Neunhundert neun und zwanzigste Nacht.

Jetzt sah der König auf eine schmerzliche Weise ein, wie sehr ihm die treue Aufrichtigkeit seines verstoßenen Wesyrs fehlte. Er schickte daher nach ihm, setzte ihn wieder in seine vorigen Würden ein, und entfernte von sich die Neider und Bösen, die ihn veranlaßt hatten, den Wesyr zu verabschieden. Da pries der wiedereingesetzte Wesyr Gott, lobete ihn, und rechtfertigte sich in Gegenwart seiner Feinde vor dem Könige, worüber dieser eine große Freude hatte, und Gott dafür pries, daß die Sachen einen so glücklichen Ausgang genommen hatten.

Wie sehr gleicht nicht diese Geschichte der meinigen, o König, der du auch den Anschwärzungen anderer gegen mich Gehör gegeben hast, da dir doch mein Eifer und meine Aufrichtigkeit bekannt waren. Gott aber hat dir doch Geduld gegeben, daß du Zeit haben konntest, meine Unschuld zu erkennen, und die Wahrheit einzusehen. Bereits sind die Tage verflossen, während welchen, wie man dir sagte, ich dich tödten wollte. Der Monat ist vollendet, und der Augenblick des Bösen ist vorüber.« Hier schwieg der Wesyr, und der König Schachbacht, von Reue durchdrungen, bewunderte den Scharfsinn seines Wesyrs und seine Geduld. Er trat zu ihm, umarmte ihn, bekleidete ihn mit kostbaren Ehrenpelzen, überhäufte ihn mit Ehrenstellen, und verhaftete diejenigen, die dem Wesyr den Untergang gedroht hatten. Auch derjenige wurde nicht verschont, der den Traum gedeutet hatte.

»Dieß ist es,« fuhr Scheherasade fort, »was wir von der Geschichte des Königs Schachbacht erfahren haben.« Da wunderte sich der König über Scheherasade, drückte sie lie-

bevoll an sein Herz, und sprach bei sich selbst: »Bei Gott, eine Frau, wie diese, verdient nicht getödtet zu werden, und die Zeiten werden nicht so bald eine ähnliche hervorbringen. Ach! in welchem Irrthum und in welcher Grausamkeit habe ich doch gelebt, bis zu der Zeit, wo Gott mir diese Gemahlinn zugeführt hat. Preis ihm! o möchte er doch meinen Ausgang mit ihr so einrichten, wie es mit dem Wesyr und dem König Schachbacht der Fall war.« Hier überwältigte ihn der Schlaf. — Gepriesen sei der, der nie schläft!

---

## Neunhundert und dreißigste Nacht.

»O König,« fuhr Scheherasade in der folgenden Nacht fort, »mir sind einige Geschichten von der List der Frauen eingefallen, die wohl vielen zur Warnung dienen möchten. Allein ich fürchte, daß, wenn ich sie dem Könige vortrage, sie mir in seiner Meinung schaden könnten. Denn es giebt so viele listige und betrügerische Frauen, und das Unglück, was sie anrichten können, ist so unbeschreiblich groß, daß, wenn die Männer, die doch gern in ihrer Nähe sich befinden, nicht ganz auf ihrer Hut sind, und bloß auf die äußere Schönheit sehend, sich um das andere nicht bekümmern, gewiß ihrer List unterliegen werden. Der Vernünftigste meidet es gewiß ganz, sie anzuhören.« Da sprach Dinarsade: »Erzähle, liebe Schwester, was du irgend von der List der Frauen weißt, und fürchte nicht, daß dieses die Achtung des Königs gegen dich vermindern werde. Die Weiber gleichen den Edelsteinen; sie sind von vielerlei Gattungen und Farben; fällt ein einziger Edelstein in die Hand eines Kenners,

so behält er ihn für sich, und läßt die andern liegen. Auch sind immer einige Frauen vorzüglicher, als die andern. Erinnere dich nur an den Töpfer, welcher seinen Ofen mit allerhand Gefäßen anfüllet, dann das Feuer darunter anzündet, und der dann, wenn alles gebrannt ist, und er es herausnimmt, oft sich genöthigt sieht, alles zu zerbrechen, anderes dagegen, das er tadellos findet, an die Leute verkauft, die es brauchen. Laß dich also nicht abhalten, die Geschichte von der List der Weiber zu erzählen; denn alle Menschen können ja davon Nutzen ziehn.« Da erzählte Scheherasade folgende Geschichte:

---

## Geschichte
## des Königs Azzaher Xuknuddyn Bibars al Bundukdary.

Wisse, o König, daß in Aegypten in der Stadt Kairo ein König Namens Azzaher Xuknuddyn Bibars al Bundukdary *) lebte, berühmt durch seine Tapferkeit, und durch seine Eroberungen. Dieser liebte außerordentlich die Erzählung der Begebenheiten, die sich zu seiner Zeit in der Welt zutrugen, auch sah er gern bisweilen mit eigenen Augen, was vorging. Einmal hörte er von seinem nächtlichen Erzähler, daß es Weiber gäbe, die tapfrer wären, als Männer, und daß manche derselben sogar die obrigkeitlichen Behörden überlisteten. Da sprach der König Azzaher: »Ich wünschte wohl, daß mir jemand etwas erzählte, was ihm selbst von der List der Weiber zugestoßen ist: »Ihm antwortete sogleich ein anderer von seinen nächtlichen Erzählern:« »Da mußt du den Polizeivorsteher der Stadt rufen lassen.« Dieser wurde nun sogleich geholt. Zu jener Zeit bekleidete diese Stelle Alamuddyn Sangar. Als er vor dem König erschien, that ihm dieser seinen Willen kund. Der Vorsteher begab sich sogleich nach Hause, versammelte die Aufseher

und die geringeren Polizeibeamten, und eröffnete ihnen, daß er seinen Sohn verheiraten und dabei ein großes Fest veranstalten wolle. »Ich will aber,« fügte er hinzu, »daß ihr alle euch an einem gewissen Orte versammelt. Ich werde mich dann mit meinen Oberbeamten daselbst einfinden, und ihr müßt uns da alles erzählen, was euch von sonderbaren Begebenheiten irgend bekannt oder wohl euch selber widerfahren ist.« Sie versprachen ihm dieß, und nachdem er ihnen deshalb Ort und Tag bestimmt hatte, begab er sich wieder zum Könige, den er von allem unterrichtete.

Als der festgesetzte Tag herangekommen war, begab sich der König an den bestimmten Ort, und zwar in einen Saal, dessen Fenster nach dem Garten hinausgingen. Hier erzählten nun nach eingenommener Mahlzeit, während der Becher im Kreise herumging, die aufgeforderten Polizeibeamten ihre Geschichten. Der erste, welcher den Anfang machte, war Ma'aynuddyn, dessen Herz gar vielfach mit der Liebe der Weiber beschäftigt war. Er erzählte folgendermaßen seine Geschichte:

»Wisset, daß, als ich in die Dienste unsers jetzigen Fürsten trat, ich in einem großen Rufe von Strenge stand. Die größten Bösewichte fürchteten sich vor mir, und wenn ich in der Stadt herum ritt, so zeigten alle Leute schon von fern auf mich. Als ich nun eines Tages an der Hausthüre des Polizeiamtsgebäudes saß, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, und über mich selbst nachdenkend, so wurde mir etwas auf den Schooß geworfen. Ich sah nach, und fand, daß es ein zugebundener Beutel war, in welchem sich hundert Drachmen befanden, ohne daß ich im Stande war, den, der ihn geworfen hatte, auszumitteln; auch blieben alle

meine darüber angestellten Nachforschungen fruchtlos. Einige Tage später begegnete mir dasselbe, und zwar ohne daß ich in meinen Untersuchungen glücklicher gewesen wäre. Da nahm ich mir fest vor, alles anzuwenden, um der Sache auf den Grund zu kommen. Als ich nun eines Tages wieder an demselben Orte saß, stellte ich mich schlafend, und siehe, eine Hand, in welcher ein Beutel war, nahete sich mir plötzlich, um ihn in meinen Schooß zu werfen. Ich ergriff die Hand, und es fand sich, daß ich eine sehr schöne Frau festhielt.« »Herrinn,« sprach ich zu ihr, »wer seid ihr?« — »Kommt von hier weg,« erwiederte sie, »auf daß ich mich euch zu erkennen gebe.« Ich folgte ihr nach, und ging mit ihr, bis wir an die Thüre eines sehr hohen Hauses kamen. Hier wiederholte ich meine Frage, und begehrte zugleich zu wissen, warum sie mir bis jetzt so viel Gutes erzeigt hätte? Da sprach sie: »Ach, lieber Polizeimeister Ma'ayn, ich bin eine Frau, die das Unglück hat, von der liebsten Freundinn getrennt zu sein, ohne die ich nicht zu leben vermag. Sie ist nämlich die Tochter des Großrichters; dieser aber wollte meinen Umgang mit ihr nicht dulden, und ließ sie nicht mehr von sich, und nun fühle ich mich so betrübt über diese Trennung.« Ganz erstaunt über diese Rede, fragte ich sie: »Was kann ich aber dabei thun?« — »Ach, lieber Ma'ayn,« sagte sie, »ich wollte dir nur über mich einige Gewalt einräumen.« — »Aber,« erwiederte ich, »was habe ich denn mit der Tochter des Großrichters gemein?« — »Ich muß dir nur die Wahrheit gestehen,« antwortete sie, »du sollst gar nicht mit der Tochter des Großrichters in Berührung kommen. Mein Zweck ist bloß, meine Wünsche zu erreichen; und dazu kann ich nur

durch deine Hülfe gelangen. Ich will es nämlich auf folgende Art anfangen: Diese Nacht will ich mit frohem Muthe ausgehen, den kostbarsten Schmuck anlegen, und mich an die Straße setzen, nicht fern von dem Hause, wo der Großrichter wohnt. Wenn dann die Zeit kommen wird, daß die Leute schlafen und die Nachtwachen herumziehen, so komm du mit deiner Mannschaft dorthin, wo ihr mich köstlich geschmückt und von Wohlgerüchen duftend antreffen werdet. Frage mich dann nur, was ich hier mache? »Ich werde dir dann antworten, daß ich aus der Festung, und die Tochter eines Hauptmanns sei; ich sei wegen gewisser Angelegenheiten ausgegangen, die Nacht habe mich unvermuthet übereilt so daß ich die Thore, und sogar das Thor Soweyla, [9 a]) schon geschlossen gefunden, und nicht gewußt hätte, wo ich mich in dieser Nacht hinwenden sollte. Da hätte ich denn diese Straße, deren Reinlichkeit und schöne Gebäude mich anlockten, gewählt, um bis an den Morgen hier Zuflucht zu suchen.«

---

## Neunhundert ein und dreißigste Nacht.

Wenn ich dir das werde gesagt haben, so wird der Anführer der Nachtwache wahrscheinlich keinen Argwohn gegen meine Worte hegen, sondern wird sagen: Wir können diese Frau nicht auf der Straße lassen, sondern müssen sie jemandem übergeben, der sie bis morgen früh in Schutz nimmt. Dann mußt du sagen: Das schicklichste ist, daß sie diese Nacht bei der Familie des Großrichters

zubringt, der hier wohnt, und indem du dieses sagst, klopfe zugleich an seine Thüre an, damit man sie öffnet, und auf diese Art werde ich die Nacht bei ihm zubringen, ohne daß jemand irgend einen Verdacht gegen mich hegen könnte, und so wird dann mein Zweck erreicht sein.« — »Das wird etwas sehr leichtes sein,« erwiederte ich.

Als nun die dunkle Nacht einbrach, und wir, begleitet von Soldaten, die entblößte Schwerter trugen, die Runde machten, und schon überall herumgezogen waren, kamen wir auch an der Straße vorbei, in welcher die Frau saß. Es war eben Mitternacht. Da wir nun Wohlgerüche spürten, und das Geklirre von Ohrgehängen [9 b]) hörten, sprach ich zu meinen Gefährten: »Es scheint mir, als sähe ich dort eine Erscheinung!« Der Anführer der Schaar erwiederte: »Sehet doch nach, wer das sein mag!« Da trat ich hervor, und ging in die Straße. Nach einer Weile kam ich zurück und sagte: »Ich habe eine sehr hübsche Frau gesehen, die mir sagte, sie wohne eigentlich im Schlosse; indeß habe sie der Abend hier übereilt, und da sie diese Straße gesehen, und die Ordnung darin wahrgenommen, so habe sie sich entschlossen, den Tag hier zu erwarten, in der Hoffnung, daß sie hier sicher sein würde, weil die Straße von so vornehmen Leuten bewohnt sei. Der Anführer sagte hierauf: »Gehe und bringe sie in dein Haus.« — »Behüte Gott,« antwortete ich. »Mein Haus ist ja kein Verwahrungsort, und diese Frau hat ja eine Menge Schmuck und Kostbarkeiten an sich. Der sicherste Ort, wo wir sie unterbringen können, ist beim Oberrichter, in dessen Straße, sobald es dunkel geworden ist, hinlängliche Wächter sich aufhalten. Zu diesem will ich sie bis morgen in Verwahrung bringen.«

Da erwiederte der Anführer: »Thue, was dir beliebt.« Hierauf klopfte ich an die Thüre des Großrichters, und sogleich trat einer seiner Sklaven heraus, zu dem ich sagte: »Mein Herr, nehmet diese Frau auf, und behaltet sie bis morgen bei euch; denn der Polizei-Vorsteher Alamuddyn hat sie hier an der Thüre eures Hauses gefunden, und da sie viele Kostbarkeiten und Sachen von Werth an sich hat, so haben wir gefürchtet, es möchte ihr ein Unglück begegnen.« Der Sklave nahm sie sofort ins Haus auf, und wir gingen davon.

Die erste Person, die den folgenden Morgen vor der obersten Polizeibehörde erschien, war der Großrichter. Er nahete sich, gestützt auf zwei seiner Sklaven, schrie um Hülfe, stieß ein großes Klagegeschrei aus, und sprach: »O Herr, betrügerische und listige Leute haben gestern bei mir eine Frau untergebracht, ja, ich kann wohl sagen, sie sind durch Trug mit diesem Weibe in mein Haus eingedrungen. Sie hat sich nämlich in der Nacht aufgemacht, und hat das Vermögen armer Waisen, welches bei mir aufbewahrt lag, und aus sechs großen Säcken bestand, gestohlen. Indeß ich will mit dir nicht weiter darüber sprechen; sondern ich will die Sache vor den Sultan bringen.« Hier nahm der oberste Polizeivorsteher, über diese Anrede erschrocken, das Wort, ersuchte den Großrichter, sich zu setzen, und that alles mögliche, um ihn zu beruhigen. Endlich befragte er darüber die Aufseher, welche ihn versicherten, daß sie von der Sache nichts wüßten, und alles auf mich schoben, mit der Aeußerung, blos der Aufseher Ma'ayn könne darüber Aufschluß geben. Da wandte sich der Großrichter an mich und sprach: »Du hast dich mit der Frau beredet, und ihr eingegeben,

sie sollte vorgeben, als ob sie ins Schloß gehöre, um sie unter diesem Vorwande in mein Haus bringen zu können.« Ich hätte vor Bestürzung in die Erde sinken mögen, als ich dies hören mußte. Der Schrecken ließ mich ganz vergessen, wo ich war, und was ich antworten sollte. Ich verfiel in ein tiefes Nachdenken, und konnte nicht begreifen, wie eine nichtswürdige Frau mich, den jedermann fürchtete, so zu hintergehen wagen konnte. »Warum antwortest du nicht?« fragte der Polizei-Vorsteher. »O Herr,« erwiederte ich, »es herrscht eine Gewohnheit unter den Menschen, jedem Angeklagten drei Tage Frist zu verstatten. Diese bitte ich mir nun aus, und wenn bis zu dieser Zeit der schuldige Theil nicht entdeckt ist, so stehe ich für die verlorene Summe.« Diesen Vorschlag fanden sie alle billig, und der Vorsteher versicherte dem Großrichter, daß er alles anwenden würde, um diese Sache zu seiner Zufriedenheit zu beendigen. Jener entfernte sich darauf, und ich fing nun sogleich an, die genauesten Nachforschungen anzustellen, um diese Frau wieder aufzufinden. Ich fühlte mich zugleich tief gekränkt, dadurch, daß ich auf diese Art unter den Einfluß eines Weibes gerathen war, die weder Ansehen noch Ehre hatte. Den ganzen Tag hatte ich schon angewandt, sogar auch einen Theil der Nacht, ohne die mindeste Spur zu entdecken, eben so ging es mir den zweiten Tag. Am dritten Tage stellte ich mir meine Thorheit vor Augen, wie ich mich darauf einlassen konnte, eine Frau aufzusuchen, die mich nicht kannte, und die ich nicht kannte, da sie ja verschleiert gewesen war. Schon wurde es dunkel; ich hatte alle mögliche Mühe angewandt, und mein Kummer und Gram war aufs höchste gestiegen, da ich einsah, daß es wahrscheinlich mein Leben

kosten würde, wenn der Vorsteher den Verdacht des Großrichters theilen sollte. Als bereits die Nacht anbrach und ich nach Hause gehend an einer engen Straße vorbeiging, erblickte ich eine Frau am Fenster eines Hauses, dessen Thüre nur zugelehnt war. Sie klatschte in die Hände, und winkte mir, hinauf zu kommen. Ich that es auch, aber ohne eigentlich zu wissen, warum? Als ich hereintrat, stand sie vor mir auf, und drückte mich an ihre Brust. Dieses Benehmen setzte mich in Erstaunen, und ich wußte nicht, welchem Umstande ich diese Freundlichkeit zuzuschreiben hätte. Da rief sie aus: »Kennst du mich nicht mehr? Ich bin ja die Frau, die du zum Großrichter gebracht hast.« — »Ach Schwester[10]),« rief ich aus, »dich suche ich schon längst. Du hast etwas begangen, was nicht leicht jemand zu unternehmen gewagt haben würde, und du hättest mich dadurch beinahe in den Tod gestürzt.« — »Wie?« erwiederte sie, »du, ein Mann, Aufseher über mehrere Polizeibeamten, schämst dich nicht, mir so etwas vorzuhalten?« — »Und wie sollte ich nicht in Kummer sein,« erwiederte ich, »da der heutige Tag der letzte von der Frist ist, die ich mir ausgebeten habe.« — »Sei ganz unbesorgt,« unterbrach sie mich. »Die Sache wird herrlich enden, und du wirst sie gewinnen.« Hier stand sie auf, öffnete einen Kasten, und brachte mir sechs große Säcke, welche alle voll Gold waren. »Dieses habe ich,« fuhr sie fort, »aus dem Hause des Großrichters genommen. Du kannst sie ihm wiedergeben, du kannst auch alles für dich behalten; indeß ich werde dir auch noch etwas anderes vorschlagen.«

---

## Neunhundert zwei und dreißigste Nacht.

»Ich habe nämlich viel Geld,« fuhr die Frau fort, »und brauche dieses nicht. Bei der ganzen Unternehmung hatte ich blos die geheime Absicht, etwas zu thun, wodurch du mich kennen lernen solltest, um sodann mich dir zur Heirath anbieten zu können.« Mit diesen Worten öffnete sie zugleich noch einige andre Kasten, worin ich unbeschreiblich viel Geld und andre Kostbarkeiten erblickte. »Liebe Schwester,« sprach ich hierauf zu ihr, »nach allem diesem sehne ich mich nicht; mein einziger Wunsch ist, von dem Unglück loszukommen, das mir bevorsteht.« — »Glaubst du,« war ihre Antwort, »daß ich, die ich dich in dies Unglück zu stürzen vermochte, dich nicht auch daraus retten kann? Lerne mich besser kennen. Ich habe das Haus des Großrichters nicht verlassen, ohne auf deine Rettung zu denken. Wenn morgen dieser dich befragen wird, so sei ganz geduldig, unterbrich seine Rede nicht, und schweige auch noch fort, wenn er vollendet hat. Wenn aber der Vorsteher dich fragt: Warum antwortest du dem Großrichter nicht? so sage: Mein Herr, die Worte sind sich zwar gleich, können aber anders gedeutet werden. Ein Schwacher, wie ich, kann nur auf Gott noch bauen. Was willst du denn damit sagen: die Worte sind sich gleich, können aber anders gedeutet werden? wird dich der Großrichter unterbrechen. Da sage du nur: Du hast ganz die Wahrheit gesagt. Ich habe ein Mädchen zu dir in Verwahrung gebracht. Sie war aus dem Schlosse, und zwar gehörte sie zum Hause des Königs. Wer weiß, ob ihr nicht bei dir selbst ein Unglück widerfahren, ob sie vielleicht gar in deinem eignen Hause ermordet worden ist,

da sie Schmuck und Kostbarkeiten an sich hatte. Wenn du nun deine Sklaven und Sklavinnen ausforschen, auch allenfalls sie peinigen möchtest, so würdest du gar manches erfahren, auch wohl gar Spuren davon finden. Er wird bei Anhörung dieser Worte in Wuth gerathen, und wird verlangen, daß du auf der Stelle mit in sein Haus kommen sollest. Da antworte du: Das geht nicht an. Ich bin der angeklagte Theil, du bist mein Ankläger, und auf mir haftet Verdacht. Du kannst ja dann immer noch berichten, was dir beliebt. — Wenn nun aber sein Zorn dann immer zunehmen, und er darauf bestehen sollte, daß du ihn begleiten müßtest, so sage: Bei Gott, ich gehe nicht, es wäre denn, daß der Oberaufseher selbst mit käme. Wenn dieser nun mit euch im Hause des Großrichters angekommen sein wird, so fange an, die Dächer zu durchsuchen; dann untersuche die Keller, die Gewölbe und alle Gemächer. Jemehr du suchest, ohne etwas zu finden, destomehr stelle dich betrübt und betroffen. Dann gehe an die Thüre des Hauses, dort stelle dich unschlüßig, als ob du wieder zurückkehren wolltest. Daselbst ist nämlich ein dunkler Winkel, in diesen dränge dich hinein. Da wirst du einen Topf finden, den ziehe muthig hervor; unter ihm wirst du einen zerrissenen Schleier finden, diesen zeige laut ausrufend den Anwesenden, wickle ihn dann aus einander, und du wirst ihn voll Blut finden; auch wird ein Schuh darin sein, und ein Ohrgehänge.« Als sie mir dieses sagte, verstand ich ihren Plan, stand auf, um mich schnell und erleichtert fortzubegeben; allein sie hielt mich zurück, und sagte: »Nimm unterdessen diese hundert Goldstücke, und betrachte es so, als hätte ich dich bewirthet.« Diese nahm ich denn auch, und ging davon. Als der Mor-

gen anbrach, kam der Großrichter mit glühendem Gesichte, und sprach: »Nun, wo ist mein Schuldner? Nun, wo ist mein Geld?« Ohne meine Antwort abzuwarten, schimpfte er, tobte, und sprach zum Vorsteher: »Wo ist der nichtsnützige Bösewicht, der verkappt unter einer Räuberbande sein Wesen treibt?« — Da sprach der Vorsteher zu mir: »Warum antwortest du dem Großrichter nicht? Da gab ich zur Antwort: »Der Schein trügt; es genügt mir, zu wissen, daß ich keine Schuld habe. Mein Recht liegt mir klar vor den Augen.« »Wie,« fuhr der Großrichter auf, »du kannst es wagen, zu behaupten, du habest Recht? Wie kannst du es beweisen?« — »O, mein Herr und Richter,« erwiederte ich, »ich habe bei dir etwas in Verwahrung gegeben, und zwar eine Frau, die wir an deiner Thüre, bedeckt mit Kostbarkeiten, antrafen. Diese ist verschwunden, wie der gestrige Tag verschwunden ist, und nun kommst du, und belangst uns wegen sechs Beuteln Goldes. Bei Gott, daß ist eine große Ungerechtigkeit; bei dir muß ihr etwas widerfahren sein.« Bei diesen Worten gerieth der Großrichter in eine Wuth, die nicht zu beschreiben ist, und verlangte, ich sollte mit ihm kommen, und sein Haus durchsuchen. »Auf keinen Fall,« sagte ich, »werde ich gehen, es wäre denn, der Vorsteher käme mit; denn wenn der mit uns ist, nebst einigen seiner Aufseher, so kannst du mir nichts anhaben.« Da stand er auf, und sagte: Es sei; der Vorsteher kann mit uns kommen.« Mit diesem begaben wir uns nun gemeinschaftlich auf den Weg nach den Hause des Großrichters. Wir duchsuchten alles, aber vergebens; und ich kann nicht umhin, zu gestehn, daß mich eine große Furcht befiel. Wie leicht konnte nicht die Frau mich hintergangen haben, und so wäre ich verloren

gewesen. Statt mich blos besorgt zu stellen, war ich es nun in der That, und Thränen entquollen meinen Augen. Da rief mich der Vorsteher an: »Schändlicher, du unterstehst dich, den Großrichter anzuklagen, und uns alle vor der Welt zum Spott zu machen?« Ich hatte kein Herz, ihm zu antworten, sondern fuhr fort zu suchen, bis wir an die Hausthüre kamen; da bemerkte ich den beschriebenen Ort. »Was ist das für ein finsterer Winkel?« rief ich, indem ich hineintrat. »Kommt, helft mir den Topf herausziehen, den ich hier erblicke.« Dieß thaten sie denn auch, und ich bemerkte unter ihm einen Haufen Sand und Erde. »Schafft dieses da weg, und seht, ob etwas darunter ist.« Es geschah, und siehe, sie fanden einen Schleier, einen Schuh und ein Ohrgehänge, alles beblutet. Als ich dies sah, fiel ich vor Freuden beinahe in Ohnmacht, und der Vorsteher sagte: »Bei Gott, mein Aufseher hat Recht.« Meine Freunde naheten sich mir schnell, und begossen mich mit Wasser, bis ich wieder zu mir kam. Mein erster Blick traf den Großrichter, der bestürzt und beschämt dastand. »Du siehest nun,« sagte ich zu ihm, »daß das Unglück bei dir geschehen ist, daß diese Begebenheit keine Kleinigkeit ist, und daß die gewiß sehr vornehme Familie dieser Frau nicht aufhören wird, ihr nachzuspüren.« Bei dieser meiner Aeußerung wurde er vor Schreck ganz bleich; er ersuchte uns, in sein Gemach zu kommen, und bot uns eben so viel an, als ihm verloren gegangen war, um nur die Sache zu unterdrücken. Wir verließen ihn hierauf. Ich für mein Theil dankte Gott, und pries die Frau, daß sie mich nicht hintergangen hatte. Sodann ging ich ins Bad, zog andere Kleider an, und nach drei Tagen begab ich mich zu ihr, um

sie zu besuchen. Allein ich fand ihr Haus verschlossen. Ich erkundigte mich bei den Nachbaren, die mich berichteten, dieß Haus sei unbewohnt; vor einigen Tagen habe zwar eine Frau es gemiethet, sei aber vor drei Tagen mit allen ihren Sachen weggezogen. Ich war ganz bestürzt über diese Nachricht, und alle meine folgenden Nachforschungen, sie aufzufinden, waren vergebens. Stets blieb es mir aber ein Räthsel, wie eine Frau so viele verschiedene Eigenschaften in sich vereinigen konnte.«

Der König war über diese Geschichte ganz erstaunt. Da trat ein anderer Aufseher vor, und sprach: »Mein Herr, habt die Güte, anzuhören, was mir widerfahren ist.«

Als ich zur Zeit des Präfekten Gamaluddyn Alatwasch Polizei-Aufseher war, genoß ich bei demselben einer ausgezeichneten Gunst, und er verbarg mir nichts von dem, was er unternehmen wollte. Eines Tages berichtete man ihm, daß die Tochter eines bekannten Mannes, welche viel Vermögen besaß, einen Juden zum Geliebten habe, und daß sie ihn alle Tage zu sich rufen ließ, um bei ihr zu essen und zu trinken, ja auch sogar die Nacht zuzubringen. Der Präfekt wollte davon nichts glauben, indessen befragte er doch die Wachen des Stadtviertheils darüber. Da sagte ein Soldat von denselben: »Was mich betrifft, so sehe ich immer einen Juden in die Straße hineingehen, manchmal sogar bei Nacht. Nur habe ich noch nicht bemerkt, in welches Haus er hineingeht.« — »Von nun an gieb auf ihn Acht,« sprach der Präfekt, »und merke dir den Ort wohl.« Der Soldat ging fort, und beobachtete den Juden von nun an ganz genau. Eines Tages, als der Präfekt zu Hause der Ruhe pflegte, kam der Soldat und benachrichtigte ihn, daß

der Jude so eben in ein gewisses Haus, das er ihm bezeichnete, gegangen wäre. Der Präfekt stand sogleich auf, und nahm niemand mit sich, als mich, und sagte zu mir ganz leise: »Das wird ein fetter Bissen sein.« Wir kamen bis an die Thüre, vor welcher wir stehen blieben, bis jemand heraus kam. Es war ein Mädchen, die, wie es uns schien, ausgeschickt war, um für die Bewohner des Hauses etwas einzukaufen. Wir ergriffen sie sogleich, gingen in das Haus, traten in einen prächtigen Saal, in welchem alle Vorbereitungen zu einem kostbaren Mahle getroffen waren, und erblickten endlich den Juden mit der Frau dasitzend. So wie diese den Präfekten erblickte, und ihn erkannte, stand sie auf, bewillkommte ihn auf das ehrerbietigste, und sprach: »Bei Gott, es geschieht mir eine große Ehre durch deine Ankunft in meinem Hause, welches dadurch ganz veredelt wird.« Sie nöthigte ihn, sich auf den vornehmsten Platz zu setzen, und reichte ihm Speise und Trank. Sodann nahm sie ihren ganzen Schmuck ab, wickelte ihn in ein Tuch, und sprach: »Mein Herr, dieses alles ist dein.« Hierauf wandte sie sich zu dem Juden, und sagte: »Stehe du jetzt auf, hole im andern Zimmer deine Sachen, und thue desgleichen.« Der Jude stand auf, ging in das Nebenzimmer, von da auf die Straße, und kehrte nicht wieder zurück, indem er ganz überrascht darüber war, daß er auf diese Art sich zu retten vermochte. Als die Frau endlich gewiß zu sein glaubte, daß der Jude wirklich in Sicherheit sei, nahm sie ihre Kostbarkeiten vom Präfekten wieder zurück, und sprach zu ihm: »Mein Herr, ziemt es sich nicht, eine Höflichkeit mit einer andern zu vergelten? Du hast die Güte gehabt, bei mir ein Mahl einzunehmen, und du willst mir jetzt auch noch

mein Geschmeide wegtragen? Habe die Güte, dich wegzubegeben, sonst rufe ich die Leute der Straße zusammen.« Der Präfekt eilte davon, und von dem gehofften fetten Bissen bekam er nicht einen Pfennig.

Da wunderten sich die Gegenwärtigen, doch der dritte Aufseher sprach: »Was mir begegnet ist, ist noch weit auffallender und sonderbarer. Hört, was ich euch erzählen werde:

Als ich eines Tages mit meinen Gefährten ausgegangen war, begegnete ich einigen Frauen, die von hoher Schönheit waren. Eine unter ihnen aber übertraf alle an Anmuth und Reiz. Ich sah sie genauer an, und als sie mich erblickte, blieb sie hinter ihren Freundinnen ein wenig zurück, und wartete, bis ich zu ihr heran gekommen war, und sie angeredet hatte. Dann sagte sie zu mir: »Gott möge dich beschützen! Ich habe bemerkt, daß du mich ansahest, und vermuthe, daß du mich kennen magst; wenn das ist, so sage mir, wer du bist.« Ich antwortete ihr: »Wahrlich, ich kenne dich nicht; aber meines Herzens hat sich die Liebe zu dir bemächtigt. Deine Schönheit hat mich in Staunen gesetzt, und die Wonne deiner Augen, die dir Gott verliehen, hat mich mit Pfeilen getroffen.« — Ich habe dasselbe bei deinem Anblick empfunden; ja beinahe noch mehr;« erwiederte sie, »ich fühle so viel Neigung zu dir, daß es mir ist, als kennte ich dich von Kindheit an. — »Wo wohnst du?« fragte ich sie; »erlaube, daß ich dich nach Hause begleite.« — »Ach, leider!« sagte sie, »bin ich hier fremd, und ich habe keinen Wohnort.« — »Ich habe dir so viel zu sagen,« erwiederte ich, »denn ich wünschte für die Zukunft gern mich deiner zu versichern.« — »Mir fällt ein Mittel ein,« sagte

sie hierauf, «komm und folge mir.« Sie ging voran, und ich ging hinter ihr her, bis sie an ein großes Haus kam, in welchem sie den Haushälter fragte, ob in dem Hause eine Wohnung zu vermiethen sei?» — »Ja wohl,« erwiederte dieser. »Nun gut, so gieb mir den Schlüssel,« sagte sie darauf. Als sie denselben in Empfang genommen hatte, stiegen wir hinauf und besahen uns die Wohnung. Alsdann begab sie sich zum Haushälter, gab ihm eine Silbermünze, und sprach: »Hier hast du Schlüsselgeld, die Wohnung gefällt uns, und hier hast du eben so viel für deine Mühe. Gehe aber, und hohle uns einen Teppich, damit ich die Sonnenhitze hier in der Wohnung abwarten kann, während daß der Herr seine Sachen hierher besorgen wird. Des Haushälters Frau war über das Geschenk ganz entzückt, eilte fort, und brachte uns einen Teppich, so wie auch Wasser und Fächer, um uns abzukühlen. Nachdem die größte Sonnenhitze vorbei war, und wir uns von unsern zukünftigen Verhältnissen besprochen hatten, nahete sich die Zeit des Abendgebets. Sie legte jetzt alle ihre Kostbarkeiten ab, und begab sich in das Nebenzimmer mit einer Schüssel voll Wasser, um die gesetzlichen Abwaschungen zu verrichten, wobei ich sie laut beten hörte.

---

## Neunhundert drei und dreißigste Nacht.

Als sie vollendet hatte, und wieder zu mir herauskam, dachte ich bei mir selbst: »Sollte ich mich von dieser Frau an Frömmigkeit übertreffen lassen? Nein, das sei ferne von mir.« »Ich ließ mir daher von der Haushälterinn ein

andres Gefäß mit Wasser bringen, legte meine Kostbarkeiten ebenfalls ab, entkleidete mich, und ging mit dem Wasser ins Nebenzimer, betete, und verrichtete meine Abwaschungen. So wie ich vollendet hatte, trat ich heraus, um mich anzukleiden, allein ich fand weder die Frau, noch meine Kleider, noch das Geld, welches darin war, und welches in einem Beutel mit vierhundert Silberstücken bestand. Sie hatte alles mit sich fortgenommen, sogar meinen Turban. Ich hätte vor Aerger, Gram und Bestürzung sterben mögen. Vergebens suchte ich überall wenigstens nach einem Lumpen, um mir denselben anstatt eines Turbans um den Kopf wickeln zu können, allein ich fand nichts. Ich rief endlich die Haushälterinn herbei, und fragte sie: »Wo ist denn die Frau hingegangen?« — »Sie ist den Augenblick ausgegangen,« erwiederte diese, »um, wie sie sagte, nach den Kindern zu sehen. Der Herr schläft oben, fügte sie hinzu, und wenn er aufwacht, so sage ihm, er möchte nicht eher ausgehen, als bis ich ihm die Sachen widerbrächte.« Da sprach ich zu ihr: »Liebe Frau, ich will dir ein Geheimniß eröffnen; denn ich glaube nicht, daß ich mich in dir täusche. Diese Frau ist nicht meine Gattinn; ich habe sie in meinem Leben nicht gesehen, als bloß heute. Sie hat nun alle meine Kleider weggetragen, und ich habe nichts um mich zu bedecken. Sei daher so gut, und schaffe mir Kleidung. »Auf diese Erklärung erhob sie ein schreckliches Gelächter, rief alle Weiber des Hauses und der Nachbarschaft zusammen und schrie: »Liebe Fatime, Chadige, Hariffa, Sengna, kommt herbei, sehet doch!« Es versammelte sich nun eine Menge von Weibern, die mich angafften, mich auslachten, und schrien: »Ach du Thor, hast du nichts behalten, dich auszulösen?« Eine un-

ter ihnen näherte sich mir, und lachte mir grade ins Gesicht. Eine andre, noch unverschämter als jene, zeigte mit den Fingern auf mich, und rief lachend: »Hast du es nicht gemerkt, daß sie dich belog, als sie sagte; daß sie dich liebe? Was ist denn an dir liebenswürdiges?« Genug es war keine, die nicht an mir ihren Witz ausließ. Blos eine einzige unter ihnen erbarmte sich meiner, und gab mir ein ziemlich zerlumptes Tuch, womit ich mich zur Noth bedeckte, und davon eilte, voll Furcht, die Männer jener Weiber möchten noch dazu kommen, und mich in öffentliche Schande bringen. Ich hatte viele Mühe, um dem Geschrei des Pöbels zu entkommen, und als ich endlich zu Hause ankam, und meine Angehörigen mich erblickten, so wußte ich keinen andern Ausweg, als ihnen zu sagen, die Räuber hätten mich geplündert, und beinahe getödtet. Als sie dieß hörten, beklagten sie mich, und dankten Gott, daß ich mit heiler Haut davon gekommen war.

---

## Neunhundert vier und dreißigste Nacht.

Nun trat der vierte Vorsteher hervor, und erzählte folgende Geschichte:

»Als ich einst an der Thüre des Polizeigebäudes saß, kam eine Frau zu mir, welche erklärte, sie sei die Gattinn eines Arztes, den sie mir nannte. Zugleich zeigte sie an, daß eine Menge vornehmer Leute der Nachbarschaft bei ihrem Manne, der in dem und dem Hause wohnte, Wein tränken. Als ich dieß hörte, wollte ich gleichwohl den Schimpf vermeiden, und schickte sie zurück, ohne sie weiter anzuhören.

Ich machte mich indessen dennoch auf, und ging vor das mir bezeichnete Haus, an dessen Thüre ich mich hinsetzte. Hier wartete ich, bis sie geöffnet wurde, und als dieß geschah, drang ich schnell in das Haus hinein, und fand die Gesellschaft ganz so, wie sie mir beschrieben worden war, und die Frau in der Mitte unter ihnen sitzend. Ich begrüßte sie; sie dankten mir freundlich, standen auf, und erwiesen mir alle mögliche Ehre. Zugleich baten sie mich, daß ich mich setzen möchte, und reichten mir Speise. Ich benachrichtigte sie nun von der Unannehmlichkeit, die ihnen bevorgestanden hätte, wofern ich einer Anzeige gefolgt wäre, die mir eben mitgetheilt worden war; ich hätte die Sache aber abgelehnt, und wäre lieber allein zu ihnen gekommen. Sie dankten mir außerordentlich dafür, lobten meine Güte, und brachten eine Summe von zweitausend Silberstücken zusammen, die sie mir übergaben, und mit denen ich mich entfernte. Nach Verlauf von zwei Monaten wurde mir ein Schreiben von dem Sachwalter des Arztes überreicht, worin mich dieser vor den Richter lud. Als ich vor demselben mit dem Sachwalter erschien, erklärte mir dieser, daß der Gastgeber jenes Tages von mir zweitausend Drachmen fordere, weil ich, wie er vorgab, sie von ihm empfangen hätte, als ein Darlehn von einem Freunde jener Frau. Ich leugnete es natürlich, allein man wies mir ein Zeugnis, worin vier Personen von jener Gesellschaft bescheinigten, daß ich diese Summe in ihrer Gegenwart empfangen habe. Zugleich wurden sie vorgerufen und bezeugten dieß noch obendrein gerichtlich. Ich konnte nicht wagen, ihnen ihre Undankbarkeit vorzuwerfen, weil ich mich sonst selbst der Strafe ausgesetzt haben würde, da ich ja unterlassen hatte, sie wegen ihres Weintrinkens anzu-

geben, und ich mußte also die verlangte Summe zurückzahlen. Von da an nahm ich mir aber fest vor, mich nie wieder von einer Frau anführen zu lassen.«

Nun erhob sich der fünfte Vorsteher, und erzählte folgende Geschichte:

»In Alexandrien trug es sich einst zu, daß eine alte Frau zu mir kam, welche ein schönes Kästchen trug, voll von vorzüglichem Geschmeide und zwar von der feinsten Arbeit. Eine andere Frau begleitete sie, und diese letzte ging von mir zu einem Seidenhändler, von dem sie für ungefähr tausend Goldstücke Waaren ausnahm. »Komm mit mir zum Vorsteher,« sagte sie hierauf zum Seidenhändler, »dort will ich dir ein Unterpfand geben.« Als sie bei mir angelangt war, zeigte sie ihm den Inhalt des Kästchens, und da er den Werth von Bedeutung fand, so trug er kein Bedenken, es als Pfand anzunehmen; und sie ging mit der Waare davon. Unterdeß verfloß eine weit längere Zeit, als die Frau für die Wiederabholung bestimmt hatte, und da der Seidenhändler nicht länger warten wollte, so zeigte er die Sache dem Präfekten an. Alle Nachforschungen, die Frau aufzufinden, waren vergebens, und er wollte das Geschmeide verkaufen. Allein zu seinem Schrecken benachrichtigte ihn ein Kenner, daß alles unecht und nur vergoldet wäre, und daß alles zusammen höchstens hundert Drachmen werth sei. Da begab er sich denn zum zweitenmal zum Präfekten, der ein sehr listiger Mann war, und ihm folgenden Rath gab: »Nimm etwas aus deinem Laden, und zerbrich dann mit Gewalt das Schloß desselben. Sodann schreie und wehklage, daß es alle Leute hören, und begieb dich hierauf zum Vorsteher, und klage ihm, daß du bestohlen wor-

den bist. Mache aber nur ja so viel Lärm als möglich, und vergiß nicht zu sagen, daß der Laden erbrochen worden, und daß bei dem gestohlenen Gute, sich ein kostbarer Juwelen-Schmuck von sehr großem Werthe, in einem Kästchen befunden habe, welches nicht einmal dir, sondern einer vornehmen Person gehörte, die es bei dir eingelegt habe, so daß du in der größten Verlegenheit sein würdest, wenn es von dir je zurückgefordert werden sollte. Zugleich nimm alle Gegenwärtigen zu Zeugen, daß dein Schloß erbrochen, und das Kästchen nebst andern Sachen dir gestohlen worden sei.« Der Seidenhändler versprach dem Präfekten, alles genau so auszuführen. Er begab sich sofort nach Hause, zerbrach am andern Morgen das Schloß seines Ladens, und versammelte durch sein Geschrei eine Menge von Leuten, denen er sein Unglück auf die eben erwähnte Art erzählte. Sodann begab er sich auf das Oberpolizeiamt und brachte dort öffentlich seine Klage vor. Der angebliche Diebstahl wurde von Seiten dieser Behörde überall bekannt gemacht, und nach drei Tagen fand sich die alte Frau mit dem Werthe der ausgenommenen Waaren ein, und verlangte ihr zum Pfande eingelegtes Kästchen wieder zurück. Sobald er sie ansichtig ward, hielt er sie fest, und brachte sie zum Präfekten. »Wehe dir!« schrie dieser sie an, »ist es dir noch nicht genug, den ersten Betrug begangen zu haben? Willst du noch einen zweiten hinzufügen, und für die gestohlenen Juwelen mehr fordern, als sie werth sind?« — »Ach,« rief sie erschrocken aus, »verzeihe mir, ich will dir alles gestehen. Ich gehöre zu einer Diebesbande, die im Lande herumzieht. Alle Monate versammeln wir uns, und gestern war der Tag, wo wir uns hier in der Stadt zusammen fanden, um uns ge-

genseitig Rechnung abzulegen.« — »Könntest du wohl,« fragte sie der Präfekt, »mir diese Bande in die Hände liefern? Ich will dir alle deine Betrügereien verzeihen.« — »Sehr gern,« erwiederte sie, »wenn du aber bis morgen warten willst, so werden sie nicht mehr in der Stadt sein. Diese Nacht muß es noch ausgeführt werden, wenn es gelingen soll.«

---

## Neunhundert fünf und dreißigste Nacht.

»Nun wohl,« sagte der Präfekt, »setze nur alles in Bereitschaft.« Da erbat sich die alte Frau von ihm Leute, die sie begleiten, die Bande gefangen nehmen, und ihm zuführen sollten. »Indeß,« fügte sie hinzu, »befiehl du deinen Leuten, daß sie alles, was ich ihnen sagen werde, genau befolgen sollen.« Er gab ihr nun eine Anzahl von Leuten zur Begleitung, mit denen sie sich an die Thüre eines Hauses begab, und daselbst zu ihnen sagte: »Hier bleibet stehen; ich werde euch einen nach dem andern herausschicken, und jeden ergreift!« Sie ging hierauf hinein. Die Leute blieben draußen stehen und warteten eine ganze Stunde, ohne daß irgend jemand herauskam. Da es ihnen nun zu lange dauerte, und sie schon lange Weile empfanden, so begaben sie sich selbst hinein, fanden aber, daß das Haus nur ein Durchgang war, und sich folglich niemand darein befand. Sie sahen nun zu spät ein, daß die Frau sie hintergangen hatte, und begaben sich zum Präfekten, und zeigten ihm die Sache an. Dieser erkannte sogleich, daß es eine listige Betrügerinn gewesen, und wunderte sich bloß, wie sie sogleich

auf der Stelle den Plan zu ihrer Rettung hatte entwerfen können.«

Nun begann der sechste Vorsteher, folgende Geschichte zu erzählen:

»Ich wurde einst zu einer Gesellschaft eingeladen, deren Gastgeber einer meiner Freunde war. Er holte mich selbst ab, und als wir in sein Haus angekommen waren, setzten wir uns aufs Sopha, wo er sich sehr erfreut darüber zeigte, einen so schönen Tag verleben zu können. Die Gesellschaft kam nach und nach zusammen, das Gespräch wurde lebhaft, und man erzählte sich Geschichten. Da unterbrach mein Freund die Unterhaltung mit folgenden Worten:

»Eine Begebenheit mnß ich euch doch erzählen, die mir selber begegnet ist. In meinen Laden kam oft ein Mann, den ich nicht kannte, und den ich in meinem Leben nicht gesehen hatte, und wenn er etwas nöthig hatte, nahm er es gewöhnlich von mir auf Borg. Das dauerte eine lange Zeit so fort; ja er wurde immer zudringlicher, so daß er manchmal an einem Tage Sachen von zehn bis zwanzig Drachmen an Werth von mir verlangte. Eines Tages kam eine Frau von vorzüglicher Schönheit in meinen Laden, der von dem Glanz ihrer Augen förmlich erhellt wurde; denn sie glich einem Sterne. Ich wurde von ihrer Schönheit ganz betroffen, und entschloß mich, sie anzureden. Ich fragte sie nämlich nach ihrem Namen und nach ihrer Wohnung, und bat sie um die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen. Allein ohne darauf zu antworten, kaufte sie eine Kleinigkeit, und ging davon. Mir war ganz so, als hätte sie meine Seele mitgenommen; so sehr war ich über ihre schnelle Entfernung bestürzt. Es verflossen mehrere Tage, ohne daß

ich den Eindruck, den sie auf mich gemacht hatte, los werden konnte. Als ich eines Tages ganz vertieft in meinem Laden saß, wurde ich plötzlich durch ihren Anblick überrascht. Sie trat nämlich wiederum in meinen Laden, und entzückte mich so sehr durch ihre Unterhaltung, daß ich sie einlud, mich mit ihrem Besuche zu beehren. »Ich kenne dich nicht,« erwiederte sie, »und ich besuche nie einen Unbekannten.« — »Nun, so vergönne mir, daß ich zu dir komme,« bat ich sie. — »Nun so komm,« gab sie zur Antwort, und da ich vermuthete, daß sie mich kostbar bewirthen würde, so nahm ich eine bedeutende Summe Geldes mit. Sie ging voran, ich folgte ihr, und wir gelangten endlich an eine enge Straße, und in dieser an ein Haus, dessen Thüre sie mir zu öffnen befahl. Ich weigerte mich, allein sie that es nun selbst, führte mich hinein, und schloß die Thüre hinter sich zu. In dem Vorzimmer sagte sie zu mir, ich möchte hier sitzen bleiben, bis sie, wie sie vorgab, ihre Dienerinnen entfernt haben würde, damit diese mich nicht sähen. Nach einer Weile kam sie unverschleiert zurück, und sagte zu mir: »Komm jetzt, sie sind alle entfernt; ich werde dich nun in ein andres Zimmer führen.« Wir gingen nun aus einem Zimmer ins andere, bis wir endlich an einen Saal gelangten, den ich aber nichts weniger, als schön fand. Es war weder Annehmlichkeit noch Symmetrie in demselben; alles war darin unordentlich, ja ich möchte sagen abscheulich; außerdem war auch noch ein so widerwärtiger Geruch in demselben, daß ich um keinen Preis mich darin hätte lange aufhalten mögen. Plötzlich wurde ich hier in meinen Betrachtungen durch das Erscheinen von sieben kaum nothdürftig gekleideten Männern unterbrochen. Sie hatten lederne Gürtel um, näherten

sich mir, und ohne ein Wort zu sagen, nahm der erste mir meinen Turban, der andre nahm das Tuch, in welches ich das Geld geknüpft hatte, ein dritter entkleidete mich, noch ein andrer kam, und band mir die Arme mit ledernen Riemen auf den Rücken. Als sie mich ganz ausgeplündert hatten, schleppten sie mich unter einen Schoppen, um mich darin umzubringen; da wurde plötzlich an die Hausthüre gepocht. Alle wurden nun von einem heftigen Schrecken ergriffen, und die Frau begab sich hinaus, um zu sehen, wer es wäre; sie kehrte indeß bald wieder zurück, und sagte: »Ihr habt nichts zu befürchten; denn euer Herr brachte eben euer Mittagessen, und zwar einen gebratenen Schöps.« Als der Herr nun selber bald darauf herein trat, sprach er: »Was habt ihr da vor? Was wollt ihr da vornehmen?« — »Wir haben eine Beute gefangen. Hier ist sie.« Der Mann sah mich hierauf an, that einen lauten Schrei, und rief: »Bei Gott, das ist ja mein leiblicher Bruder!« Dann band er mich sogleich auf, küßte mein Haupt, und ich erkannte in ihm meinen unbekannten Freund, der mir so oft abgeborgt hatte.

---

## Neunhundert sechs und dreißigste Nacht.

»O mein Bruder,« sprach der Unbekannte, »du hast nichts zu befürchten. Holt gleich alles her, was ihr ihm genommen habt!« Sogleich wurde mir auch alles zurückgebracht, und ich vermißte nichts von meinen Sachen. Sodann reichte er mir einen köstlichen Becher voll Limonade, ließ einen Tisch decken, und ich mußte mich mit allen Uebri-

gen an denselben setzen, und mit ihnen speisen. Als wir einige Bissen genossen hatten, sprach er: »Mein Bruder, nun haben wir Brot und Salz [11]) mitsammen gegessen. Du bist zur Kenntnis unsers Geheimnisses gelangt, und die Geheimnisse sind in den Herzen der Edlen tief vergraben.« — »So wahr ich rechtlicher Eltern Kind bin,« erwiederte ich, »werde ich nie etwas davon verlauten lassen. Ich mußte ihnen dieß mit einem Eide bekräftigen. Hierauf ließ man mich wieder hinaus, und ich begab mich von dannen, nachdem ich schon meinen Tod für gewiß gehalten hatte. Ein Monat war bereits verstrichen, während welcher Zeit ich mich sehr übel befunden hatte. Endlich war ich im Stande, wieder meinen Laden zu öffnen, und auszugehn. Als ich eines Tages wieder in meinem Laden saß, sah ich einen sehr schönen jungen Mann an meinem Laden stehn; er war ein Viehhändler, und hatte einen großen Beutel Geld bei sich. Kurz darauf bemerkte ich auch die betrügerische schöne Frau, die ihm nachgefolgt war, und ihn anzulocken suchte.

---

## Neunhundert sieben und dreißigste Nacht.

Mit jedem Augenblicke wuchs mein Mitleiden für den jungen Mann, besonders da ich merkte, daß er sehr für die Frau eingenommen war. Ich gab ihm verschiedene Zeichen, und winkte ihm, ja nicht der Frau zu folgen. Endlich bemerkte er es, und verstand mich; allein jener Frau waren meine Zeichen ebenfalls nicht entgangen, sie drohte mir mit der Hand, und ging fort. Der junge Mann ließ

sich gleichwohl nicht abhalten, sondern folgte ihr, und von dem Augenblicke an zählte ich ihn unter die Todten; doch meiner bemächtigte sich zugleich eine solche Furcht, daß ich meinen Laden schloß, und auf ein Jahr lang verreiste. Nach Verlauf dieser Zeit kehrte ich wieder zurück, und öffnete meinen Laden wieder. Aber auch eben so bald erschien wieder die Frau, und sagte zu mir: »Du bist sehr lange abwesend gewesen.« — »Ich hatte eine sehr nothwendige Reise vor,« antwortete ich ihr. »Warum hast du denn dazumal,« unterbrach sie mich, »dem jungen Türken, dem Viehhändler, so angelegentlich zugewinkt?« — »Behüte mich Gott,« war meine Antwort, »daß ich das gethan hätte!« — »Hüte du dich künftig vor mir, daß du mir keine Hindernisse in den Weg legst,« entgegnete sie, und mit diesen Worten ging sie davon.

Einige Zeit nachher lud mich ein Freund zu sich ein, und nachdem wir gegessen und getrunken hatten, fragte er mich, ob mir einmal in meinem Leben etwas ganz schreckliches widerfahren wäre? »Erzähle mir erst, was dir widerfahren ist,« entgegnete ich; »dann werde ich dich auch von meinen Begebenheiten unterrichten.« Da begann mein Freund folgendermaßen: »Eines Tages lud mich eine sehr schöne Frau zu sich, und sandte einen Diener, mich abzuholen. Als er mit mir an ein sehr schönes Haus kam, und er hinter mir die Thüre desselben zugeschlossen hatte, und so eben mit mir durch eine zweite Thüre gehen wollte, ergriff mich eine solche Furcht, daß ich mich weigerte, mit ihm weiter zu gehn, sondern vielmehr laut ausrief: »Bei Gott, wenn du mich nicht wieder heraus lässest, so bringe ich dich um; denn an mir sollt ihr eure List nicht ausüben.« —

»Was fällt dir denn ein?« fragte er mich ganz befremdet, »welche List haben wir denn angewandt?« — »Schon der garstige Anblick jenes zweiten Zimmers,« erwiederte ich, »dann die Abwesenheit eines Thürstehers, der die Leute anweist, überzeugen mich, daß dieß ein Haus des Verbrechens ist.« — »Mein Herr,« erwiederte der Diener, »dieß ist hier eine geheime Thür.« — »Geheim oder öffentlich,« unterbrach ich ihn, »öffne mir!« Er öffnete, und ich eilte hinaus. Kaum war ich einige Schritte gegangen, als ich einer sehr schönen Frau begegnete. »Dir scheint ein langes Leben bestimmt zu sein,« rief sie mich an, da sie mich herauskommen sah; »denn sonst wärest du aus diesem Hause nicht entkommen.« — »Wie meinst du das?« fragte ich sie. »Bitte nur deinen Freund,« antwortete sie, indem sie dich nannte; »der wird dir darüber Aufschluß geben.« Daher ersuche ich dich nun, lieber Bruder, erzähle mir, was dir mit dieser Frau begegnet ist.« — »Ach,« sagte ich zu ihm, »ein schwerer Eid bindet mich.« — »So übertritt ihn,« versetzte er. »Wenn ich nur,« erwiederte ich, »nicht die Folgen befürchtete!« Dennoch aber entschloß ich mich, ihm meine Geschichte zu erzählen. Er war darüber ganz erstaunt, und freute sich, daß er noch zu rechter Zeit umgekehrt war. Hierauf begab ich mich ruhig nach Hause. Nach Verlauf einiger Zeit wurde ich von einem andern Freunde eingeladen, ihn zu einem Manne zu begleiten, der ihn gebeten hatte, ihn zu besuchen. Wir begaben uns dahin, und fanden einen Mann, der uns empfing, uns einführte, und die Thüre hinter uns zuschloß. Wir traten sofort in einen Saal hinein, worin man uns allein ließ, und in welchem ich eine kleine Thüre erblickte, die ich öffnete. Mein Freund,

welcher es bemerkte, fragte mich, was ich dort sähe? »Ach,« erwiederte ich, »ich sehe dort vielerlei Sachen zusammengehäuft, unter andern aber auch abgeschnittne Hände. Siehe du selbst einmal hin.« Als er einen Blick herein gethan hatte, sagte er sogleich: »Wir sind verloren!« Wir überließen uns nun ganz der Traurigkeit, und dachten über unser Schicksal nach, als auf einmal vier Männer hereintraten, und sich meinem Freunde näherten. Dieser indeß widersetzte sich, und stürzte einen von ihnen zu Boden. Während sie nun alle über ihn herfielen, benutzte ich diesen Augenblick, um eine ganz kleine Thüre zu öffnen, in welche ich mich ganz hineinschmiegte. Leider aber bemerkte ich, daß sie zu keinem Zimmer führte, sondern nur dazu diente, ein Luftloch [12]) zu verschließen. Ich kroch, denn die Liebe zum Leben gab mir Kräfte, so gut ich konnte, hinauf, und als ich oben auf dem Dache war, sprang ich auf eine Mauer, die nicht weit vom Dache entfernt war, und von da in eine sehr belebte Straße hinab. Die Leute umringten mich von allen Seiten, und zum Glück ging eben der Präfekt vorbei. Diesem erzählten die Leute sogleich, was sich mit mir zugetragen hatte. Er ließ sogleich die Thüre dieses Hauses einschlagen; wir aber eilten in das Haus, und überfielen die Mörder, als sie eben meinen Freund hingeworfen hatten, um ihn zu tödten. Meiner Abwesenheit achteten sie gar nicht; denn sie dachten, ich könnte ihnen doch nicht entwischen. Der Präfekt bemächtigte sich ihrer, und verhörte sie. Sie gestanden alle ihre Schuld, schoben indeß die größte Schuld auf jene Frau, und auf die Genossen, die sie in Kairo hatten. Er ließ nun diese Leute alle gefangen nehmen, nachdem er die Thüren der Gemächer hatte versiegeln

lassen. Ich hatte sie bis jetzt immer begleitet. Als sie nun aus dem Hause heraus wollten, fanden sie die Thüre, die zur Vorhalle führte, von innen verschlossen. Sie wurde sogleich ausgehoben, und wir fanden eine Anzahl Räuber mit einer neuen Beute beschäftigt, welche sie eben ermorden wollten. Auch dieser Leute bemächtigte sich der Präfekt, und befreite aus ihren Händen den unglücklichen Mann, dem er alles wiedergab, was ihm geraubt worden war. Im Augenblicke des Heraustretens in die Straße, trafen wir die Frau, wie sie so eben noch eine neue Beute einbrachte. Diese wurde nun auch ergriffen, und man brachte aus dem Hause eine Menge Kostbarkeiten zusammen. Die Räuber wurden hierauf alle an der Mauer des Hauses aufgespießt; die Frau aber wurde auf ein Kameel gebunden, nachdem man sie an ein Brett genagelt hatte, und so in der Stadt herumgeführt. Auch den Beutel des türkischen Viehhändlers erkannte ich unter den aus dem Hause gebrachten Sachen. Ich dankte Gott, daß er mich auf eine so wunderbare Weise gerettet hatte; und wunderte mich bloß, daß ich den Freund, der mich dazumal aus ihren Klauen riß, nicht unter ihnen bemerkte. Indeß nach Verlauf einiger Tage ging er selber bei mir vorbei. Ich erkannte ihn sogleich. Er war seitdem Mönch geworden, und hatte die Kleider der Fakyre [13]) angelegt. Er grüßte mich, doch ohne weiter mit mir zu sprechen. Als er indeß nach einer Weile wieder zurück kehrte, da drang ich in ihn, und bat ihn, mir zu sagen, wie er sich von jenen Leuten hätte losreißen können. »Ach!« sagte er, »ich habe sie von dem Tage an verlassen, wo Gott dich durch meine Hand gerettet hatte; denn sie wollten mir nicht mehr gehorchen. Seitdem habe ich es verschworen,

mich nie mehr mit solchem Volke einzulassen. Ach, wenn du wüßtest! Aegypten ist voll von diesen Leuten, und sie lassen keine List unversucht, um einen Menschen zu fangen.« — »O, erzähle mir doch etwas von dem, was dir in diesem Hause begegnet ist.« — »Ich war nie bei solchen Scenen zugegen,« antwortete er; »denn mein Geschäft betraf bloß den Ein- und Verkauf. Indeß von jener Frau muß ich dir doch erzählen, wie sie einst eine Braut geraubt hat.«

---

## Neunhundert acht und dreißigste Nacht.

»Unter dem Vorwande, daß bei ihr eine Hochzeit gefeiert würde, lud diese Frau einst eine Braut als Hochzeitgästinn ein [14]). Diese sagte zu, und an dem bestimmten Tage kam daher die Frau, holte die Braut ab, und brachte sie durch die bekannte geheime Thür hinein. Sogleich stürzten sich vier Leute auf sie zu, um sie zu tödten, und sie ihres Geschmeides zu berauben; allein das Mädchen bat sie und sprach: »Ich bin eine Braut; mich zu tödten, ist für euch kein Ruhm; auch habe ich euch nicht beleidigt, so daß ihr etwa Ursach hättet, euch zu rächen. Nehmet indeß alles, was ich habe, ich will euch gern verzeihen.« Da sie sehr schön war, so machten ihre Bitten großen Eindruck. »Wir fürchten blos,« sagten hierauf die Räuber, »daß du uns verräthst.« — »Ich will bei euch bleiben,« erwiederte die Braut, »nicht aus dem Hause treten, sondern euch bedienen.« Dieser Vorschlag wurde angenommen, und der Vorsteher der Bande gewann sie so lieb, daß er sie für sich erkor. So war sie bereits ein ganzes Jahr bei ihm gewesen,

und hatte sich bemüht, sie gut zu bedienen, und sie hatten sich schon ganz an sie gewöhnt. Doch als sie einst tief in die Nacht hinein getrunken hatten, und im höchsten Grade berauscht waren, nahm sie ihre Sachen, entwendete dem Anführer fünfhundert Goldstücke, und schor mit einem Rasirmesser allen diesen Leuten den Bart ab, schwärzte ihre Gesichter und ging davon. Als sie nun aufwachten, waren sie in der größten Bestürzung, und sahen, daß das Mädchen sie überlistet hatte.«

Jetzt erzählte der siebente folgende Geschichte:

»Eine Sängerinn von vorzüglicher Schönheit und berühmt durch ihre Kunst, begab sich einst auf einen öffentlichen Spaziergang, und setzte sich dort in eine Laube. Da näherte sich ihr ein Mann, dem eine Hand abgehauen war, und bat sie um etwas, indem er sie streichelnd mit dem verstümmelten Arme berührte. Sie fertigte ihn aber mit den Worten ab: »Gott möge dir helfen!« Nach Verlauf mehrerer Tage kam ein Mann, der sie einlud, in einer Gesellschaft zu singen. Zugleich gab er ihr etwas für die Mühe ihres Ausganges. Sie machte sich nun mit einigen ihrer Gefährtinnen auf den Weg, und nahm, was sie nöthig hatte, mit. Der Mann, der sie eingeladen hatte, führte sie in eine lange Straße, an deren Ende ein schönes Gebäude stand. In dieses traten sie hinein, fanden aber niemanden. Sie fand indeß den Ort außerordentlich schön; überall waren bereits Kerzen angezündet, und der kostbarste Nachtisch nebst Wein stand bereit. In einem andern Zimmer war Speise, und noch ein andres Gemach enthielt bequeme Betten. Sie setzten sich nieder, und in diesem Augenblick bemerkte sie, daß derjenige, der ihr die Thür geöff-

net, auch nur eine Hand hatte. Dieß mißfiel ihr gleich anfangs; [14 b]) indeß verweilten sie darin noch einige Zeit, bis endlich ein Mann erschien, der die Lichter anordnete, und die Wachskerzen anzündete. Dieser war auch einhändig, und sie bemerkte nun, daß das Haus mit Einhändigen angefüllt war. Als die Gesellschaft beisammen war, trat der Herr des Gastmahls herein. Er war mit köstlichen Stoffen bekleidet, und alle Anwesenden standen vor ihm auf, und baten ihn, sich vorn an zu setzen. Seine Hände waren in seinen Aermeln verborgen. Man überreichte ihm hierauf zu essen, welches er zu sich nahm, so wie auch Getränk; die übrige Gesellschaft that desgleichen, und darauf wuschen sie sich die Hände. Da winkte der Besitzer des Hauses der Sängerinn, that sehr freundlich gegen sie, und nachdem die Gesellschaft noch einige Zeit mit Trinken zugebracht hatte, sagte er zu ihr: »Kannst du denn demjenigen noch Gesellschaft leisten, der sich von dir einst etwas erbat, und den du so schnöde abwiesest?« Sie sah ihn nun genau an, und erkannte in ihm jenen Einhändigen, dem sie das Almosen verweigert hatte. »Was meinst du damit?« fragte sie ihn darauf. »Warte ein wenig,« erwiederte er, »es wird dir schon einfallen.« Mit diesen Worten strich er sich seinen Bart, nahm ihr ihren Schleier und ihre Schuhe weg, legte sie an seine Seite, und sprach: »Nun singe, du Schändliche.« Sie mußte denn auch wirklich bis zur Erschöpfung singen, während die übrigen immerfort tranken, so daß sie endlich ganz berauscht waren. Jetzt näherte sich ihr der Thürsteher, und sprach: »Meine schöne Frau, fürchte nichts. Wenn du wirst wegehen wollen, so zeige mir es nur an.« — »Ach, das ist nicht dein Ernst,«

antwortete sie, »du willst mich nur tiefer ins Unglück stürzen.« — »Bei Gott erwiederte er, »ich habe Mitleid mit dir; denn unser Oberster, dein Nachbar, hat nichts Gutes gegen dich im Sinne; er will dich nämlich diese Nacht noch tödten.« Da sagte die Frau zum Thürsteher: »Wenn du mir Gutes erweisen willst, so ist jetzt der Augenblick dazu.« — »Wohl,« sagte er, »wenn unser Oberhaupt jetzt aufstehen wird, um in ein andres Zimmer zu gehen, so werde ich ihm mit Licht vorangehn, und werde hinter mir die Thüre offen lassen; durch diese kannst du dann gehen, wohin du willst.« Hierauf fing sie wieder an zu singen, und der Einhändige freute sich darüber. Als sie indeß zu ihm sagte: »Wenn du doch nicht so ein abscheulicher Mensch wärest!« so erwiederte er ihr höhnisch lächelnd: »Bei Gott, du sollst das Tageslicht nicht mehr erblicken.« Zwar legten nun seine Freunde Vorsprache für sie ein, allein er ließ sich nur unter der Bedingung erbitten, daß sie bei ihnen ein volles Jahr bleiben sollte, ohne je auszugehen. »Ach,« erwiederte sie, »ich will gern thun, was dir beliebt, und wenn ich ja gefehlt habe, so bist du gewiß großmüthig genug, um mir es zu verzeihen.« Er schüttelte indeß bei diesen Worten mit dem Kopf. Endlich stand er auf, um in ein andres Zimmer zu gehen, während seine Freunde noch fortspielten und forttranken. Jetzt winkte die Frau ihren Freundinnen, die mit ihr sofort aufstanden, und aus dem Zimmer, und dann aus dem Hause, dessen Thüre sie offen fanden, hinaus eilten. Entschleiert, wußte sie nicht, wo sie sich hinwenden sollte. Endlich kamen sie bei einem Koche vorbei, zu welchem sie sagte: »Willst du einem Todten das Leben wiedergeben?« — »Komm zu mir in den Laden,« erwie-

derte dieser, »dort legt euch schlafen, damit ihr euch erholt.« Das thaten sie denn auch, und er bedeckte sie, damit man sie nicht finden möchte, mit einer Menge von Spänen, womit er die Speisen zu kochen pflegte. Kaum hatten sie an diesem Ort eine Weile ausgeruht, als sie schon die Stimmen ihrer Verfolger vernahmen, und Leute nach allen Richtungen umher laufen, und den Koch befragen hörten: ob jemand bei ihm vorbeigegangen wäre? Dieser antwortete ihnen indeß: »Niemand.« Sie hörten gleichwohl nicht auf, um den Laden herum zu gehen, und zu suchen, bis der Morgen anbrach, worauf sie, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, wieder weggingen. Der Koch befreite nun die Sängerinn von ihrer Decke, und sagte: »Steht nun auf, ihr seid jetzt vom Tode befreit.« Sie schickten nun sogleich nach Hause, um sich einen Schleier holen zu lassen. Dieser wurde gebracht, und sie begaben sich nun heim, wo sie sich denn von nun an bekehrten und Buße thaten. Das war recht, wie das Sprüchwort sagt: Freude nach Kummer.«

Alle Anwesenden verwunderten sich über diese Erzählung und der neunte Vorsteher begann sodann folgende Geschichte:

»Mir ist etwas begegnet, was alles früher erzählte an Sonderbarkeit übertrifft. Es wurde nämlich einst in der Stadt etwas von bedeutendem Werth gestohlen, und ich wurde nebst einigen meiner Gefährten aufgefordert, den Dieb zu entdecken. Da es uns aber nicht sogleich gelang, so baten wir uns noch einige Tage Frist aus. Wir vertheilten uns nun in der Stadt; ich meinerseits aber begab mich mit fünfen meiner Gefährten in die Umgegend. Als ich ungefähr zwei Parasangen von der Stadt entfernt war,

überfiel uns ein lästiger Durst. Wir begaben uns in einen Garten, und ich trat zu einem bedeckten Wasserbehälter, in welchen das Wasser durch ein Rad gebracht wurde. Ich ging hinein, und trank, verrichtete meine gesetzlichen Abwaschungen, und betete. In diesem Augenblick trat der Aufseher dieser Wasserkunst hinein, redete mich zornig an, und fragte mich, wer mir erlaubt habe, hier herein zu kommen? Doch damit begnügte er sich nicht, sondern er schlug mich so sehr, daß ich beinahe ohnmächtig hingesunken wäre, sodann band er mich neben dem Ochsen, der das Wasserrad in Bewegung setzte, an, und zwang mich durch Peitschenhiebe mit dem Ochsen zugleich das Rad zu drehen. Nach vieler ausgestandenen Pein band er mich endlich los, und ließ mich laufen; allein ich war zu schwach, um weit zu gehen, und setzte mich daher hin, um wieder etwas Kräfte zu sammeln. Von meinen Freunden sah und hörte ich übrigens nichts. Ich entschloß mich also in die Stadt zurückzukehren, wo ich meine Gefährten glücklich wieder fand. Da ich vor Wuth brannte, mich an diesem schändlichen Aufseher zu rächen, so sagte ich zu ihnen: »Ich habe das gestohlne Gut gefunden, und den Dieb entdeckt; allein es ist dabei die größte Eile nöthig. Da ich fürchte, er möchte etwas ahnen, und wenn ich allein hinkäme, mir entfliehen, so wollen wir uns alle zu ihm begeben, und durch irgend eine List uns seiner bemächtigen.« Wir gingen also mit einander zu dem Manne hin, der mich so schrecklich behandelt hatte. Ich wollte ihm nämlich gleiches mit gleichem vergelten, und lügenhafter Weise ihn für den Dieb ausgeben. Als wir nun hinkamen, fanden wir einen Knaben bei ihm, den wir nebst ihm festbanden. Der letztere indeß

schrie, weinte und sagte: »Bei Gott, glaubt mir, ich war nicht mit ihnen beisammen; seit sechs Monaten habe ich die Stadt nicht betreten, auch habe ich das gestohlene Gut nirgends anders, als hier zum erstenmal gesehen.« — »Wohlan,« sagten wir, »wenn wir dich sanft behandeln sollen, so zeige es uns.« Er führte uns nun an einen Brunnen, der nicht weit von dem Wasserbehälter entfernt war, grub daselbst die Erde auf, und brachte alles gestohlene heraus, woran auch nicht das geringste fehlte. Wir bemächtigten uns der geraubten Sachen, nahmen den Aufseher mit uns, und führten ihn nach dem Polizeiamtsgebäude, wo wir ihn nackt auszogen, und ihn durch Peitschenhiebe zum Geständniß sehr vieler anderen Diebstähle brachten. Ich fand es sehr sonderbar, daß die Rache, die doch eigentlich nur mein Zweck war, uns zur Entdeckung eines Diebstahls gebracht hatte, der vielleicht noch lange verborgen geblieben wäre.«

Was das anbetrifft, sagte der zehnte Vorsteher, so kann ich noch etwas auffallenderes erzählen: »Einer meiner Freunde, ebenfalls Vorsteher, begegnete einst einem Juden, der einen Korb trug, worin fünftausend Goldstücke waren. Da sagte dieser Freund von mir zu einem seiner Sklaven:« »Könntest du wohl diesem Juden das Geld aus dem Korbe nehmen?« — »Ich will es wohl versuchen,« erwiederte dieser. Auch brachte er ihm wirklich den andern Tag den Korb. »Gehe jetzt,« sagte nun der Aufseher zu ihm, »und vergrabe ihn an den und den Ort.« Nachdem jener dieß gethan hatte, benachrichtigte er seinen Herrn davon. Den andern Tag, als große Sitzung in dem Polizeiamte war, kam der Jude mit einigen seiner Freunde, beklagte sich über sein

Unglück, und sagte, ihm sei Geld gestohlen worden, welches dem Sultan gehöre, daß er indeß überzeugt sei, wir würden ihm zu seinem verlorenen Gelde wieder helfen. Wir vertrösteten ihn, wie gewöhnlich, auf drei Tage.

---

## Neunhundert neun und dreißigste Nacht.

Der Vorsteher befahl hierauf seinem Sklaven, der das Geld genommen hatte, alles anzuwenden, um in das Haus des Juden etwas zu bringen, was ihn verdächtig und für sein Leben besorgt machte. Das that er denn auch, und zwar bediente er sich folgender List. Er schnitt nämlich einer todten Frau die Hand ab, an deren Finger ein goldner Ring steckte, legte sie in einen Korb, und vergrub sie unter eine Diele des Hauses des Juden. Wir begaben uns nun fort, durchsuchten einige Häuser, und kamen dann auch zu dem Juden, wo wir den bewußten Korb fanden. Wir legten nun sogleich den Juden als einen Mörder in Ketten. Als der bestimmte Tag herangekommen war, und wir den Präfekten bereits von der Sache unterrichtet hatten, kam ein Mann von Seiten des Sultans, welcher befahl, den Juden anzunageln und sodann die fünftausend Goldstücke zu bringen; denn es sei nicht möglich, daß eine solche Summe so leicht verloren gehen könne, wofern nicht böser Wille dabei im Spiele wäre. — Da merkte er, daß die List nicht gelungen war. Er ging nun sofort aus, und begegnete unterweges einem Jungen, den er angriff, durchprügelte, und ihn auf das Polizeiamt brachte. Dort schlug er ihn nochmals, und sagte: »Das ist der Dieb.« Er wollte ihn

durch Prügel zum Geständnis bringen; allein er gestand nichts. Doch wie er das viertemal gepeinigt worden war, sagte er: »Ich will euch das Geld bringen.« Man band ihn los, und er mußte die Polizeibeamten dahin leiten. Ich war mit bei ihnen, und zu allgemeinem Erstaunen führte er uns an den Ort, wo der Sklave des Vorstehers das Geld hin vergraben hatte. Als der Präfekt diesen Fund sah, freute er sich außerordentlich, gab dem Vorsteher große Belohnungen, bekleidete ihn mit Ehrenpelzen, und brachte das Geld zum Sultan zurück; den Jungen aber hielten wir noch fest. Jetzt sagte ich zu meinem Freunde, der das Geld eigentlich genommen hatte: »Wahrscheinlich hat der Junge den Mann gesehen, der das Geld vergraben mußte.« — »Bei Gott, das ist nicht möglich,« erwiederte dieser. Voll Begier, zu wissen, wie der Junge dieses hatte erfahren können, begab ich mich zu ihm, und pflegte seiner, bis er wieder zu Kräften kam. Dann sagte ich zu ihm: »Nun entdecke mir, wie du das Geld gestohlen hast.« — »Ach,« sagte er, »ich versichere euch bei Gott, ich habe es nicht gestohlen; auch habe ich es nicht eher gesehen, bis ich es aus der Erde hervorzog.« — »Wie ist denn das möglich?« unterbrach ich ihn. »Ach,« sagte er, »ich weiß sehr wohl die Ursache, warum ich in eure Hände gefallen bin. Die Nacht vorher hatte ich nämlich meine Mutter gemishandelt, und sie geschlagen; da verfluchte sie mich, und sagte:« »Gott wird dich in die Hände eines Bösewichts bringen.« Da sie nun eine sehr fromme Frau ist, so fürchtete ich bei einem längeren Verweilen bei ihr einen noch härtern Fluch von ihr zu empfangen, und ging daher schnell von ihr weg. Da traft ihr mich dann in der Straße, und behandeltet mich

so, wie ihr wißt. Als ich vor Schmerz über eure Schläge meines Verstandes schon ganz beraubt war, glaubte ich einen innern Ruf zu vernehmen, der mir befahl, die Sache zu gestehen, und aufs Gerathewohl euch irgend wohin zu führen. Dieses innere, unbeschreibliche Gefühl leitete mich dann an den Ort, wo ihr das gesuchte fandet. Ueber diese Erklärung verwunderte ich mich, suchte ihn aus dem Gefängnisse zu befreien, und pflegte ihn, da ich sah, daß er noch ein frommer Mensch werden würde.«

Ueber diese Geschichte verwunderten sich alle Gegenwärtigen, und der elfte Vorsteher begann sodann folgendermaßen:

»Einer meiner Freunde, den ich redend einführen will, hat mir folgende Geschichte von einem Diebe erzählt.«

»Als ich eines Tages auf den Markt gegangen war, bemerkte ich einen Dieb, der eben den Laden eines Wechslers erbrochen hatte, und daraus eine große Schachtel entwendete, mit welcher er sich sodann in einen Begräbnißort begab. Ich folgte ihm dahin. Er öffnete dort die Schachtel, um zu sehen, was darin sei. In diesem Augenblicke näherte ich mich ihm, klopfte ihn auf die Schulter, und sprach: »Guten Tag, Freund.« Darüber erschrack er fürchterlich. Ich ließ ihn indeß stehen, und ging davon. Nach einigen Monaten begegnete ich ihm wieder, als er so eben von der Polizei ergriffen, auf die Präfektur geführt wurde. So wie er mich sah, rief er aus: »Den haltet fest, denn er war mit dabei.« Sie ergriffen mich nun, und schleppten mich fort. Als wir vor den Präfekt kamen, fragte ihn dieser: »Was hast du denn mit diesem da gemein?« Da wendete sich der Dieb um, sah mich an, trat mir immer

näher, und sagte: »Wer hat euch denn gesagt, diesen da zu greifen? — »Du hast uns ja selbst zugerufen,« erwiederte man ihm; »auf dieß haben wir ihn festgenommen.« — »Behüte Gott,« sagte er darauf, »den kenne ich gar nicht, so wie er auch mich nicht kennt. Ich habe einen ganz andern Mann gemeint, der vorbeiging.« Auf dieses ließen sie mich wieder los. Nach einiger Zeit begegnete er mir wieder, grüßte mich, und sprach: »Mein Herr, ein Schrecken für den andern. Hättest du dazumal mir etwas abgenommen, so hättest du meine Strafe mit mir theilen müssen.« Mit diesen Worten ging er fort. —

Der zwölfte Vorsteher begann nun seine Geschichte, wie folget:

»Einer meiner Freunde erzählte mir einst folgende Geschichte, die ihm selbst begegnet ist.«

»Als ich einst spät in der Nacht aus einer Gesellschaft nach Hause ging, bemerkte ich in der Straße eine Diebesbande. So wie ich merkte, daß sie mich sahen, wurde mir sehr übel zu Muthe. Indessen stellte ich mich betrunken, taumelte von einem Hause zum andern, und, mich bald rechts bald links wendend, rief ich: »O, ich bin betrunken!« Zugleich stellte ich mich, als hätte ich sie nicht gesehen. Allein sie gingen immer hinter mir her, bis ich an mein Haus kam, und an die Thüre geklopft hatte; da erst entfernten sie sich. Als ich einige Tage darauf an der Thüre meines Hauses stand, sah ich einen jungen Mann auf mich zukommen, der, an eine Kette geschmiedet, von einer Polizeiwache geführt wurde. »Mein Herr,« rief er mich an, »gieb mir etwas, um Gottes Lohn.« Ich erwiederte: »Gott wird dich unterstützen.« Hierauf sah er mich lange an, und sprach:

»Das, was du mir geben könntest, wird nicht den Werth deines Turbans, noch deines Gürtels, noch irgend eines deiner Kleidungsstücke, auch nicht den des Goldes oder des Silbers haben, welches du an einem gewissen Tage bei dir trugst.« — »Wie meinst du das?« fragte ich ihn hierauf. »Denke nur an jene Nacht,« erwiederte er, »wo du betrunken vor Dieben herumtaumeltest, welche dich nackt ausziehen, und dir alles rauben wollten. Ich war damals mit unter ihnen, und sagte zu ihnen: Das ist mein Herr, der hat mich erzogen, und den dürft ihr nicht anrühren. Auf diese Weise habe ich dich damals aus ihren Händen gerettet.« Da sagte ich zu ihm, er möchte stehen bleiben, bis ich in mein Haus gegangen wäre. Von daher holte ich dann eine Summe Geldes, und gab sie ihm, welches, wie ich hoffe, Gott angenehm gewesen sein wird, und so ging er dann davon.«

Der dreizehnte Vorsteher sagte hierauf: »Ich weiß eine weit schönere Geschichte;« und begann diese dann mit folgenden Worten.

»Ehe ich noch Polizeibeamter wurde, hatte ich einen Laden von seidnen Zeugen. Da pflegte denn immer ein Sklave zu mir zu kommen, der einer Person diente, die ich nur von Sehen kannte. Ich gab ihm alles, was er brauchte, und er bezahlte mich immer pünktlich. Eines Tages war ich in Gesellschaft mehrerer Freunde, bei denen ich mich bis spät in die Nacht aufhielt. Wir tranken, belustigten uns, und spielten endlich das Spiel Taab. Einer unter uns wurde daher zum Wesyr ernannt, ein anderer wurde zum Sultan gemacht, und ein dritter mußte Scharfrichter sein. Als wir im beßten Spiele waren, trat, ohne unsre

Erlaubnis, ein Schmarotzer [15]) herein, den keiner von uns kannte. Wir ließen uns indessen nicht stören, und er spielte mit uns. Endlich sagte der Sultan im Spiele zum Wesyr: »Führt mir den Schmarotzer vor, der ohne Erlaubnis zu den Leuten geht, damit wir erfahren, wer er ist. Ich werde ihm dann den Kopf abhauen lassen.« Der Scharfrichter schleppte ihn vor den Sultan, und da wir bei uns einen Säbel hatten, der so stumpf war, daß er kaum Butter zerschnitten haben würde, so sprach der Sultan zum Scharfrichter: »Haue ihm den Kopf ab.« Er hieb zu, und zu unser aller Entsetzen fiel der Kopf wirklich herunter. Der Rausch des Weins verließ uns auf der Stelle, und wir befanden uns in dem grausamsten Zustande. In der Verlegenheit wußten wir kein besseres Mittel, als den Körper herauszuschleppen, und ihn nach Möglichkeit zu verscharren. Ich aber nahm den Kopf, und wollte ihn in den Fluß werfen. In meiner Trunkenheit ging ich denn also in meinen blutbespritzten Kleidern fort. Aber mitten auf meinem Wege begegnete mir ein Mann, den ich für denjenigen erkannte, der vormals von mir die Waaren angenommen hatte, jetzt aber zu einer Diebesbande gehörte. Er erkannte mich und fragte: »Bist du nicht der und der, und was trägst du denn da?« Da beantwortete ich seine Frage, und erzählte ihm die ganze Geschichte. Er ließ sich nunmehr den Kopf zeigen, und erkannte ihn für den seines leiblichen Bruders.

---

## Neunhundert und vierzigste Nacht.

Jedoch um uns genauer davon zu überzeugen, gingen wir an den Fluß, und wuschen ihn ab, und er überzeugte sich, daß er sich nicht geirrt habe. »Ja,« sagte er hierauf, »es ist mein Bruder. Er hatte die Gewohnheit, sich bei den Leuten einzuschleichen, um eine gute Mahlzeit zu genießen, und sich zu belustigen.« Der Mann warf indessen doch den Kopf ins Wasser; ich aber war tödtlich bestürzt. »Fürchte nichts,« sagte er indeß zu mir, »du sollst die Strafe dieses Unglücks nicht tragen, da es ganz wider Willen geschehen ist.« Er half mir alsdann meine Kleider abwaschen, begleitete mich bis an mein Haus, und verließ mich da, indem er mir nochmals sagte: »Fürchte nichts, und sei unbesorgt; denn du hast mir früher Freundschaft erwiesen, und von nun an sollst du mich nicht mehr wiedersehen. Mit diesen Worten ging er davon.«

Da wunderten sich die Abwesenden über die Zurückhaltung des Mannes, über sein Verzeihen und über seine Höflichkeit.

Nun fing der vierzehnte Beamte an, folgende Posse zu erzählen:

»Ein Dieb ging in ein Haus, um von einem großen Haufen Getreide einen Sack voll zu stehlen. Auf dem Getreide lag ein großer kupferner Kessel, dessen man sich als Maaß zu bedienen pflegte. Indeß er merkte, daß die Leute des Hauses beobachtet hatten, und hörte, daß sie ihm nachliefen. Nirgends sah er einen Schlupfwinkel, und fand sogar daher kein anderes Mittel, als sich in den ungeheuren Haufen Korn schnell zu verbergen und jenen Kessel über seinen Kopf

zu decken. Die Leute kamen, suchten ihn überall, fanden ihn aber nicht. Jedoch der Staub des Getreides war dem Manne so in die Nase gefahren, daß er auf einmal schrecklich niesen mußte, und da dieser Ton aus dem Kessel kam, so hoben sie diesen auf, und fanden den Mann darunter. Sie ergriffen ihn nun, und wollten ihn auf das Polizeiamt führen. Allein er bat sie, und sprach: »Seid barmherzig gegen mich, und habt Mitleid mit mir, wie ich gegen euch Mitleid gehabt habe; denn als ich sah, daß ihr euch so mühetet, mich zu suchen, nieste ich, um euch den Ort anzuzeigen, wo ich mich verborgen hielt. Erbarmt euch meiner, so wird sich auch Gott eurer erbarmen.« Da ließen sie ihn laufen, ohne ihn zu strafen.

Hierauf sprach der Sultan: »O liebe Scheherasade, erzähle mir noch eine Geschichte.«

»Eine ähnliche fällt mir eben ein,« erwiederte sie. »Ein Mann hatte sich bei folgender Gelegenheit den Namen des Unerschrockenen erworben. Einst ging er mit einem seiner Gefährten auf einen Markt, wo sie viele Sachen stahlen; dann trennten sie sich, und jeder ging heim in seine Stadt. Aber an einem gewissen Tage versammelte sich die ganze Diebesbande, und als sie im beßten Trinken waren, zog einer unter ihnen einen sehr kostbaren Stoff hervor, und sagte: »Wer unter euch wird wohl die Kühnheit haben, es zu wagen, diesen Stoff auf demselben Markte, ja auf demselben Platze zu verkaufen, auf welchem er gestohlen worden ist? Einem solchen wollen wir dann den Zunamen des Unerschrockenen geben.« Da sagte jener: »Ich will es thun.« — »Nun, so mache dich auf,« sagte die Gesellschaft zu ihm, »wir wünschen dir Glück zu deinem

Unternehmen.« Er nahm nun am andern Morgen den Stoff, ging auf den Markt, wo er genommen worden war, und setzte sich an denselben Laden, woraus man ihn gestohlen hatte. Hier ließ er ihn durch den Ausrufer feil bieten. Dieser nahm den Stoff, bot ihn dem Meistbietenden zum Kauf an, und da der Herr des Ladens den Stoff für den seinigen erkannte, so that er ebenfalls einige Gebote darauf, schickte aber zum Polizeiaufseher. Dieser kam, und bemächtigte sich dessen, der den Stoff gebracht hatte. Indeß er war erstaunt, an ihm einen so unerschrockenen Mann zu sehen; auch fand er, daß er schöne Kleider und ein sehr ehrbares Aussehen hatte. Er fand sich daher veranlaßt, ihn vorher zu fragen, woher er dieses Stück habe? »Von diesem Markte,« antwortete er ganz unbefangen, »und aus diesem Laden, an welchem ich saß.« — »Hast du ihn denn von dem Herrn des Ladens gekauft?« — »Nein,« erwiederte er, »ich habe diesen Stoff und noch mehreres andere gestohlen.« — »Wie kannst du denn aber,« fragte der Polizeibeamte, »eine Sache an demselben Ort verkaufen, wo sie gestohlen worden ist?« — »Das,« erwiederte er, »kann ich nur dem Sultan entdecken, und zugleich will ich ihn wegen etwas wichtigen warnen.« — »Entdecke mir es,« erwiederte der Polizeibeamte. »Bist du der Sultan?« fragte ihn hierauf der Dieb. Ein kurzes Nein war seine Antwort. »Nur dem Sultan will ich mich offenbaren, habe ich dir schon gesagt! bringe mich zu ihm.« Als sie vor diesen kamen, sprach der Dieb: »O Herr, ich will dir etwas entdecken; bitte aber zugleich um deine Gnade.« — »Und was willst du mir denn entdecken?« fragte ihn der Sultan, welchen der Polizeibeamte schon von allen Umständen der Ver-

haftung jenes Mannes benachrichtigt hatte. »O Sultan,« antwortete er, »ich war ein Dieb; nun aber thue ich Buße, und verspreche dir alles Diebesgesindel und alle Uebelthäter in deine Hand zu liefern, und wen ich dir anzuzeigen unterlasse, an dessen Stelle will ich selber die Strafe leiden.« Der Sultan, der wohl einsah, daß der Zweck dieses Mannes nur dahin ging, sich ihm vorstellen zu lassen, weil er dieses sonderbare Mittel gewählt hatte, traute seinen Worten, ließ ihm ein schönes Kleid geben, schenkte ihm seine Freiheit, und wünschte, daß er in seiner Buße fortfahren möchte. Von da ging dann der Dieb zu seinen Genossen, denen er die ganze Geschichte erzählte, und die ihn dafür den Unerschrockenen nannten, und ihm auch noch den Preis dieser That, über welchen sie unter sich einig geworden waren, einhändigten. Nun aber nahm der Unerschrockene den ganzen übrigen Theil des gestohlenen Gutes in Beschlag, und überlieferte ihn dem Sultan, wodurch er bei diesem zu hohem Ansehn kam, so daß dieser befahl, das ganze Gut ihm zum Lohne zu lassen. Dann fuhr er fort, manchmal Kleinigkeiten zu überliefern, bis man endlich ganz vergaß, daß er früher ein Dieb gewesen war.«

Nunmehr trat der funfzehnte Vorsteher hervor, und sagte: »Ich kann euch ein Beispiel erzählen, daß Gott das eigne Zeugnis der Diebe gegen sie selbst gewandt hat, und zwar kann ich das durch folgende Geschichte beweisen.«

»Ein Mann hatte lange Zeit das Räuberhandwerk für sich allein betrieben. Nachdem er nämlich anfangs kleine Diebereien begangen hatte, war er endlich so weit gekommen, daß er allein es wagte, einer Karavane etwas zu stehlen. Dabei entging er stäts der Wachsamkeit der Behörde,

indem er jedesmal in die Gebürge flüchtete. Einmal reiste auch ein Mann durch die Gegend, wo dieser Räuber sich aufhielt. Er war ganz allein, und ahnete nicht das Unglück, das ihm hier bevorstand. Kaum hatte er die Hälfte seines Weges zurückgelegt, als jener Räuber auf ihn zukam, und ausrief: »Liefre mir aus, was du bei dir hast; denn dieß ist die letzte Stunde deines Lebens.« — »Tödte mich nicht,« bat ihn jener, »sondern nimm den vierten Theil von allem, was ich bei mir habe, an.« — »Ich will das Ganze,« erwiederte der Dieb. »Nun wohl,« sagte der Kaufmann, »nimm die Hälfte, und laß mich gehen.« — »Ich theile nicht mit dir,« sagte jener; »das Ganze will ich nehmen, und dann dich tödten.« — »So nimm es denn hin,« erwiederte der andre. Der Räuber nahm es, und schickte sich hierauf an, ihn zu tödten. »Was thust du da?« sprach jetzt der Kaufmann, »lastet denn auf mir ein Vergehen, welches Blutrache verdient?« Doch jener ließ sich durchaus nicht erbitten. Da fiel ihm der Mann zu Füßen, drang mit Bitten in ihn, und flehte seine Barmherzigkeit an; allein der Räuber hörte gar nicht auf ihn, sondern warf ihn zu Boden. Da sah so eben der Kaufmann ein Rebhuhn hoch über ihm fliegen. In seiner Verzweiflung rief er aus: »O Rebhuhn, bezeuge, daß dieser hier auf die ungerechteste Art mein Mörder ist. Alles, was ich bei mir führe, habe ich ihm angeboten, um mein Leben für meine Kinder zu erhalten; allein er hat sich dadurch nicht bewegen lassen. Zeuge also wider ihn; denn in dem heiligen Koran steht: Gott ist nicht unaufmerksam auf die Thaten der Gottlosen.« Indeß alles dieses war vergebens, und der Räuber hieb ihm den Kopf ab. Nach

einiger Zeit wurden die Bemühungen der Behörde endlich mit Erfolge gekrönt, und der Uebelthäter eingezogen. Allein er wußte sich so gut zu benehmen, daß er sich bei den Vornehmsten einschmeichelte, und daß sie, in Hoffnung, er würde ihnen bei Einfangung andrer Räuber nützlich sein können, ihn nicht nur gut behandelten, sondern auch noch reichlich beschenkten. Ja er wurde sogar ein Freund des Präfekten, aß und trank fast täglich bei ihm, und wurde so vertraut mit ihm, daß er ihm manche Begebenheit seines früheren Treibens erzählte. Eines Tages wurden bei der Mahlzeit auch gebratne Rebhühner aufgetragen. Als der Räuber diese sah, lachte er laut auf. Darüber erzürnte sich der Präfekt, und fragte ihn: »Warum lachst du? Spottest du meiner, oder findest du hier etwas unschickliches?« — »Nein, gewiß nicht,« sprach jener; »allein als ich diese Rebhühner sah, erinnerte ich mich an etwas aus meinen früheren Zeiten.

Da ich nämlich noch Straßenräuber war, überfiel ich einst einen Mann, der in seinem Mantelsacke viel Geld hatte. »Gieb mir den Sack,« rief ich ihm zu, »deine letzte Stunde hat geschlagen. Er bot mir den vierten Theil an, dann die Hälfte, endlich das Ganze, damit ich ihn nur möchte gehn lassen; allein ich sagte: »Ich muß dich tödten.« Während dieses Gesprächs sah er Rebhühner fliegen und rief aus: »Ihr Rebhühner, seid Zeugen, daß dieser ungerechter Weise mein Mörder ist, und mich nicht für meine Kinder leben lassen will, da ich ihm doch alles, was ich habe, angeboten habe.« Allein ich hörte nicht auf ihn, sondern tödtete ihn, ohne mich um das Zeugnis der Rebhühner zu bekümmern.« Ueber diese Schändlichkeit ergrimmte der

Präfekt so sehr, daß er sein Schwert zog, und ihm mit eigner Hand den Kopf abhieb, welcher auf den Tisch fiel. In demselben Augenblick hörte man eine Stimme folgende Verse hersagen:

»Wenn du nicht willst mit Bösem behandelt sein, so thue du selbst nichts Böses. Thue vielmehr Gutes, so wird dir Gott mit gleichem vergelten.«

»Denn alles, was dir zustößt, ist dir von Gott vorher bestimmt; allein deine Thaten, die Gott auch voraus sah, legen den Grund dazu.«

Auf diese Art hatten denn die Rebhühner wirklich gegen ihn Zeugnis abgelegt.

Da wunderten sich die Gegenwärtigen, und riefen: »Wehe den Gottlosen!«

Der sechzehnte Vorsteher erzählte seine Geschichte mit folgenden Worten:

»Eines Tages begab ich mich auf die Reise. Unterweges kam ein Räuber auf mich zu, und wollte mich tödten. »Bei mir wirst du nichts finden,« sagte ich zu ihm, »ich habe nichts bei mir, und du wirst von mir nichts gewinnen.« — »Nun wohl,« erwiederte der Räuber, »so habe ich doch wenigstens den Vortheil, dich zu tödten.« Da nun nichts half, und er sich meiner bemächtigen wollte, gelang es mir, ihm zu entfliehen. Jedoch am Ufer des Nils holte er mich ein, warf mich auf die Erde, und kniete mir auf die Brust. Da flehete ich Gott um Hülfe, und sprach: »O Herr, rette mich von diesem Bösewicht.« Dieser zog unterdeß sein Messer hervor, und wollte mich erstechen. In demselben Augenblicke aber kam ein Krokodil aus dem

Flusse, stürzte ihn von meiner Brust, nahm ihn in seinen Rachen, während er noch das Messer in der Hand hatte, und pries ihn, daß er mich auf eine so wunderbare Art gerettet hatte.«

Hier schwieg Scheherasade, weil sie den Morgen anbrechen sah, und in der nächsten Nacht begann sie folgende Geschichte:

## Neunhundert ein und vierzigste Nacht.

### Geschichte

### des Chalyfen Harun Arraschyd und der Tochfatulkuloub *).

Der Chalyf Harun Arraschyd, welcher in Bagdad residirte, hatte unter seinen nächtlichen Erzählern einen gewissen Abdullah ben Nafe ganz besonders ausgezeichnet, und konnte ihn fast gar nicht entbehren. Indeß bemerkte Abdullah nach einiger Zeit, daß der Chalyf sich weniger um ihn bekümmerte, und daß er, ganz gegen seine Gewohnheit, oft ganze Tage lang nicht nach ihm fragte. Dieß schmerzte ihn außerordentlich, und er sagte bei sich selbst: „Ach, wie kommt es, daß das Gemüth des Fürsten der Gläubigen sich so geändert hat, daß er mich keines Blicks mehr würdigt, daß ich nicht mehr an ihm die Heiterkeit sehe, die ihm sonst so eigen war.“ In seiner Betrübniß sagte er folgende Verse her:

---

*) D. i. Geschenk der Herzen.

»Wer in seiner Familie oder in seinem Lande nicht mehr geschätzt wird, für den giebt es nichts besseres, als die Entfernung.«

»Fliehe also ein Haus, in welchem du gering behandelt wirst, und betrübe dich nicht, wenn du solche Freunde verlässest.«

»Siehe, wie der rohe Ambra im Bergwerk auf dem Boden herum liegt. Ist er aber zu Tage gefördert, so wird er als Schmuck am Halse getragen.«

»Das Collyrium, dieses wohlthätige Augenpulver, ist an dem Ort seines Entstehens nur ein unbedeutender Stein, der auf die Straße geworfen wird.«

»Ist er aber aus seiner Grube gezogen, so erreicht er die höchste Ehrenstelle, denn man trägt ihn in den Augen.«

Abdullah ben Nafé konnte diesen Zustand nicht länger ertragen, sondern er verließ die Hauptstadt des Fürsten der Gläubigen, ohne irgend jemanden von seinem Vorhaben zu unterrichten, und ohne irgend eine Bedienung mitzunehmen. So durchreiste er die entferntesten Gegenden, und die Staubmeere der Wüsten, ohne sich ein bestimmtes Ziel vorzusetzen. Unterweges stieß er auf eine Karawane, die nach Indien reiste, und schloß an dieselbe sich an. Die Reise war sehr glücklich, und sie langten ohne alles Ungemach in Indien an, wo er sich in einer namhaften Stadt eine Wohnung miethete. Hier nahm er viele Tage lang keine Speise zu sich, und kein Schlaf erquickte ihn; und zwar geschah dieß nicht etwa wegen Mangel an Gelde, sondern seine trüben Gedanken ver-

hinderten ihn, Schlaf und Speise zu genießen. Wie konnte es auch anders sein, wenn er bedachte, wie der wandelbare Stern des Glücks sich gegen ihn gewendet, und wie das Wohlwollen des Fürsten, unsers Herrn, sich in Gleichgültigkeit gegen ihn verwandelt hatte. Nach Verlauf einer längeren Zeit hatte er in jenem Lande einige Bekanntschaften gemacht, und Freunde gefunden, an die er sich inniger anschloß, und mit denen er sich häufig belustigte. Als nächtlicher Erzähler des Fürsten der Gläubigen war er wohl fähig, sie mit den reizendsten Geschichten zu unterhalten, ihnen die niedlichsten Verse herzusagen, und die interessantesten Begebenheiten mitzutheilen. Sein Ruf erscholl bis zum Könige Gamhour, dem Beherrscher von Kasch'amar in Indien. Dieser schickte nach ihm, und ließ ihn zu sich einladen. Er begab sich auch sogleich zu ihm, warf sich vor ihm zur Erde, und der Fürst empfing ihn auf das gnädigste und wohlwollendste. Er befahl nämlich, ihn drei Tage lang in dem Schlosse, das für Fremde bestimmt ist, zu bewirthen, und am vierten schickte er einen Kammerherren zu ihm, um ihn zu sich zu laden. Als er vor dem Könige erschien, empfieng ihn dieser abermals auf eine höchst ausgezeichnete Weise, und der Dollmetscher erhielt Befehl, ihm folgendes zu sagen: »Der König Gamhour hat von dir Kunde erhalten, und gehört, daß du ein vortrefflicher Gesellschafter und ein angenehmer Unterhalter seiest. Er wünscht dich bei sich in dieser Eigenschaft anzustellen, damit du ihm Erzählungen und Begebenheiten mittheilst, die ihn aufheitern können.« Abdallah ben Nafé nahm dieses Anerbieten dankbar an, und erfüllte den Wunsch des Königs zu dessen völliger Zufriedenheit. Dieser erhob ihn nun von einer Ehrenstelle zur andern, bekleidete

ihn mit Ehrenpelzen, und wies ihm eine prächtige Wohnung in seinem eigenen Palaste an; denn er konnte sich kaum auf eine Stunde von ihm trennen. So brachte er eine lange Zeit damit hin, daß er ihm alle Nächte Gesellschaft leistete, und ihn unterhielt, und wenn der größte Theil der Nacht vorbei war, und der Schlaf den König anwandelte, so verließ ihn dieser nie, ohne ihm zu sagen: »Von meiner Seite sollst du nie Aenderung erfahren, und von meiner Person dich nie trennen.« Diese Aeußerungen der Huld nahm er stets mit großem Dank auf.

Der König hatte einen sehr schönen und liebenswürdigen Sohn, welcher der Fürst Muhammed genannt wurde. Dieser war wohl unterrichtet, sprach ganz vortrefflich, und hatte viele Bücher studirt. Sein Lieblingsvergnügen aber war die Unterhaltung durch Verse, durch Erzählungen und Geschichten. Da er der einzige Sohn des Königs Gamhour war, so liebte dieser ihn unaussprechlich. Der Prinz spielte unter andern auch sehr gut die Laute und andere Instrumente; auch hatte er sich angewöhnt, jedesmal, wenn der König schlafen ging, die Stelle seines Vaters einzunehmen, und Abdullah zu bitten, ihn mit Erzählungen zu unterhalten. In dieser Lage, geliebt von Vater und Sohn, brachte Abdullah ben Nafé lange Zeit zu. Eines Tages, als der König sich zum Schlaf entfernt hatte, näherte sich ihm sein Sohn und sprach. —

Hier bemerkte Scheherasade den Morgen. In der folgenden Nacht fuhr sie folgendermaßen fort:

---

## Neunhundert zwei und vierzigste Nacht.

»Ich wünschte sehr, daß du mir etwas ganz außerordentliches erzählen möchtest, desgleichen du noch nie, weder mir noch meinem Vater je vorgetragen hast.» — »Mein Herr!« erwiederte dieser; »von welcher Art und Gattung soll diese Geschichte denn sein, die du von mir verlangst?« — »Es muß etwas sehr schönes sein,« sagte der Prinz, »es mag sich nun in älteren oder in unseren Zeiten zugetragen haben, es sei, was es auch sei.« — »Mein Herr,« erwiederte Ben Nafé, »ich weiß sehr viele dergleichen Geschichten; sage mir aber zuvor, ob du lieber solche hörest, die unter Menschen vorgefallen sind, oder aber solche, worin Geister in die Ereignisse der Menschen eingreifen?« — »Von diesen letzteren,« rief der Prinz, »wünschte ich eine zu hören, wenn du nämlich selbst Augen- oder Ohrenzeuge davon gewesen bist.« — »Das will ich gern und willig thun,« sprach Abdullah, »und ich kann dich zugleich versichern, daß diese Geschichte höchst anmuthig und anziehend ist, da sie sich während der Zeit meiner Anwesenheit in Bagdad selbst zugetragen hat.« — »O erzähle sie mir,« sprach der junge Fürst Muhammed, »ich höre dir aufmerksam zu.« Abdullah begann nun folgendermaßen:

---

Der Statthalter des Herren der Kreaturen[16]) Harun Arraschyd hatte einen Gesellschafter, mit Namen Ishak Ben Ibrahym. Er war aus Mossul gebürtig und der geschickteste Lautenspieler seiner Zeit, und der Fürst der Gläubigen hatte aus lauter Zuneigung gegen ihn, ihm eines seiner eigenen

Schlösser eingeräumt, in welchem er den Sklavinnen Unterricht in der Musik und im Singen gab. Wenn dann eine unter ihnen einen hohen Grad der Kunst erreicht hatte, so ließ er sie vor den Chalyfen bringen; dieser befahl ihr dann zu spielen oder zu singen; gefiel sie ihm, so wurde sie in sein Harem, oder Frauengemach gebracht, erwarb sie sich aber nicht seinen Beifall, so führte man sie in das Schloß Ishak's zurück. Eines Tages fühlte sich der Chalyfe sehr beklommen. Er wünschte daher sich etwas aufzuheitern, und schickte nach seinem Wesyr, Ga'far aus dem Geschlecht Barmek, ferner nach eben diesem Ishak, seinem Gesellschafter, und nach Massrur, dem Schwertträger und Vollstrecker seiner Rache. Als sie ankamen, verkleidete sich der Chalyfe, machte sich ganz unkenntlich; desgleichen thaten auch Ga'far und Massrur. Mit ihnen war noch Alfadhl, Bruder des Ga'far, und ein gewisser Jonas. Diese alle gingen durch eine geheime Thüre des Schlosses, welche auf den Tigris zuführte, hinaus, bestiegen einen Kahn, schifften hinüber, stiegen am jenseitigen Ufer aus, und setzten dort ihren Weg ganz gemächlich fort, bis sie an die Pforte einer Hauptstraße kamen [17]). Da begegnete ihnen ein sehr angenehmer, ehrwürdiger Greis, von stattlichem und vornehmen Aeußeren. Dieser grüßte den Ishak ben Ibrahym ehrfurchtsvoll, — weil er nur diesen allein unter den Begleitern kannte, denn der Chalyfe war gar nicht zu erkennen; — so wie auch die übrigen, die er für Freunde des Ibrahym hielt. »Heute,« begann der Greis zu ihm, »ist eine Lautenspielerinn zu mir gekommen, die, wie ich dich, mein Herr, versichern kann, alles übertrifft, was wir je gesehen haben, sowohl an Schönheit, als an feinen Sitten. So eben wollte ich mich zu dir begeben, um

dich davon zu benachrichtigen; nun aber hat mir Gott die Mühe erleichtert. Ich will sie dir gleich vorstellen; gefällt sie dir, so ist es eine abgemachte Sache, wo nicht, so verkaufe ich sie.« — »Sehr wohl,« sprach Ishak, »gehe mir voran, ich will dir folgen und sie mir ansehen.« Der Greis küßte ihm hierauf zum Zeichen seiner Hochachtung die Hand und ging voran. Harun Arraschyd aber fragte jetzt den Ishak, was das für ein Mann wäre, und welch ein Anliegen er gehabt hätte. Worauf dieser ihm berichtete, er heiße Sayd Annahas und es sei derjenige, welcher für sie Sklavinnen und Sklaven einkaufe, und daß er ihn so eben benachrichtiget habe, daß eine sehr schöne und vorzügliche Lautenspielerin bei ihm zu sehen und zu verkaufen sei, daß er sie aber nicht eher jemandem zeigen und anbieten wolle, — fügte Ishak hinzu, bevor ich sie nicht in Augenschein genommen hätte. »Wir wollen zusammen hingehen,« sprach der Chalyf, »und unter dem Vorwande, sie anzusehen, wollen wir die übrigen Sklavinnen mit betrachten.« Ishak sagte hierauf erfreut: »Ja, Fürst der Gläubigen, deinem Befehle will ich nachkommen.« Und so gingen sie denn unter der Führung des Sayd Annahas immer weiter, bis sie an sein Haus kamen, welches sie sehr hoch und geräumig fanden. Es war in mehrere große und kleine Gemächer abgetheilt, je nachdem die Sklaven schöner oder geringer waren, und die Leute, meistens Käufer, saßen auf Teppichen. Ishak und seine Genossen traten nun in die Mitte des Orts, und sahen dem Verkauf der Sklaven, der Mameluken und der Knechte zu. Sobald ein Kauf geschlossen worden war, gingen die Käufer weg, und andre setzten sich an ihre Stelle. Da sprach endlich Sayd Annahas: »Nunmehr wird kein

Verkauf unter tausend Goldstücken geschlossen, daher setze sich niemand hin, der nicht diese Summe ausgeben will.« Da gingen sie alle fort, und blos der Chalyf blieb mit seiner Umgebung da. Die schöne Lautenspielerinn wurde jetzt vorgerufen, nachdem man für sie einen prächtigen Stuhl, ganz nach griechischer Art gepolstert, hingesetzt hatte. Als sie herein kam, wies ihr Sayd ihren Platz an, welchen sie, nachdem sie alle gegrüßt hatte, einnahm. Sie glänzte von Anmuth und Schönheit, nahm die Laute, präludirte, um zu sehen, ob sie gestimmt wäre; dann stimmte sie dieselbe, und schlug Akkorde an, welche die Anwesenden ganz entzückten. Hierauf sang sie folgende Strophen:

»Sanfter Morgenwind, wenn du in das Land derer kommst, die ich liebe, so bringe ihnen meinen besten Gruß.«

»Sage ihnen, daß ich mich selbst als das Unterpfand ihrer Liebe betrachtete, und daß meine Sehnsucht nach ihnen jede andre Begierde übersteigt.«

»O ihr, die ihr mein Herz, mein Auge und meine Sinne beschäftigt, täglich nimmt meine Sehnsucht nach euch zu, so wie mein Kummer.«

»Mein Herz ist täglich deshalb in großer Beklommenheit, und mein Auge kennt keinen Schlaf.«

Ishak lobte das Mädchen wegen der Schönheit ihres Gesangs, und erhob diesen Augenblick über die schönsten seines Lebens.

---

## Neunhundert drei und vierzigste Nacht.

Das Mädchen, erfreut über dieses Lob, stand auf, küßte ihm die Hand, und sprach: »O Herr, in deiner Gegenwart versagen mir leider die Hände ihren Dienst, aus Hochachtung für dich, so wie die Zeugen bei deinem Anblick, und der Beredteste könnte wohl vor dir verstummen. Aber du bist auch eben so nachsichtig, und ich erlaube dir daher, meinen Schleier abzunehmen.« Er stand daher auf, fragte sie, wer sie wäre, und was sie bedürfte? Zu gleicher Zeit hob er eine Seite ihres Schleiers auf, und erblickte ein Mädchen wie der aufgehende Vollmond, oder wie der glänzende Blitz. Sie hatte zwei lange schwarze Haarlocken, die ihr weit über die Ohrgehänge herunterhingen. Sie küßte nochmals seine Hand, und sprach: »Wisse, mein Herr, daß ich in diesem Hause schon fünf Monate bin. Während dieser Zeit habe ich nie wollen mich verkaufen lassen, weil ich deine Gegenwart erwartete, von der mir Sayd oft gesagt hatte. Tag und Nacht habe ich ihn geplagt, daß er dich herholen, und mich durch deine Gegenwart beglücken möchte; allein dieser Wunsch ist mir jetzt erst erfüllt worden.« — »Sage mir,« sprach Ishak, »was verlangst du von mir?« — »Ich bitte und beschwöre dich, daß du mich kaufest, wäre es auch nur, daß ich bei dir die gewöhnlichsten Dienstleistungen verrichte.« — »Sollte das dein einziger Zweck sein?« Als sie ihm das betheuert hatte, ging er zu Sayd, und sprach zu ihm: »Mein lieber Alter, dieses Mädchen ist ja ganz gelb von Farbe. Wie viel Drachmen mag sie wohl werth sein?« — »Mein Herr, sprach Sayd, dieses Mäd-

chen hieß Tochfatulhamka *): — »Was bedeutet dieser Beinamen?» — »Wisse,« erwiederte jener, »daß für sie schon mehr als hundert mal der Preis ausgezahlt worden ist; aber jedesmal verlangte sie nachher ihren Käufer zu sehen, und wenn ich ihn ihr gezeigt hatte, so sagte sie: »Den mag ich nicht, er hat diesen oder jener Fehler.« Und so fand sie bis jetzt an jedem, der sie kaufen wollte, immer irgend etwas auszusetzen. Dieß geht so weit, daß sie jetzt niemand mehr kaufen mag, noch zu sehen verlangt, aus Furcht, sie möchte ihn wegen irgend eines Fehlers lächerlich machen.« — »Jetzt verlangt sie ja selbst verkauft zu werden,« sprach Ishak, »zeige mir ihren Preis an, und schicke sie mir in mein Haus.« — »Ihr Preis ist hundert Goldstücke,« erwiederte Sayd, und wenn sie nicht den Fehler hätte, im Gesicht so gelb zu sein, so wäre sie wegen ihres vorzüglichen Talents auf der Laute tausend Goldstücke werth; aber ihre Narrheit und schlechte Gesichtsfarbe haben ihren Werth so vermindert. Ich gehe nun zu ihr, um sie zu fragen, ob sie verkauft werden will.« — Er fragte sie: »Willst du an Ishak, den Sohn Ibrahyms aus Mossul, verkauft werden?« und als sie es bejaht hatte, setzte er hinzu: »Nun mußt du aber deine Narrheit fahren lassen; denn es ist ein seltnes Glück, in das Haus Ishaks, des Gesellschafters des Chalyfen, zu kommen. Ishak begab sich nun mit seiner Gesellschaft fort; sie gelangten an ihren Ort, bestiegen den Kahn, und kamen am Ufer Chanekat ans Land. Sayd aber schickte das Mädchen in das Haus Ishaks, woselbst seine Sklavinnen sie in Em-

*) D. i. das Geschenk, mit dem Beinamen die Närrinn.

pfang nahmen, sich über die Ankunft der neuen Gefährtinn freuten, und sie ins Bad brachten. Jede von ihnen beschenkte sie mit etwas, theils mit Schmuck, als Ohrgehänge und Armbänder, theils mit Kleidungsstücken und Shawls. Ihre Schönheit wurde dadurch so gehoben, daß sie jedermann bewunderte. Als Ishak von dem Chalyfen zurückkam, so begab sich Tochfa zu ihm, und küßte seine Hand. Wie er nun sah, was die Sklavinnen an ihr gethan hatten, lobte er sie darüber, und sprach: »Führet sie in das Haus, wo meine Lehranstalt ist, und versuchet sie mit musikalischen Instrumenten. Wenn sie vollkommen stark und gesund sein wird, so werdet ihr sehen, ob sie sich zum ausdauernden Singen eignet; dann könnt ihr sie unterrichten. Drei Monate war sie bereits in dieser Lehranstalt, umgeben von allen möglichen Instrumenten. Ihre Gesundheit befestigte sich immer mehr, ihre Schönheit hatte sich doppelt und dreifach vermehrt, und ihre gelbe Gesichtsfarbe hatte sich in das schönste Weiß und in das zarteste Roth verwandelt, so daß keiner, der sie sah, unverwundert sich von ihr entfernte. Eines Tages ließ Ishak alle Sklavinnen, die in der Lehranstalt waren, in den Palast des Chalyfen kommen. Blos Tochfa und ein Küchenmädchen ließen sie zurück; denn er hatte die erstere ganz vergessen, und keine von den andern Sklavinnen hatte sie ihm in Erinnerung gebracht. Als Tochfa sich in dem Hause allein sah, und überzeugt war, daß sie niemand beobachtete, nahm sie ihre Laute, um ihrem Talente freien Lauf zu lassen. Sie war nämlich, wie schon gesagt, die ausgezeichnetste in dieser Kunst; sogar der berühmte Ishak selbst kam ihr nicht gleich. Zu ihrer Laute sang sie nun folgende Verse:

»Wie unglücklich ist doch das Herz, welches sich nach jemandem sehnt, der nicht ähnliche Neigung fühlt! wie schrecklich ists, seine Wünsche nicht erfüllt zu sehen!«

»Dennoch wollte ich mein Leben lassen für den, dessen Härte meinen Körper unkenntlich gemacht, ja ihn gänzlich aufgelöset hat, da doch in seiner Hand meine Heilung steht.«

»Fürchten muß ich mich, meine Liebe vor denen blicken zu lassen, die mich beobachten, um mich zu tadeln, da sein Gemüth sich von der abwendet, die nach ihm Sehnsucht fühlt.«

»O Spötter, wie lange willst du über mein Unglück spotten, als wenn du keinen andern Gegenstand sähest, an dem du dein Gespött auslassen könntest!«

Ishak war plötzlich wegen irgend eines Bedürfnisses nach Hause geeilt, und betrat eben die Vorhalle, als er einen Gesang hörte, desgleichen er noch nie vernommen hatte; und derselbe ergriff ihn so, daß er vor Freuden in Ohnmacht fiel. Tochfa hatte das Getöse des Falls vernommen; sie legte daher die Laute weg, um zu sehen, was die Ursache wäre. Da sah sie ihren Herren ohnmächtig daliegen. Sie richtete ihn auf, drückte ihn an ihr Herz, und sprach: »Um Gottes Willen, mein Herr, was ist dir begegnet?« Als Ishak ihre Stimme hörte, kam er wieder zu sich und fragte: »Wer bist du?«

---

## Neunhundert vier und vierzigste Nacht.

»Ich bin,« antwortete sie, »deine Sklavinn Tochfa.« — »Wer bist du Tochfa?« rief er aus, »und ich konnte dich vergessen?« Nun blickte er sie an, und sprach: »Wie hast du dich verändert. Wie bist du schön geworden! Wie erfüllst du mich mit Entzücken! Warst du es, die jetzt sang?« Da fuhr sie zusammen, fürchtete sich, und sagte: »Ja, mein Herr.« Da ergriff er sie bei der Hand, und führte sie ins Haus, und sprach zu ihr: »Nimm die Laute, und singe; denn ich habe noch nie etwas gehört, das deinem Spiele ähnlich gewesen wäre.« — O, spotte meiner nicht, mein Herr! wer bin ich, daß du mir so etwas sagen könntest? Das ist blos ein Uebermaaß von deiner Güte.« — »Bei Gott, ich sage nur die Warheit,« sprach er, »ich bin keiner von denen, die nur leere Worte machen. Aber wie konntest du dich so im Zaume halten, daß du während drei Monaten die Laute nicht in die Hand nahmst, und sangst? Das ist etwas sehr sonderbares, und zeugt von einer großen Beherrrschung deiner selbst.« Darauf befahl er ihr, zu singen, und sie erwiederte: »Gern und willig gehorche ich dir.« Sie nahm nun die Laute, zog die Saiten etwas an, machte einige Gänge, und kam in die erste Tonart zurück, worüber Ishak ganz bezaubert war. Dann sang sie folgende Verse:

»Gegen euch bleibe ich, so lange ich lebe, gut gesinnt;
nie werde ich mich ändern, und das Haus wird stäts
von meinem Ausrufen eures Namens wiederhallen.«

»Sollte ich auch ein entferntes Land bewohnen, so werde
ich doch nie vergessen, daß ihr mir nahe waret. Welch

trauriges Schicksal für Liebende, sich nur durch Erinnerungen entschädigen zu können!«

»Euer Bildniß steht fest in der Mitte meines Auges; es wird mich nie verlassen, und wird in der Dunkelheit der Nacht mir als Mond erscheinen.«

»Je mehr meine Liebe zunimmt, desto größer wird mein Schmerz, und in der Freude über euren Besitz empfinde ich die Furcht vor der Trennung.«

Nach Endigung dieses Gesanges legte sie die Laute aus der Hand, und Ishak näherte sich ihr, und faßte ihre Hand, um sie zu küssen. Sie aber zog ihre Hand zurück, und sprach: »Mein Herr, thue dieses nicht.« Er aber unterbrach sie, indem er betheuerte, daß er in einem großen Irrthum gewesen sei, als er behauptet habe, es wäre ihm in der Welt niemand gleich an Fertigkeit in der Musik. »Du bist aber um so vieles in dieser Kunst geschickter als ich, daß man es nicht genug erwägen und schätzen kann. Heute will ich dich noch zum Fürsten der Gläubigen führen, und wenn er dich sieht, so wirst du die Herrinn der Frauen werden. Ach, meine Gebieterinn, wenn du im Hause des Chalyfen sein wirst, so vergiß mich nicht.« — »O mein Herr,« rief sie aus, »ich werde dich immer als den Begründer meines Glücks betrachten. Mein Herz wird immer auf dich stolz sein.« Er bat sie um eine kräftige Versicherung deshalb, und sie betheuerte mit einem Schwure, daß sie ihn nie vergessen werde. »Bei Gott,« sagte er, »du wirst das Glück des Chalyfen ausmachen. Komm, nimm deine Laute, und spiele mir das vor, was du dem Chalyfen vortragen willst.« Sie that es und sang:

»Nahe du dich ihm als Geliebte, statt derjenigen, um die er weint, und die ihm so theuer war,

Die ihm noch als letzten Wonnegenuß vor ihrem Tode (der aus Schmerz wegen ihrer Trennung erfolgte) von dem rothen Weine ihrer Lippen (einen Kuß) gab.«

Da nahete sich Ishak, drückte ihre Hand, und sprach: »Ich habe einen Schwur gethan, daß, sobald mir der Gesang eines Mädchens gefällt, ich sie sogleich dem Chalyfen vorführe. Aber vor allen Dingen sage mir, wie konntest du fünf Monate bei dem Sayd bleiben, ohne daß dich jemand kaufte, da du doch so geschickt warst, und für dich so wenig gefordert wurde. Da lächelte sie entzückend, und sprach: »Mein Herr, meine Geschichte ist sonderbar. Ich gehörte nämlich einem maurischen Kaufmanne, der mich gekauft hatte, als ich erst drei Jahre alt war. Er hatte eine Menge Sklaven und Sklavinnen, deren Pflege er mich anvertraute. Denn ich war ihm sehr theuer, und er nannte mich immer sein kleines Töchterchen, auch hat er mich stets als Tochter behandelt. Er hatte unter andern ein Mädchen, die ganz vorzüglich die Laute spielte; diese hatte mich in ihrer Kunst unterwiesen, und sich mit mir viel Mühe gegeben. Als indeß bald darauf mein guter Herr von Gott zum Genuß seiner Barmherzigkeit in jene Welt abgerufen wurde, so theilten seine Kinder sich in sein Vermögen, und ich fiel einem seiner Söhne zu. Doch dieser war so verschwenderisch, daß er in kurzer Zeit alles vergeudet hatte, so daß ihm auch nicht das geringste mehr übrig blieb. Da ich nun also voraus sah, daß mein Herr genöthigt sein würde, mich zu verkaufen,

und ich sehr fürchtete, in die Hände eines Mannes zu kommen, den ich nicht zum Besitzer wünschte, so nahm ich mir vor, die Laute nie mehr zu spielen, damit diese Kunst nicht jemanden locken möchte, der mein Inneres zu beurtheilen nicht im Stande wäre. Leider dauerte es auch nur einige Tage, und ich wurde in das Haus des Sayd gebracht, welcher die Sklavinnen für den Chalyfen einkaufte. Ich meinerseits hatte indeß keinen andern Wunsch, als den, bei dir deine Kunst zu erlernen; ich nahm mir daher fest vor, mich an niemand anders, als an dich verkaufen zu lassen. Endlich wurde mein Wunsch erfüllt. Du kamst zu Sayd, und ich bat dich, mich ihm abzukaufen, welches du auch thatest. Seitdem ich nun in deinem Hause bin, habe ich die Laute nicht angerührt, außer jetzt; ich wollte nämlich bloß sehen, ob sich mein Spiel verändert habe, oder nicht. In diesem Augenblick aber wurde ich durch ein Geräusch unterbrochen; ich sah nach, und erblickte dich.« — »Das war recht zur glücklichen Stunde,« unterbrach er sie; öffnete dann einen Kasten, nahm prächtige, mit Edelsteinen und großen Perlen besetzte Kleider heraus, nebst anderem kostbaren Schmuck, übergab ihr dieses alles, und sprach: »In Gottes Namen bekleide dich damit, o Herrinn Tochfa.« Sie stand auf, zog diese Kleider an, verschleierte sich, und ging mit Ishak in den Palast des Chalyfen.

---

## Neunhundert fünf und vierzigste Nacht.

Dort stellte er sie ihm in Gegenwart Gafars, des Wesyrs, vor, warf sich auf die Erde und sprach: »O Fürst

der Gläubigen, ich bringe dir ein Mädchen, dessen Schönheit keinesgleichen hat, und die in ihrem Gesange und in der Kunst, die Laute zu spielen, von niemandem übertroffen wird. Sie heißt Tochfa.« — »Wo ist diese Schönheit, die in der Welt ihres gleichen nicht hat?« — »Hier, Fürst,« sprach Ishak, indem er sie ihm vorführte. Als sie den Fürsten der Gläubigen erblickte, warf sie sich vor ihm auf die Erde, und sprach: »Heil dir, o Fürst der Gläubigen, du Beschützer der Religion, du Erhalter der Gerechtigkeit unter den Menschen! Möge Gott deine Schritte leiten, und dich in Ruhe genießen lassen, was er dir giebt! Möge einst das Paradies dein Aufenthalt sein, und das Feuer der Verbannunsort deiner Feinde!« — »Auch dir, Mädchen,« erwiederte Harun, »gebe ich meinen Gruß; setze dich, und singe etwas.« Sie nahm hierauf die Laute, und nach einigen melodischen Akkorden, die den Chalyfen und Gafar entzückten, sang sie folgende Verse:

»O Geliebter, ich schwöre bei dem, den ich anbete, für den man wallfahrtet, und für den man den Berg Arrafat besucht:

»Wenn auf meinem entseelten Körper schon längst ein Grabhügel sein wird, so werden meine vermoderten Gebeine noch deiner Stimme gehorchen.«

»Keinen außer dir begehre ich zum Geliebten. Glaube meinen Worten; denn die Edeln verdienen Zutrauen.«

Als der Chalyf ihre Schönheit, ihren Gesang und die Deutlichkeit ihres Ausdrucks zusammen in Erwägung zog, war er darüber so erfreut, daß er vom Throne herabstieg,

sich neben sie auf die Erde setzte, und sprach: »Sehr schön, o Tochfa! bei Gott, du verdienst deinen Namen in der That; denn du bist ein wahres Geschenk.« Hierauf sprach er zu Ishak: »Du hast dieses Mädchen sehr unrichtig beschrieben, indem du nicht den zehnten Theil von allen den Vorzügen angedeutet hast, die sie besitzt. Sie ist ja weit geschickter, als du.« — »Ja,« sprach Gafar, »o mein Herr, du hast ganz Recht; sie hat mir meinen Verstand geraubt.« — »Auch ich,« fiel Ishak ein, »muß gestehen, daß ich früher immer behauptet habe, es wäre niemand in der Welt, der besser die Laute spielte, als ich; als ich aber ihr Spiel gehört hatte, so sank das meinige zu Nichts herab.« Hierauf befahl der Chalyf, daß sie den Gesang noch einmal wiederholen möchte, welches sie denn auch zu seiner Zufriedenheit that. Er befahl hierauf dem Masrour, sie in seine geheimeren Zimmer zu bringen. Während Tochfa sich mit dem Sklaven entfernte, bemerkte der Chalyf die schönen Kleider und den Schmuck, den sie anhatte, und sagte: »Ishak, woher hat sie diese Kostbarkeiten?« — »Das ist, o mein Herr,« erwiederte dieser, »ein kleiner Theil deiner eigenen Geschenke und deiner Wohlthaten gegen mich. Ich habe sie ihr verehrt, und das scheint mir bei Gott etwas geringes für dieses ausgezeichnete Mädchen.« Da befahl der Chalyf, an Ishak funfzigtausend Goldstücke auszuzahlen, und ihm eins der schönsten Ehrenkleider zu geben. Diesen Befehl vollführte Gafar sogleich; der Chalyf aber begab sich zur Tochfa, und unterhielt sich mit ihr die ganze Nacht. Sie entzückte ihn so, daß er keine Stunde ohne sie sein konnte, daß er in der Folge ihr mehrere Zweige der Regierung anvertraute, da er in ihr einen ausgezeichneten und richtigen Verstand, ge-

paart mit der größten Bescheidenheit, gefunden hatte. Er gab ihr funfzig Sklavinnen, und 200,000 Goldstücke, nebst einer Menge Kostbarkeiten, die gar nicht berechnet werden können. Aus lauter Liebe und Zärtlichkeit für sie vertraute er sie keiner von seinen Sklavinnen an, sondern, wenn er von ihr ging, verschloß er die Thüre eigenhändig, und nahm den Schlüssel mit; auch verbot er jeder Sklavinn, sich ihr zu nahen, aus Furcht, sie möchte aus Eifersucht oder Neid vergiftet werden. Dies hatte bereits eine geraume Zeit so gewährt. Einst, wie sie dem Chalyfen etwas vorsang, war er darüber so entzückt, daß er sie in seine Arme schloß, und ihr die Hand küssen wollte; sie aber zog sie schnell weg, war ganz außer sich, zerschlug in ihrer Bestürzung ihre Laute, und zerfloß in Thränen. Harun trocknete ihr dieselben ab, und sprach: «O Sehnsucht meines Herzens, warum weinest du? Möge Gott nie dein Auge betrüben.« — »O, mein Herr,« erwiederte sie, »ist es mit mir schon so weit gekommen, daß du meine Hand küssen willst? Soll mich Gott dafür strafen? Ist etwa mein Ende nahe, oder will mein Glück untergehen? Noch niemandem ist das widerfahren, was du mir anthun willst.» — »Du hast sehr wohl gesprochen, meine Tochfa,« sprach der Chalyf, »aber wisse, daß du mir sehr theuer bist. Vor Freude wollte ich dir die Hand küssen. Glaube mir, daß ich niemanden so liebe, wie dich, nur mit meiner Liebe zu dir will ich sterben, und du sollst meine Beherrscherinn sein!« Sie fiel ihm zu Füßen, und küßte ihm dieselben. Diese That der Demuth freute ihn außerordentlich, und vermehrte, wo möglich, noch seine Liebe. Dieses Verhältniß hatte auf diese Weise eine lange Zeit unvermindert fortgedauert, als eines Tages der

Chalyf auf die Jagd gieng, und Tochfa in ihrem Schlosse zurückließ.

---

## Neunhundert sechs und vierzigste Nacht.

Als nun Tochfa gegen Abend ganz allein in ihrem Zimmer dasaß, in einem Buche lesend, und zwei goldne Leuchter vor sich habend, in denen wohlriechende Wachskerzen brannten, fiel plötzlich ein mit Moschus durchdufteter Apfel vor ihr nieder. Sie sah nach oben, von wo er gekommen war, und siehe, es war die Sultaninn Zobeïde, die Tochter des Kasem. Diese grüßte sie von der Gallerie des Schlosses herab, und gab sich ihr zu erkennen. Da stand Tochfa ehrerbietigst auf, und sagte: »O meine Fürstinn, wenn ich nicht noch so unbekannt hier wäre, so würde ich täglich gesucht haben, dich zu bedienen. Wie glücklich macht es mich, daß du deine erhabenen Schritte in diese Gegend gerichtet hast.« Die Sultaninn Zobeïde dankte ihr für diese Aeußerung, und sprach: »Das bin ich ganz von dir überzeugt, und, bei dem Leben des Chalyfen, wenn es nicht ganz wider meine Gewohnheit wäre, auszugehen, so würde ich schon längst meine Wohnung verlassen haben, um dir meine Dienste anzubieten.« Dann fügte sie hinzu: »Wisse, liebe Tochfa, daß der Fürst der Gläubigen alle seine Frauen und Geliebten wegen dir vernachläßigt; ja, sogar mich vergißt er ganz, und so schmerzlich es mir auch ist, hat er mich doch seinen andern Frauen gleich gemacht, obwohl ich seine erste bin. Ich komme nun zu dir, um dich zu ersuchen, daß du mich in sein Gedächtnis zurückrufst, damit er mich nicht

mehr so sehr vernachläßige, und wenigstens einmal des Monats mich mit seinem Besuch beehre. Dieses ists, was ich mir von dir erbitte.« Da sprach Tochfa: »O meine Fürstinn, ich werde deinen Befehl pünktlich ausrichten, und es würde mich sehr freuen, wenn der Chalyf bei dir einen vollen Monat, bei mir aber nur einen Tag zubrächte, damit dein Herz sich beruhigte, denn ich bin blos eine seiner Sklavinnen, und du bist auf jeden Fall meine Fürstinn.« Zobeïde dankte ihr, grüßte sie nochmals freundlich, und entfernte sich. Als Harun von der Jagd zurückkam, ging er in die Zimmer der Tochfa, nahm die Schlüssel heraus, öffnete das Schloß, und ging hinein. Da stand sie auf, und küßte bald sein Gesicht, bald seine Hände. Er aber drückte sie an sein Herz, und ließ sie neben sich setzen. Dann wurde Speise aufgetragen, und nach diesem heitern Mahle wuschen sie sich beide die Hände. Hierauf nahm sie die Laute, spielte und sang dazu; Harun aber wurde schläfrig, und schickte sich an, sich zu Bette zu legen. Als sie dies bemerkte, hörte sie auf, zu singen, erwähnte die Unterhaltung mit der Fürstinn Zobeïde, und sprach: »O Fürst der Gläubigen, ich wünsche und bitte dich, daß du so gnädig gegen mich seiest, und mein Gemüth durch die Erhörung meiner Fürbitte erfreuest, und dich sogleich zu der Fürstinn Zobeïde begebest.« Diese Bitte richtete sie an den Chalyfen, als sie sich schon entschleiert und mit einem bequemeren Gewande bekleidet hatte. »Hättest du mir doch das gesagt,« erwiederte der Chalyf, »ehe wir uns entkleideten.« — »Das habe ich nur gethan,« erwiederte sie, »um mich nach den Worten des Dichters zu richten, wie er in folgenden Versen sagt;

»Wie oft sind die Fürbitten vergebens; aber nur die

Fürbitte der Tochfa, Tochter des Murgan, wird angenommen.«

»Denn die verschleierte Fürbitterinn macht nicht den Eindruck, als die, welche unverschleiert zu dir kommt.«

Als der Chalyf dieses gehört hatte, war er über diese angeführten Verse erstaunt, und drückte sie an sein Herz. Ihren Bitten gemäß entfernte er sich dann von ihr, und schloß, wie schon gesagt, die Thüre hinter sich zu. Tochfa aber nahm ein Buch, las darin noch eine Weile, legte es dann bei Seite, ergriff die Laute, that einige schöne Griffe, und fing an verschiedene Melodien zu singen. Sodann sang sie folgende Verse:

»Schelte nicht das Schicksal; denn die Zeit verfolgt immer die Abwesenden;«

»Ertrage geduldig die Ereignisse der Zeit, und bedenke, daß jede Sache ihr Ende hat.«

»Wie oft ist nicht das erfreulichste Glück unter dem Schleier des Misgeschicks hervorgegangen.«

»Und wie viel Freude ist entsprungen von daher, woher du Unglück erwartetest.«

Ein Geräusch, welches sie vernahm, nöthigte sie, sich umzuwenden, und sie erblickte einen Greis, von ungemein schöner Gestalt, dessen Bewegungen so leicht waren, daß er zu tanzen schien. Sie nahm ihre Zuflucht zu Gott vor dieser Erscheinung, damit er sie vor dem Teufel beschützen möge, und sprach folgendes Ende eines frommen Gesanges:

»Ich will mich nicht sträuben gegen das, was mir begegnet; denn was Gott beschlossen hat, wird er auch zu Ende bringen.«

Da nahete sich ihr der Greis, warf sich ihr zu Füßen, und sprach: »Du hast sehr wohl gesprochen, du Vorzüglichste in Osten und Westen. Möge die Welt nie dich verlieren! Kennst du mich?« — »Nein,« sprach Tochfa; »aber ich glaube, du bist ein Geist.« — »Du hast ganz Recht,« erwiederte er, »ich bin der Oberste der umherschweifenden Geister, Ablys *). Alle Abende habe ich dir mit der Schwester Kamrye **) zugehört. Sie liebt dich so, daß wenn sie etwas betheuren will, sie es immer mit deinem Namen thut. Sie fühlt sich nicht mehr glücklich, wenn sie nicht, von dir ungesehen, herkommen kann, um dich zu beobachten. Nun aber komme ich zu dir in einer Angelegenheit, woraus für dich viel Gutes entspringen kann; und diese besteht darin, daß du dich in die erhabenen Wohnungen der Könige der Geister begiebst, und sie beherrschest, wie du die Menschen beherrschest. Die Geister sind bereits mit deiner Erscheinung einverstanden.« — »In Gottes Namen,« erwiederte sie, überlieferte ihm die Laute, und folgte ihm, bis sie an eine Thüre kamen, die sie bis jetzt noch nie bemerkt hatte. Sie öffnete sich mit einem so fürchterlichen Getöse, daß sie darüber erschrack. Er beruhigte sie indeß durch allerlei Vorstellungen, und so gingen sie denn eine Treppe, die sich hinter der Thüre befand, hinab, und gelangten unten in einen prächtigen Säulengang. Als sie nun an das Ende desselben gekommen waren, fanden sie ein gesatteltes und gezäumtes Pferd. »Im Namen Gottes,« sprach er jetzt, indem er ihr den Bügel hielt, »besteige, Fürstinn, dieses Roß.« Sie stieg auf, und das Pferd wogte sanft unter ihr dahin. Nach

---

*) Der Teufel. **) Mondschein.

und nach entfalteten sich die Flügel an demselben, und es eilte schneller fort. Der Greis blieb indeß fortwährend ihr zur Seite.

---

## Neunhundert sieben und vierzigste Nacht.

Das Mädchen war sehr in Furcht, und hielt sich fest an den Sattelknopf des Pferdes an. Nach Verlauf einer Stunde befanden sie sich plötzlich auf einer schönen grünen Wiese, deren Boden einem Gewande glich, in welches Blumen von den verschiedensten Farben eingewebt waren. In der Mitte derselben erhub sich hoch in die Luft ein prächtiges Schloß, dessen goldne Zinnen mit Perlen und Juwelen besetzt waren. An der Pforte desselben standen viele der größten Geister mit den kostbarsten Kleidern angethan. Als sie den Greis erblickten, riefen sie alle aus: »Die Fürstinn Tochfa kommt!« Als sie an die Pforte kam, näherten sie sich ihr, halfen ihr vom Pferde absteigen, gingen mit ihr ins Schloß, und küßten ihre Hände. Das Innere des Schlosses überraschte sie durch seine Pracht. Sie befand sich unter vier gegenüberstehenden Säulengängen, die mit goldnen Wänden eingefaßt, und von unbeschreiblicher Höhe waren. Im Mittelpunkt des Schlosses war ein prächtiger Thron von Gold, zu welchem man auf fünf silbernen Stufen empor gelangte. Zur Rechten und Linken standen viele Stühle und Sessel von Gold und Silber, auf deren einen sie der Greis sich niedersetzen hieß. Tochfa war über diese Pracht ganz erstaunt, und pries Gott, ihren Herrn. Nun aber näherten sich die Könige der Geister in menschlicher

Gestalt jenem Throne. Nur zwei Könige hatten ihre Gestalt beibehalten: ihre Augen waren nämlich der Länge des Gesichts nach gespalten; sie hatten etwas hervorragende Hörner und herausstehende Zähne. Jetzt aber erschien auch ein sehr schönes Mädchen, deren Gestalt und Anmuth unvergleichlich waren. Das Licht ihres Angesichts überstrahlte die Anzahl von Wachskerzen, die in diesem weiten Saale brannten. Drei Frauen, fast eben so schön als sie, begleiteten das Mädchen. Sie grüßten Tochfa, welche vor ihnen aufstand, und sich bis zur Erde neigte. Jene indeß umarmten sie, hießen sie willkommen, und setzten sich auf den Thron. Diese vier Frauen waren nämlich: die Königinn Kamrye nebst ihren Schwestern, den Töchtern des Königs Sisban. Kamrye, welche Tochfa'n sehr liebte, grüßte und umarmte sie nochmals. Hierauf sagte der Greis Ablys: »Seid willkommen, und nehmt mich zu euch.« Da lachte Tochfa, und Kamrye sprach: »Liebe Schwester, ich liebe dich, und mein Herz ist davon Zeuge.« Worauf jene antwortete, daß auch sie ihr sehr theuer wäre, und daß sie sich als eine ihrer Sklavinnen betrachte. Jene lobte nun Tochfa's Höflichkeit, und sagte zu ihr: »Diese da sind die Frauen der Könige der Geister.« Hiemit stellte sie ihr ihre Schwestern vor, grüßte sie, und fügte hinzu: »Diese hier ist die Königinn Vahyme; *) jene da die Königinn Scharare. **) Beide sind blos darum gekommen, um dich zu sehen.« Tochfa erhob sich, und küßte ihnen die Hände, jene dagegen umarmten sie, und erwiesen ihr alle mögliche Ehrenbezeigungen. Darauf wurden Tische in Bereitschaft gesetzt, und unter andern wurde eine Schüs-

*) Tageshitze **) Sprühfunken.

sel aufgetragen, die von Golde, und mit Perlen und Edelsteinen besetzt war. Auf ihrem goldnen Rande war mit grünen Smaragden folgender Vers geschrieben:

»Ich bin verfertigt der Speise wegen; Hände der Edlen haben mich gestaltet.«

»Mit vielen Seltenheiten bin ich begabt; verbotenes enthalte ich nie.«

»Genießt also, was ich euch darreiche, unbesorgt, und preiset Gott, den Herrn der Kreaturen.«

Nachdem Tochfa diese Verse laut gelesen hatte, aßen sie mit einander; doch als sie die beiden Könige sah, die ihre Gestalt nicht verändert hatten, sagte sie zur Kamrye: »O meine Fürstinn, was sind denn das für ein Paar Thiere? Ich kann sie nicht länger ansehn; denn sie flößen mir Schrecken ein.« Da lachte die Königinn, und sprach: »Liebe Schwester, dieser hier ist mein Vater Sisban, *) und der andre ist Maimun, der Schwertträger. Aus Stolz haben sie ihre Gestalt nicht verändern wollen. Uebrigens sind alle, die du hier versammelt siehst, ihnen ganz gleich. Nur deinetwegen haben sie die Menschengestalt angenommen, aus Furcht, du möchtest dich vor ihnen entsetzen, und hoffend, du würdest dich so leichter ihnen nähern und froh sein.« — »Ach, wie ist doch Maimun häßlich! Ich kann ihn nicht länger ansehen,« erwiederte sie. Worauf dann die Königinn von neuem laut zu lachen begann, so daß ihr Vater sie um die Ursache dieses Lachens fragte. Die Königinn

*) Satan.

benachrichtigte ihn von den Aeußerungen Tochfa's in einer Sprache, die diese nicht verstand, worüber Sisban ebenfalls außerordentlich lachen mußte, doch so schrecklich, daß es einem Donner glich. Als sie gespeist hatten, und die Tische weggenommen waren, wuschen sie sich alle die Hände, und Ablys nahte sich der Tochfa, und sagte zu ihr: »Durch deine Gegenwart hast du diesen Ort freundlich gemacht, ihn erleuchtet und verschönert. Die hier versammelten Könige wünschen sehr, etwas von deinem reizenden Gesange zu vernehmen. Die Nacht hat schon ihre Flügel ausgebreitet, um uns zu verlassen, und nur noch kurze Zeit wird sie dauern. Sie ergriff nun die Laute, und probirte auf eine ganz wunderbare Art die Saiten, ob sie gestimmt seien? Die Töne waren so schmelzend, daß das Schloß mit ihnen zu wogen schien, und Tochfa begann dann folgende Verse zu singen:

»Gegrüßet seid mir, und wisset, daß mein Bündnis fest ist, und daß ich treu halten werde, was ihr sagtet: So wollen wir bleiben, und so wollen wir uns wiederfinden.«

»Gewiß, ich will euch alsdann meine Gunst beweisen, sanfter wie der Zephyr, süßer, wie klares helles Wasser.«

»Denn bis jetzt sind meine Augen von Thränen wund, und mein Herz ist voll Sehnsucht nach euch.«

»O, ihr Geliebten, schon hat die Trennung uns entzweit; das war es, was ich von ihr fürchtete.«

»Gott allein kann ich klagen, was mich betrübt; denn ich bin betrübt und voll Sehnsucht.«

Die Könige der Geister gaben über diesen schönen Gesang ihre Freude durch laute Beifallsbezeigungen zu erkennen, und die Königinn umarmte Tochfa, und küßte sie auf die Stirn.

---

## Neunhundert acht und vierzigste Nacht.

»O,« sagte hierauf die Königinn zu Tochfa, »singe doch noch etwas so schönes.« Diese nahm sogleich wieder ihre Laute, und sang nach einem schönen Vorspiele folgendes Lied:

»Jemehr meine Sehnsucht nach euch zunimmt, desto mehr tröstet sich mein Gemüth mit der Hoffnung eures Wiedersehens.«

»Denn Gott kann das Band, das zerrissen ist, vereinigen; eben so wie er mich durch eure Entfernung in Kummer gestürzt hat.«

»O du, dessen Liebe mich ganz eingenommen hat, und dessen Zuneigung alle meine Schritte leitet.«

»Jede Schrecknis ist leichter zu ertragen, als deine Trennung, und jedes Unglück ist neben diesem gering.«

»Und sollte ich auch nicht gepeinigt werden, mein Freund, so würde mich doch die Ruhe, fern von dir, nicht erquicken.«

»Die Welt zu verlassen, würde mich alsdann nicht betrüben, da meine einzige Freude darin besteht, dich zu sehen, und von dir gesehen zu werden.«

Diese Verse versetzten den Ablys und Maimun in solches Entzücken, daß sie vor Freude hoch aufsprangen, und Tochfa baten, noch andere Lieder in einer verschiedenen Tonart abzusingen. Sie that es mit folgenden Worten, indem sie an Harun Arraschyd dachte:

»Meine Liebe zu dir hat mich gleich einem Meere in seinen Wellen verschlungen, und mein Herz vermag es nicht, sich zu trösten, da es so zärtlich liebt.«

»Glaubet nicht, daß ich in der Entfernung mein Bündnis mit euch vergessen könne. Wie wäre es auch möglich, dich zu vergessen, da meine Liebe mir von Gott vorher bestimmt war.«

»So sehr auch das Gemüth bedrückt, und der Körper vor Sehnsucht erkrankt ist, die Liebe erhebt doch endlich durch die Freuden der Wiedervereinigung.«

Alle versammelten Könige freuten sich, und Ablys küßte die Hand Tochfa's, und sprach: »Nun ists schon spät; morgen aber wollen wir uns zu andern Festen bereiten.« Alle Geister entfernten sich nun, und Kamrye brachte Tochfa in einen Garten, in welchem alle Vögel ihren schönen Gesang erschallen ließen. Früchte aller Art schmückten die Bäume, und Springbrunnen von Gold und Silber waren an verschiedenen Orten angebracht, deren herabstürzende Gewässer sich herniederschlängelten; kurz, es schien ein Garten des Paradieses zu sein. Bei diesem Anblick dachte Tochfa gerührt an Harun. Sie weinte, und sprach: »Ich erflehe mir von Gott die Freude, ihn bald wiederzusehen, und in mein Schloß zurück zu kommen; das ist mein einziger Wunsch.« Sie ging hierauf ein wenig in dem Garten

spazieren, und kam zu einem gewölbten Gebäude, welches ganz mit Säulen von schwarzem Ebenholz umgeben war, zwischen denen jedesmal perlengestickte Vorhänge herunterhingen. In der Mitte befand sich ein Springbrunnen, und in einer Vertiefung eine kleine Thüre, die sie öffnete, und dahinter ein marmornes Badezimmer entdeckte. Da die Wanne schon ganz bereitet war, entkleidete sie sich, und als sie hinantrat, um sich zu baden, fand sie, daß es von Goldschaum, Perlenwasser und andern Kostbarkeiten bereitet war. Sie erstaunte über diese Pracht, und pries Gott für diesen Genuß. Zugleich verrichtete sie ihr Morgengebet und ihre gesetzlichen Abwaschungen, stieg dann wieder heraus, betrachtete den Garten und lustwandelte darin zwischen den verschiedenartigsten Blumen. Endlich setzte sie sich, versank in die zärtlichsten Erinnerungen an ihren Herrn, und dachte an den Zustand, in dem er sich befinden würde, wenn er beim Eintritt in ihr Schloß sie nicht finden sollte. So vertiefte sie sich in ein Meer von Gedanken, bis sie endlich einschlief. Nach einer Weile wurde sie durch einen sanften Luftzug, der ihr Gesicht fächelte, erweckt. Sie schlug ihre Augen auf, und bemerkte die Königinn Kamrye, mit ihren drei Schwestern, der Königinn Gamra *), Königinn Vahyme und der Königinn Scharare. Sie küßten Tochfa, die ihnen ebenfalls ihre Ehrfurcht bezeigte, unterhielten sich dann mit ihr, und sie mußte ihnen ihre Geschichte erzählen, die wir schon kennen. Hierauf jagte eine Zerstreuung die andere, bis der Tag sich entfernte, und der Abend nahete. Nun verrichtete Tochfa ein frommes Abendgebet, an wel-

*) Kohlenglut.

ches sie die Bitte um eine baldige Vereinigung mit ihrem Herrn, dem Harun, anschloß. Alsdann begab sie sich mit ihnen in das Schloß, wo bereits die Kerzen auf goldnen Leuchtern brannten, und Wohlgerůche von Aloeholz und Ambra dufteten. Die Kŏnige, welche schon vereinigt waren, saßen an ihren Stellen, und Tochfa verneigte sich vor ihnen; sie selbst aber setzte sich auf ihren Stuhl, nebst den andern Kŏnigen, worunter auch Sisban und die Kŏniginn Lulue *) waren. Nach eingenommenem kŏstlichen Mahle wuschen sie sich, trockneten sich ab, und nun wurde ihnen Wein in schŏnen Flaschen und Bechern dargereicht. Ablys aber ergriff einen Pokal, und winkte Tochfa, daß sie singen mŏchte, welche es dann auch auf folgende Art that:

»Trinket den Wonnewein, o ihr Liebenden, und preiset den Edelmuth dessen, der in seiner Sehnsucht verbleibt.«

»Ob er gleich zwischen Myrten, Narzissen und Hyazinthen schwebt, und Wohlgerůche aller Art in den Becken duften.«

Da trank Ablys, und sprach: »Sehr wohl, du Sehnsucht der Herzen! aber noch ein Lied mŏchte ich gern von dir.« Hiemit fůllte er den Becher, und winkte ihr, zu beginnen, worauf sie sang:

»Ihr wißt, wie sehr ich von Sehnsucht durchdrungen und von Liebe trunken bin; aber ihr quǻlet mich; vielleicht ists fůr euch sůß, mich zu quǻlen.«

---

*) Perlwasser.

»Ihr laßt euch nicht ermüden, und meine Thränen hören nicht auf, zu fließen, und meine Seufzer lassen sich nicht verbergen.«

»Eure Entfernung ist für mich so angenehm, wie die Wonne der Wiedervereinigung, und euer Zorn, wie Wohlgefallen, euer Unrecht wie Gerechtigkeit, und eure Abwesenheit wie Nähe.«

Ein schallender Beifall folgte auf diesen melodischen Gesang, und jedermann lobte Tochfa.

---

## Neunhundert neun und vierzigste Nacht.

So hatten sie nun mit Trank und Sang und Spiel der verschiedensten Instrumente die Nacht zugebracht, und schon begann der Tag anzubrechen. Der fröhlichste unter allen war Ablys, welcher in einer Aufwallung von Freudetrunkenheit alles, was er an Kostbarkeiten bei sich hatte, nebst mehreren Kleidungsstücken der Tochfa zuwarf, deren eines mit Edelsteinen und Hyazinthen besetzt und wohl zehntausend Goldstücke werth war. Zugleich sprach Ablys zu ihr: »Mache mir ein Gedicht auf meinen Bart.« Sogleich schilderte sie diesen auf die abscheulichste Art, zur großen Belustigung der Gesellschaft. Da indessen die Nacht vorüber war, so nöthigte sie Ablys, auszuruhn, ehe noch der Morgen völlig anbrach. Die Geister verließen sie alle, und sie blieb ganz allein, und überließ sich den Gedanken an Harun Arraschyd. Darauf begab sie sich in den Garten, richtete ein frommes Gebet an Gott, um baldige Wieder-

vereinigung mit dem Chalyfen, und begab sich dann wieder in ein noch schöneres Bad, als das früher erwähnte, welches diesmal mit muskushaltigem Rosenwasser angefüllt war. Sie entkleidete sich hier, wusch sich, und betete. Als endlich der Morgen anbrach, und die Sonne diesen wunderschönen Garten beschien, sah sie die ganze Pracht des Gartens in neuem Farbenglanz, und während sie ihn betrachtete, erklang der Gesang der Vögel dazu. Ihre Augen schlossen sich eine Weile; sie träumte während dieser Zeit von Harun, und vergoß darüber Thränen. Da weckte sie ein leiser Hauch, und siehe, es war die Königinn Gamrye, welche sich ihr näherte, und sie nöthigte, mit ihr ins Schloß zu kommen, wo alles schon zu ihrem Empfange in Bereitschaft war. Sisban hatte unterdeß seine Gestalt endlich verändert. Ablys aber näherte sich ihr, und küßte ihr die Hand, und als Tochfa sich vor ihm neigte, fragte er sie: »Findest du diesen Ort schön, da er so abgesondert und abscheulich ist? Noch nie hat ein Mensch ihn betreten.« »Diesen Ort kann niemand abscheulich finden,« erwiederte sie, »und wenn ich ihn betreten habe, so geschah es blos vermöge deiner Güte.« Hierauf wurden, wie gewöhnlich, Speisen aufgetragen, alle Arten von Früchten vorgesetzt, und Wein eingeschenkt. Der erste, der den Becher ergriff, war Ablys. Er sagte: »Schöne Tochfa, singe etwas über meinen Becher.« Sie that es auch sogleich, und zwar folgendermaßen:

»Erwachet ihr Geschöpfe, und benutzet von der Zeit, und
von dem, was im Leben ungetrübt ist, den Theil, der
euch verliehen wurde.«

»Dann trinkt den klaren Wein, der euch wohlthut, am

Morgen, welcher, wenn er aus dem Fasse fließet, wie eine rauchlose Flamme glänzt.«

»Reiche unter uns, o Weinschenk, dieses fließende Roth herum, dieses ungestraft vergossene Blut; dieß kann man wohl trinken, o Freund, und sich der frohsten Hoffnung überlassen.«

»Die Wonne des Lebens ist für mich nur das Erblicken des Antlitzes meines Herren, das Trinken reinen Weines, und das Anhören der Sänger.«

Da leerte Ablys seinen Becher, winkte der Tochfa, überreichte ihr Kostbarkeiten, und noch andere, zehntausend Goldstücke werth, nebst einer Schüssel voll Edelsteinen. Endlich füllte er einen andern Becher, den er dem Sisban, welcher sein Sohn war, überreichte. Dieser empfing ihn aus seiner Hand, stand auf und küßte ihn, und da eben vor ihm eine Schüssel voll Rosen und anderer Blumen stand, so sprach er: »Tochfa, singe mir doch etwas auf diese Rosen.« Sie that es sogleich auf folgende Weise:

»Unter allen Wohlgerüchen trage ich den Preis davon, und darum seht ihr mich am liebsten, weil ich euch nur selten besuche.«

»Mein Ruf ist bekannt; man weiß, daß ich meinen Besitzer verwunde. Gott möge ihn glücklicher machen, als mich!«

Nun trat Maimun, der Schwertträger, auf, ergriff einen Becher, und bat sie, auf eine andere Blume etwas zu singen, welches sie ebenfalls zur großen Befriedigung der Gesellschaft that. Hierauf winkte er ihr, entfernte sich auf

eine Weile, kam dann bald zurück, und brachte ein großes Becken voll Edelsteine, an Werth von hunderttausend Goldstücken. Da befahl die Königinn Kamrye einer ihrer Sklavinnen, die Schatzkammer zu öffnen, und die Sachen Tochfa's unterdessen darein niederzulegen; worauf sie dieser letzteren die Schüssel dazu übergab, und ihr sagte, daß alles, wozu sie in der Zukunft irgend nur gelangen möchte, dort niedergelegt werden könne, und daß nach Vollendung der schönen Tage ihrer Anwesenheit, alles durch die Geister in ihr Schloß gebracht werden würde. Jene dankte, und küßte ihr die Hand.

## Neunhundert und funfzigste Nacht.

Jetzt ergriff ein andrer König, mit Namen Munyr *), den Becher, und sprach zu Tochfa: »Deine Gesänge sind bezaubernd; empfange daher von mir diese Geschenke.« Und mit diesen Worten überreichte er ihr eine Schüssel mit 800,000 Goldstücken, worüber sich Kamrye sehr freute. Sie stand auf, küßte Tochfa, und sprach: »Möchte doch die Welt niemals diejenige vermissen, welche die Herzen der Geister und Menschen beherrscht. »Ablys stimmte in dieses Lob ein, pries sie wegen ihrer Liebe und Anhänglichkeit an ihren Herrn, und bestätigte ebenfalls die Versicherung, daß alles, was sie jetzt besäße, zu ihrem Dienste nachgetragen werden würde: »Nun aber,« fügte er hinzu, »ist der Morgen nahe. Begieb dich daher, deiner Gewohnheit gemäß, zur Ruhe.«

*) Der Erleuchtete.

Als sie sich jetzt umsah, fand sie niemanden von den Geistern mehr bei sich. Sie legte sich daher nieder, und ruhte ein wenig aus; darauf begab sie sich ins Bad, und verrichtete ihr Gebet. Beim Heraussteigen überließ sie sich schwermüthigen Gedanken an ihren Herrn, und überdachte alles, was ihm seit ihrer Abwesenheit wohl könnte begegnet sein, worauf sie in einen heftigen Strom von Thränen ausbrach. Ein starker Luftzug, der sie umwehte, nöthigte sie, sich umzusehen, und sie erblickte zu ihrem Entsetzen einen Kopf ohne Körper, groß wie ein Elephantenkopf, ja noch größer. Seine Augen waren die Länge herunter gespalten, und der Mund glich dem Eingange einer Höhle; herausstehende Zähne, groß wie Feuerhaken, umgaben seinen Mund, und die Haare hingen lang herunter. Da sprach Tochfa: »Ich nehme meine Zuflucht zu Gott vor diesem Teufel!« und betete zwei Gebete. Der Kopf indeß nahete sich immermehr, und sprach: »Ich grüße dich, o Beherrscherinn der Menschen und der Geister, du Perle des Jahrhunderts und der Zeiten! Gott lasse dich lange leben, und vereinige dich mit deinem Herrn, dem Chalyfen!« Tochfa antwortete: »Sei auch du mir gegrüßet, du, dessen gleichen ich noch nicht unter den Geistern gesehen habe.« Der Kopf erwiederte hierauf: »Wir sind ein Geschlecht, die wir unsre Gestalt nicht verändern können. Man heißt uns Ghul [18]). Ich habe mir bereits die Erlaubnis von dem Ablys ausgebeten, dich besuchen zu dürfen, und ich bitte dich nun um die Gunst, mir etwas vorzusingen; dafür verspreche ich dir, in dein Schloß zu gehen, und seine U'mar *) nach dem Befinden

*) Hausgeister.

deines Herren zu befragen, und kehre sodann gleich wieder zu dir zurück. Wisse übrigens, liebe Tochfa, daß du eine Reise von funfzig Jahren Länge von ihm entfernt bist.« — »Wie erschreckst du mich,« sprach Tochfa, »wegen dieser Entfernung.« — »Betrübe dich nicht,« sprach der Kopf, »denn die Könige der Geister können dich in einem Augenblick wieder zurückführen.« — »Nun wohl,« sprach Tochfa, »ich verspreche dir, hundert Lieder zu singen, wenn du mir Nachrichten von meinem Herrn bringest.« — »Thue mir den Gefallen, und singe mir jetzt etwas; denn ich wünschte sehr, vor meinem Abgange noch etwas von dir zu hören, um meine große Begierde dadurch zu befriedigen.« Sie ergriff nun die Laute, und sang:

»Fern sind sie zwar: doch füllen sie jeden Raum, wo ich mich befinde. Geschieden sind sie zwar von mir, aber aus meinem Innern sind sie nicht gewichen.«

»Wenn sie auch schlafen, so erquickt doch meine Augen nie der Schlaf, sondern es entquillt ihnen Blut statt Thränen.«

»Meine Tadler sagen zwar, daß ich eure Abwesenheit leicht ertragen kann. Behüte euch aber Gott, daß ihr nie das empfindet, was mich beugt.«

»O ihr Geliebten, was ist angenehmer für mich, als bei euch zu sein! Aber der Grad meines Schmerzes über eure Entfernung ist noch größer.«

»Die größte Wonne meines Herzens ist, euch zu sehen; doch, ob nah oder fern, mein Herz ist doch stäts bei euch.«

Bei diesen Worten weinte der Kopf vor Rührung,

und sprach: »O meine Fürstinn, du hast mich entzückt; ich kann dir nichts anbieten, als meine Seele, über diese schalte nach Belieben.« Tochfa aber antwortete: »Wenn du mir nur Nachrichten von meinem Herren, dem Harun, bringen kannst, so wird mir das lieber sein, als alle Schätze der Welt.« — »Gleich soll dein Wunsch erfüllt sein,« sagte der Kopf, indem er blitzschnell davoneilte, und noch ehe der Abend nahte, kam er wieder zurück, und sprach: »Meine Fürstinn, wisse, daß ich in deinem Schlosse gewesen bin, und einige Hausgeister nach dem Befinden des Fürsten der Gläubigen befragt habe. Diese sagten mir dann, daß Harun, als er in dein Gemach kam, und dich nicht fand, sich vor Verzweiflung aufs Haupt geschlagen, und seine Kleider zerrissen habe; deinen Sklaven aber, der an der Pforte deines Gemachs Wache stand, habe er höchst zornig angesprochen und durch ihn sogleich den Ga'far rufen lassen, nebst seinem Vater und seinem Bruder, welche sich denn sogleich zu ihm verfügt hätten. Harun habe ihnen dann folgendes gesagt: »Es ist jetzt eben eine unbegreifliche Begebenheit vorgefallen. Mit eigner Hand habe ich nämlich das Zimmer der Tochfa verschlossen und mich dann zu meiner Nichte, der Sultaninn Zobeïde, begeben. Als ich nun am andern Morgen Tochfa wieder besuchen wollte, und ihr Zimmer mit dem Schlüssel öffnete, den ich mit mir genommen hatte, fand ich sie nicht.« Sie durchsuchten hierauf das Zimmer Tochfa's, und da sie ihre Laute nicht sahen, so sprach Ga'far: »Beruhige dich, o Fürst, nur gute Geister können sie entführt haben, und wir müssen von Gott hoffen, daß diese sie wieder zurückbringen werden.« Der Chalyf ließ sich indeß dadurch nicht trösten, sondern blieb in

diesem Zimmer, ohne zu essen und zu trinken, obgleich Ga'far und seine Verwandten ihn baten, sich zu zerstreuen, und unter die Leute zu gehen. Er ließ sich aber dadurch nicht abreden, sondern weinte immerfort, und beschloß, das Zimmer bis zu ihrer Rückkehr nicht zu verlassen.«

Ueber diese Nachricht wurde Tochfa sehr gerührt, und weinte. Der dienstbare Geist suchte sie indeß nach Möglichkeit zu trösten, und bat sie, ihn noch etwas von ihrer Kunst hören zu lassen; worauf sie ihm mit betrübtem Herzen drei Gesänge sang. Er dankte ihr dafür, und entfernte sich dann, indem er zu ihr sagte: »Gott sei bei dir!« Da der Abend heran nahete, begab sie sich ins Schloß, wo schon alles bereitet war.

---

## Neunhundert ein und funfzigste Nacht.

Die Könige der Geister fanden sich ebenfalls bald ein, und grüßten sie, so wie auch Kamrye mit ihren Schwestern. Die Tische wurden bereitet, man aß und trank, und Kamrye überreichte der Tochfa einen Becher, und da sie eben ein Veilchen in der Hand hielt, bat sie dieselbe, ein Lied auf dieses zu singen. Tochfa that es denn auch auf folgende Weise:

»Mich umgiebt ein Obergewand von grünen Blättern, und ein lasurfarbenes Ehrengewand umgiebt meinen Körper.«

»Klein bin ich, doch mit Schönheit geziert, und mein Geruch, der so sanft ist, hat wenig seines gleichen.«

»Mit Stolz wird zwar immer der Rose Erwähnung gethan, aber gleich mir, hat sie ihr Beginnen und ihr Vergehen.«

Die Königinn beschenkte sie darauf mit einem Ehrenkleide, gestickt mit Perlen und Edelsteinen, und wohl 20,000 Goldstücke werth, nebst einem Becken, worin sich 10,000 Godstücke befanden. Dieß alles geschah vor den Augen des Maimun, der keinen Blick von ihr verwandte. Dieser bat sie sodann, ihm auch etwas zu singen; doch da erhub sich eine andere Königinn, mit Namen Solsala *) und sprach: »Daraus kann nichts werden. Du lässest ja Tochfa kaum Zeit, uns anzusehn, und belagerst sie ja völlig.« — »Ich wünsche aber, daß sie mir etwas singen soll.« Da antwortete die Königinn Solsala ihm mit Heftigkeit, so daß ein förmlicher Streit entstand, und sie sich genöthigt sah, ihre Geistergestalt anzunehmen. In ihrem Zorn ergriff sie nun eine Granitsäule, und sprach: »Wehe dir, bist du so übermüthig geworden, daß du es wagst, mit mir zu sprechen? Wenn nicht die Ehrfurcht, die ich den Königen schuldig bin, und die Besorgnis, diese Versammlung zu beleidigen, so wie die Hochachtung, die dem Ablys gebührt, mich abhielte, so würde ich die Thorheit schon aus deinem Kopfe zu treiben wissen.« Als Maimun dieses hörte, funkelten seine Augen vor Wuth, und er sprach: »O du Tochter Amlak's, wie kannst du so verwegen sein, mir dieses zu sagen?« Sie aber antwortete ihm mit Schimpfworten, und wollte eben die Säule auf ihn schleudern, als Ablys aufstand, seinen Turban auf die Erde warf, und sprach: »Maimun, so ist

---

*) Erbeben.

es von jeher gewesen; stäts, wenn du gegenwärtig bist, hast du unsre Freude gestört. Du kannst nie schweigen, und auch diesesmal störest du unsre Freude. Ist alles beendigt, und jeder an seinen Ort gegangen, dann kannst du machen, was du willst. Wehe dir, Maimun! weißt du nicht, daß Amlak einer der größten Geister ist? und wenn ich nicht so enthaltsam wäre, so würdest du die Strafe sehen, die ich über dich verhängen kann; aber die Freude, in der wir jetzt sind, mäßigt mich. Sei also vernünftig, und bedenke, mit wem du es hier zu thun hast. Ablys wandte sich nunmehr zu Tochfa, beruhigte sie, und machte ihr einige Geschenke, für die Gesänge, mit denen sie ihn ergötzt hatte; eben so that auch die Königinn Salsala, welche befahl, ihre Schatzkammer zu öffnen, und daraus der Tochfa einen Korb zu überreichen, in welchem sich funfzig Paar Armbänder, funfzig Paar Ohrgehänge, mehrere Kleider, alles von Gold und mit Edelsteinen besetzt, nebst 100,000 Goldstücken befanden. Zugleich überreichte sie ihrer Schwester Scharare einen Becher, und da eben eine Narzisse vor ihr lag, bat sie Tochfa, etwas darüber zu singen. Diese begann, wie folgt:

»Meine Gestalt gleicht einem Zweige von Smaragd, und mein Geruch hat seines gleichen nicht.«

»Meinen Kelch bewundert man mit Wonne, und geringer als ich, erscheint mir alles, was in den Gärten ist.«

Scharare freute sich über diesen Vers, überreichte den Becher der Königinn Wahime, welche in ihrer Hand eine Anemone hielt, und bat Tochfa, nachdem sie ihr viele Geschenke überreicht hatte, etwas darüber zu singen, welches sie in folgenden Worten that:

»Die Gattung Blumen, zu der ich gehöre, scheint von Gott selbst gefärbt zu sein; denn meine Farbe ist die schönste unter allen.«

»Zwar bin ich aus der Erde entsprossen: aber mein Bleiben ist auf den Wangen der Schönen.«

Vahime war entzückt über diese Verse, machte ihr kostbare Geschenke von 300,000 Goldstücken, überreichte den Becher der Königinn Scha'ae *), welche die Beherrscherinn des vierten Meeres war, welche auch ihrerseits die schönen Gesänge der Tochfa mit 100,000 Goldstücken belohnte. Ablys nöthigte jetzt die Gesellschaft aufzubrechen. Tochfa blieb allein zurück, begab sich in den Garten, nahm ein Bad, betete, und überließ sich ihren Gedanken. Die Sonne war bereits aufgegangen, und hunderttausende von Vögeln bedeckten die Bäume, und erfüllten die Luft mit ihrem Gesange. Plötzlich erschien eine Menge von Sklaven, die einen goldnen Thron trugen, zu dem man auf vier Stufen emporsteigen mußte, die ferner eine Menge von Teppichen ausbreiteten, Kissen darauf legten, und Wohlgerüche auf Kohlen streuten. Hierauf erschien eine Königinn, schöner, als je die Augen sie gesehen, und herrlicher, als je irgend jemand beschrieben worden ist, umgeben von fünfhundert Sklavinnen, welche, so schön sie auch waren, alle von der Königinn überstrahlt wurden. Auf ihrem Haupte trug sie eine Krone mit Perlen und Edelgesteinen besetzt, und so trat sie zu Tochfa, welche sie erstaunt anblickte, vor ihr aufstand, und sich vor ihr tief neigte.

---

*) Sonnenstrahl.

## Neunhundert zwei und funfzigste Nacht.

Die Königinn freute sich über sie, reichte ihr die Hand, zog sie an sich, und ließ sie auf dem Throne neben sich Platz nehmen. Sie küßte der Königinn die Hand, und diese sprach zu ihr: »Wisse, daß alles, was du hier siehest, alle Throne und Teppiche, keinem Geiste gehört; es ist alles mein, und Ablys hat mich inständig gebeten, das Fest, das er heute feiern wird, durch meine Gegenwart zu verherrlichen. Heute wird nämlich für seinen Sohn Sisban das Reinigungsfest begangen, deshalb habe ich ihm eine meiner Sklavinnen Scha'ae, die Königinn des vierten Meeres, geschickt, um meine Stelle zu vertreten, da sie ohnehin meine Unterköniginn ist. Da nun das Fest nahet, und sie dich gesehen, und deinen Gesang gehört hat, hat sie mich schnell davon benachrichtigt, und mir deine schönen Eigenschaften alle beschrieben. Auf dieses habe ich mich selbst zu dir begeben, und dir dadurch vor allen Geistern die größte Ehre erwiesen.« Tochfa dankte ihr, indem sie ihr ehrfurchtsvoll die Hand küßte. Sodann befahl sie, daß Tische angerichtet werden möchten, und sogleich ward ihnen ein goldner, mit Perlen und Edelgesteinen besetzter, mit den kostbarsten Speisen, vorgesetzt. Nach mehreren scherzhaften Reden sprach die Königinn zu Tochfa: »Ist es wahr, was mir eine Sklavinn von dir gesagt? Du hättest nämlich über Maimun geäußert, daß er so häßlich wäre, und daß du nicht mit ihm essen könntest?« Da antwortete Tochfa, daß sie seinen Anblick gar nicht ertragen könne, und daß sie sich vor ihm fürchtete. Die Königinn lachte darüber und sagte scherzhat: »Bei der Wahrheit der Inschrift auf dem Siegelring

Salomons, und so wahr ich Königinn aller Geister bin, auch dich vermag niemand einen Augenblick anzusehen, ohne im Herzen Schmerz zu empfinden.« — »Tochfa dankte ihr für diese Aeußerung der Höflichkeit. Nach aufgehobener Tafel nahten sich die Könige der Geister von allen Gegenden, küßten die Erde vor der großen Königinn, und boten ihr ihre Dienste an. Sie dankte ihnen, ohne sich jedoch vor irgend einem unter ihnen zu neigen. Hierauf nahte sich aber auch Ablys, warf sich ihr zu Füßen, und sprach: »Wie soll ich dir meinen Dank bezeigen, für die hohe Gunst, daß du uns mit deinem Besuche beehrt hast. »Nicht mir,« erwiederte die Königinn, »mußt du danken, sondern der Fürstinn Tochfa; denn diese ist die Ursache meiner Hierherkunft.« — »Das darf ich nicht bezweifeln,« antwortete Ablys, indem er sich nochmals vor der Königinn neigte, welche sich nun sofort wegbegab. Auf einmal fanden sich wieder mehr als hunderttausende von Vögeln ein, die mit ihrem Gesang die Luft erfüllten. Als Tochfa über diese Menge von Vögeln ihr Befremden äußerte, sprach Vahime zu ihr: »Wisse, liebe Schwester, daß diese Königinn da die Königinn Schahaba *) ist. Sie ist Königinn über alle Geister, von Osten bis Westen, und diese Vögel sind ein Theil ihres Heeres. Wenn letztere nicht diese Gestalt angenommen hätten, so würden sie auf der Erde nicht Raum haben; sie sind mit ihr gekommen, um diesem Reinigungsfeste beizuwohnen, und es ist dies eine überaus große Ehre, die uns geschieht.« Hierauf begab sich die Königinn zum Reinigungsthrone, der mitten in dem Saale errichtet worden

*) Aschgrau.

war, und Tochfa ergriff die Laute, und machte einige Gänge, um zu sehen, ob sie gestimmt sei.

---

## Neunhundert drei und funfzigste Nacht.

Darauf bat Ablys sie, und sprach zu ihr: »O Fürstinn, ich beschwöre dich bei dieser erhabenen Königinn, singe mir etwas, und preise dich dadurch selbst. Schlage mir es nur ja nicht ab.« Tochfa erwiederte darauf: »Wenn du mich nicht bei etwas so hoch erhabenem beschworen hättest, so würde ich es nicht thun, denn kann sich denn ein Mensch selber loben?« Sie sang sodann folgende Strophen:

»In jedem Zustande der Fröhlichkeit bleibe ich immer Tochfa unter den Sängerinnen. Alle Welt bezeugt meine Vorzüge, und den Rang, den ich einnehme.«

»Meine Tugend wird bei den Menschen hochgepriesen, und mein Ruhm so wie mein Einfluß steigt mit jedem Tage.«

Dieses freute die Könige, und alle sagten, sie hätte ganz wahr geredet. Hierauf stand sie auf, spielte die Laute, sang dazu, und die Geister tanzten bei diesem Spiele, so wie auch Ablys. Nachher indeß näherte dieser sich, gab ihr einen kostbaren Hyazinth, der noch von Japhet, dem Sohne des Noah, herstammte, und sagte: »Nimm diesen, und zeichne dich durch seinen Besitz vor allen Menschen der Welt aus:« Sie küßte ihm die Hand, freute sich darüber, und sprach: »Bei Gott, dieser Stein geziemt nur dem Fürsten der Gläubigen.« Darüber lächelte die Königinn Schaheba,

ünd äußerte zugleich, daß Ablys sehr gut tanzen könne. Ablys dankte ihr, und sprach zu Tochfa: »Niemand auf der Welt spielt besser auf der Laute, als Ishak, der Gesellschafter, aber du spielst besser, als er. Oft bin ich mit ihm zusammen gekommen, und habe ihm vieles gezeigt; auch könnte ich dir viel von dem erzählen, was mir mit ihm begegnet ist; allein es ist jetzt nicht die Zeit dazu. Jetzt will ich dir blos eine Kunst auf der Laute zeigen, die dich über alle Menschen auf der Welt erheben wird.« Dieses Anerbieten nahm Tochfa mit Dank an. Er ergriff nun die Laute, spielte einige wundervolle Gänge, und zeigte ihr Sachen, die ihr ganz unbekannt waren, welches Tochfa mehr freute, als alle Geschenke, die sie erhalten. Sie nahm nunmehr selbst die Laute, und ahmte die Stellen, die ihr Ablys gezeigt hatte, so gut nach, daß er sie wegen ihrer schnellen Fassungsgabe lobte. Ihr aber schien es jetzt, daß ihr früheres Spiel ganz fehlerhaft gewesen, und daß erst das, was sie jetzt von Ablys gelernt hatte, das wahre, echte Spiel der Kunst sei. Sie hatte darüber eine große Freude, und dankte dem Ablys, indem sie ihm die Hand küßte. Die Königinn Schaheba äußerte ebenfalls ihre Zufriedenheit, und sagte, sie habe gehört, Tochfa könne so gut aus dem Stegreif dichten und singen, und sie wünschte wohl, einiges von ihr zu hören; denn alles, was sie vorbrachte, bezauberte sie ganz. Ablys ersuchte hierauf Tochfa, etwas von dieser Art der Königinn Schaheba zu zeigen, welches sie dann auch zu ihrer völligen Zufriedenheit ausführte. Die Königinn drückte sie dafür an ihre Brust und küßte sie auf ihre Wangen, über welche hohe Gunst Ablys sein Erstaunen zu erkennen gab. Wisset, sprach hierauf die Kö-

niginn Schaheba, daß ich Tochfa gleich meiner Schwester liebe, und daß alles, was ihr begegnet, auch mir widerfährt. Gleich mir sollt ihr nunmehr der Tochfa ganz dieselbe Ehre erweisen, und ihren Befehlen gehorchen.«

---

## Neunhundert vier und funfzigste Nacht.

Die ganze Versammlung stand bei dieser Erklärung auf und verneigte sich vor ihr; die Königinn aber bekleidete sie mit einem Ehrenkleide und gab ihr eigenhändig die Ernennung zu ihrer Statthalterinn.

Nachdem hierauf Tochfa dem Wunsche der Königinn gemäß noch etwas gesungen hatte, umarmte sie diese noch einmal, und entfernte sich, so wie die übrigen Könige. Als die vierte Nacht anbrach, kam derjenige an, der das Geschäft der Reinigung an dem Sohne des Ablys vollführen sollte. Er selber war auf das kostbarste bekleidet, und eben so auch sein Gehülfe, und die Handlung wurde vollzogen. Die Kostbarkeiten, welche die Könige dabei spendeten, wurden auf Befehl der Kamrye in das, der Tochfa bestimmte Magazin gebracht. Hierauf empfahl sich einer nach dem andern, und Ablys nahm von jedem Abschiedsbesuche an. Was aber die prächtige Krone betraf, die der Vollstrecker der Reinigungs-Handlung getragen hatte, so wurde diese von Ablys selbst auf das Haupt der Tochfa gesetzt, worüber dieser vor Freuden außer sich war. Während nun aber dieser mit den Abschiedsbesuchen beschäftigt war, benutzte Maimun diese Gelegenheit, und entführte Tochfa. Als nun Ablys, von seinen Beschäftigungen befreit, Tochfa besu-

chen wollte, fand er ihre Dienerschaft ganz in Thränen. »Was ists?« fuhr er sie heftig an. »Ach,« sagten sie, »Maimun hat Tochfa uns entrissen.« Hierüber in Wuth gebracht, schlug er sich auf sein Haupt, und sprach: »Die That ist unerhört! Tochfa aus meinem Schlosse zu rauben, und mein Gebiet zu verletzen! Maimun hat den Verstand verloren.« Sodann schickte er Vögel ab, welche diese Nachricht an alle Könige der Geister überbringen mußten. Diese versammelten sich bald bei ihm, und sagten alle, daß Maimun seinen eigenen Untergang dadurch befördern würde. »Welch ein Thor,« fügten sie hinzu, »daß er Tochfa besitzen will, da sie doch als Königinn der Geister anerkannt worden ist.« Hierauf wurden noch Boten an die Königinn Kamrye und ihre Schwester geschickt. Ein Geist mit Namen Salheb *) wurde damit beauftragt. Dieser fand die Königinn schlafend. Sie wurde aufgeweckt, und auf diese Nachricht ward sie von den größten Besorgnissen wegen Tochfa erfüllt. »Ach!« sagte sie, sie hat mir wohl immer geklagt, daß Maimun sie unablässig ansahe, und daß sie fürchte, er möchte sie lieben, doch seine That soll ihm theuer zu stehen kommen. Sie begab sich hierauf auf das Schloß ihrer Schwester Scharare, und schickte nach Salsala und Vahime, welche sich gemeinschaftlich zu Sisban begaben, wo bereits große Heere versammlet waren. Nach gemeinsamen Berathschlagungen sprach endlich Kamrye: »Ihr wisst, daß Tochfa mir lieber ist, als alles, was ich habe. Nur List kann sie retten. Denn wenn dieser Bösewicht eure Ankunft mit euren Truppen erfährt, so wird er wohl einsehen, daß

---

*) Langgestaltet.

er euch nicht widerstehen kann, und er könnte sie wohl aus Verzweiflung tödten. Daher müssen wir ihn zuerst durch gute Worte zu bereden suchen, und wenn das nicht hilft, List anwenden. »In Folge dieses Vorschlags wurde ein Geist, der den Beinamen des fliegenden Löwen hatte, nach dem schwarzen Berge, wo Maimun seinen Sitz hatte, abgeschickt, und zugleich beauftragt, ihm folgendes zu sagen: »Die Königinn Kamrye grüßt dich, und läßt dich fragen, wie du so unbesonnen sein konntest, Tochfa zu rauben, da sie den Rang einer Königinn hat? Doch entschuldigen wir dich alle, da du es wahrscheinlich in der Trunkenheit gethan hast. Selbst Ablys will dir verzeihen, unter der Bedingung, daß du sie unverzüglich zurückbringst. Bedenke, daß wir ihr alle Erkenntlichkeit schuldig sind, und daß die Königinn Schaheba sie als ihre Schwester angenommen hat.« Als er diese Botschaft ausgerichtet hatte, schickte ihn Maimun mit folgenden Worten zurück: »Gehe, woher du gekommen bist, und sage der Königinn, sie möchte sich ruhig verhalten; wo nicht, so würde er selbst kommen, sie abholen, und zum Dinst der Tochfa zwingen. Sollten aber die Könige insgesammt sich gegen ihn verschwören, und er seine Ueberwindung vorhersehen, so würde Tochfa nie mehr das Licht der Welt erblicken, und dann weder ihm, noch ihnen gehören. Sie sei gleichsam seine Seele, wie könne man nun verlangen, er solle seine Seele verlassen.« Dagegen machte ihm der Bote Vorstellungen, und bemerkte ihm, wie er sich selbst dadurch ins Unglück stürzen würde. Maimun aber befahl im Unwillen, daß man ihn schlagen solle, worauf sich der Bote plötzlich entfernte, und der Königinn die Nachricht überbrachte. Diese lobte ihn über die gute Vollführung

seines Auftrages. Zu Sisban aber sagte sie: »Nun weiß ich kein anderes Mittel, als dieß, daß du mit deinen Truppen ihn angreifst, den Kampf in die Länge ziehst, ihm dann Schwächen blicken läßest, und dadurch Hoffnung giebst, daß er siegen werde. Während er nun im Kampf mit dir begriffen sein wird, will ich suchen, zu Tochfa zu gelangen, und sie zu retten. Wenn dann mein Bote zu dir mit dieser guten Nachricht gelangt, so greife ihn plötzlich mit Gewalt an, und zermalme ihn mit seinen Truppen. Nur auf diese Art können wir Tochfa lebendig retten.« Ablys genehmigte diesen Vorschlag, und die Truppen bekamen Befehl zum Aufbruch.

---

## Neunhundert fünf und funfzigste Nacht.

Jener machte sich nun mit hunderttausend Reitern gegen den Maimun auf. Die Königinn aber begab sich zu ihren Schwestern, mit denen sie folgendes verabredete: »Ihr wisst,« sagte sie, daß der schwarze Berg nebst dem darauf befindlichen Schlosse Maimuns auf einer Insel liegt. Dieser Insel wollen wir uns nun in Menschengestalt auf einem Schiffe nahen, dort absteigen, und unter dem Schlosse essen, trinken, singen und auf der Laute spielen. Tochfa wird wahrscheinlich nach der See zu heraussehen, und wird uns erblicken; sie wird dann auf jeden Fall zu uns herunter kommen, wir werden uns da ihrer bemächtigen, und ist sie einmal in unsrer Hand, so kann ihr nichts übles widerfahren. Ist aber Maimun mit der Bekämpfung der Feinde beschäftigt, so wollen wir sein Schloß zerstören, und jeden,

der darinnen ist, vernichten. Wenn er das hört, wird er verzweifeln, und wir benachrichtigen davon unsern Vater Ablys, der ihn dann mit allen seinen Truppen angreifen und vernichten wird. In Folge dieser Berathschlagung begaben sie sich in das Schiff, beauftragten fünftausend Geister, sich auf der Insel unter dem schwarzen Berge zu verbergen; nahmen ferner auch noch viertausend Geister mit ins Schiff, und näherten sich so dem Schlosse Maimuns.

Während dieser Zeit aber waren schon Ablys und sein Sohn Sisban mit ihren Heeren vorgerückt. Als Maimun dieß hörte, gerieth er von neuem in Wuth, und versammelte seine Heere, begab sich noch einmal zu Tochfa, küßte sie, und sprach: »Wisse, daß du mir theurer, als alles bist. Bereits haben sich die Geister vereinigt, um mich wegen dir zu tödten. Sollte ich indeß so glücklich sein, sie zu besiegen, und mit dem Leben davon zu kommen, so schleppe ich alle Könige der Geister zu deinen Füßen; und du sollst dann noch die Welt beherrschen.« Tochfa antwortete durch ein bloßes Kopfschütteln, und weinte. »Weine nicht,« sagte er hierauf, »es ist vergebens; denn, bei der Inschrift des Siegels Salomons, du wirst nie das Land der Menschen wieder erblicken. Füge dich also geduldig in dein Schicksal; wo nicht, so bringe ich dich um.« Sie schwieg, und er schickte nach seiner Tochter Gamra, und sagte zu derselben: »Nun begebe ich mich zur Bekämpfung des Königs Sisban und der Königinn Kamrye. Sollte ich siegen, so verspreche ich dir hohe Gewalt. Hörest du aber, daß ich unterliege, und bringt dir ein Bote diese Nachricht, so beeile dich, Tochfa zu tödten, damit sie außer mir kein anderer besitze. Dir übertrage ich nach meinem Tode den Besitz des schwarzen Ber-

ges, und aller meiner Macht.« Hierauf verließ er sie, und bestieg sein Roß. Als Tochfa diesen Auftrag hörte, ward sie bestürzt, weinte, und rief aus: »Nichts betrübt mich so sehr, als daß ich meinen Herrn, den Chalyfen verlassen habe; doch wenn ich einmal todt bin, so empfinde ich keinen Schmerz mehr.« Sie war nunmehr fest versichert, daß sie nicht mehr gerettet werden könnte. Maimun, welcher im Schlosse außer Tochfa niemanden als seine Tochter Gamra und einen Geist zurückgelassen hatte, den er sehr schätzte, war nunmehr mit seinen Truppen dem Heere Sisbans gegenüber angekommen. Gleichzeitig gingen sie aufeinander los, und lieferten sich ein blutiges Treffen. Endlich zogen sich die Truppen Sisbans zurück. Maimun, der dieß sahe, schöpfte neuen Muth, und verfolgte sie.

Was unterdeß die Königinn Kamrye betrifft, so war sie mit ihren Schwestern am Schlosse Maimun's, wo sich Tochfa befand, bereits angekommen. Diese befand sich durch Fügung des Geschicks gerade auf dem Balkon des Schlosses, und schwamm in Thränen, sowohl wegen ihres Andenkens an Harun Arraschyd, als auch weil sie sich zum Schlachtopfer aufbewahrt sah. Plötzlich erblickte sie das Schiff mit den in demselben befindlichen Personen. »Ach, welches Entzücken!« rief sie aus, »in diesem Schiffe ist eine große Anzahl Menschen. Kamrye aber und ihre Begleiter hatten, sobald sie sich dem Schlosse näherten, ihre Augen geschärft, und erblickten Tochfa. »Ach,« riefen sie alle aus, »dort sitzt sie, möge Gott sie doch nie betrüben!« Sie ließen das Schiff ankern, näherten sich der Insel, stiegen aus, breiteten Teppiche hin, setzten sich, und aßen und tranken. Da sprach Tochfa: »Willkommen, ihr geliebten und bekannten

Züge! das sind,» sagte sie, um die Tochter des Maimun zu täuschen, »meine lieben Basen. Ich bitte dich, liebe Gamra, laß mich zu ihnen hinunter gehen, ich will mich einen Augenblick zu ihnen setzen, aber bald wieder zurück kommen.« — »Das ist nicht möglich,« erwiederte jene. Dieß versetzte Tochfa in neue Betrübnis. Endlich aber kam die Zeit des Trinkens heran, und Kamrye, nachdem sie einen Becher geleert hatte, ergriff die Laute, und sang:

»Bei Gott, wenn nicht die Hoffnung mich erhielte, euch wiederzufinden, so würde mich der Tod auf ewig von euch trennen!«

»Ein großer Zwischenraum trennt uns, aber meine Sehnsucht bringt euch mir näher; stäts seid ihr ein vor meinen Augen stehendes Bild, welches mich insgeheim anredet.«

Als Tochfa dieses hörte, stieß sie einen heftigen Schrei aus, und Kamrye sprach: »Nun nahet sich die Freude.« Tochfa sah sie nun genauer an, rief sie mit Namen, und sprach: »Liebe Base, ich bin allein, entfernt von aller Familie. Ach, ich bitte euch, wiederholt doch diesen Gesang.« Die Königinn that es sogleich, und Tochfa fiel vor Freuden in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich gekommen war, sprach sie zu Gamra: »Bei der Wahrheit des Propheten, über den Heil und Segen kommen möge, wenn du mich nicht hinunter zu ihnen gehen lässest, so daß ich eine Stunde bei ihnen verweile, so stürze ich mich hinab; denn mein Leben gebe ich ohnedem preis, da mir bekannt ist, daß Maimun mich tödten wird. Besser ists also, ich tödte mich selbst, damit ihr nicht über mein Leben verfüget.

»Als Gamra dieses hörte, sah sie wohl ein, daß, wenn sie ihr nicht gestattete, hinunter zu gehen, sie sich selbst umbringen würde. Daher sagte sie zu Tochfa:« Sie sind tausend Ellen tief unter dir; laß sie lieber zu dir herauf kommen.« Tochfa aber sagte: »Nein, ich muß zu ihnen hinab, ich will mich auf der Insel umsehen, und das Meer von nahem betrachten.« Du kannst mich begleiten, und dann kehren wir beide zurück. Du wirst selbst einsehen, daß, wenn du sie hier herauf bringst, sie sich fürchten werden, und sich nicht freuen können. Ich aber bezwecke nur, bei ihnen zu sein, und mich mit ihnen zu unterhalten, und sie werden in ihrer Fröhlichkeit nicht gestört werden. Ich habe mir fest vorgenommen, entweder zu ihnen hinunter zu gehen, oder mich umzubringen.« Sie wiederholte ihre Bitten nochmals, worauf jene endlich sprach: »Komm, ich will dich hinunter begleiten,« und zugleich nahm sie Tochfa bei der Hand, führte sie schnell hinab, und brachte sie zu ihnen. Als Tochfa unten angekommen war, sagte sie: »Seid unbesorgt, ich bin ein Mensch, wie ihr. Ich wollte bloß euch näher sehen, mit euch sprechen, und euren Gesang anhören.« Sie setzte sich nun neben sie, und Gamra that desgleichen. Diese aber bemerkte einen Geruch, und sagte: »Es riecht nach Geistern, ich muß doch sehen, woher das kommt?« Da dieses Vahime gehört hatte, sprach sie leise zu Kamrye: »Das ist ein großes Unglück! Wenn sie uns erkennt, so wird sie sogleich die Flucht ergreifen, und Maimun davon benachrichtigen. Was ist jetzt zu thun?« Da streckte Kamrye ihre Hand aus, und gab der Gamra einen solchen Schlag auf den Kopf, daß er sich vom Körper trennte, wobei Kamrye sprach: »Gott ist groß.« Nunmehr enthüllten sie ihr Ge-

sicht; Tochfa erkannte sie, und bat sie sogleich um ihren Schutz. Die Königinn mit ihren Schwestern umarmte sie, und sprach: »Empfange die frohe Botschaft von deiner Rettung; du hast hoffentlich nichts mehr zu befürchten. Allein jetzt ists nicht Zeit, zu reden, sondern zu eilen.« Sie riefen sodann jene Geister, die sich auf der Insel versteckt hatten, welche auch alsbald ankamen, und Tochfa auf das Schloß brachten, welches sie sofort in Besitz nahm. Der Geist aber, auf den Maimun sein Vertrauen gesetzt hatte, der im Schlosse blieb und Duchan *) hieß, nahm pfeilschnell die Flucht, und ereilte Maimun im Augenblick seines stärksten Kampfes mit den Geistern. Als dieser ihn sah, so rief er aus: »Wehe dir, wen hast du im Schloß zurückgelassen?« — »Und wer ist denn noch im Schlosse?« antwortete jener, »deine geliebte Tochfa ist geraubt, Gamra getödtet, und das ganze Schloß in Besitz genommen.« Bei dieser Nachricht gerieth Maimun in Verzweiflung, schlug sich ins Gesicht, und sprach: »O welch ein Mißgeschick!« Kamrye aber ihrerseits hatte schon an ihren Vetter geschickt, und ihn von allem unterrichtet. Sein Heer rückte plötzlich vor, und schlug das Heer Maimuns. Als dieser seinen Untergang sahe, richtete er die Spitze seines Wurfspießes auf sein Herz, und das andere Ende auf die Erde, und stürzte sich mit solcher Gewalt hinein, daß die Spitze zum Rücken heraus kam. Ablys, der die Botschaft von der Rettung Tochfas bereits erhalten hatte, freute sich darüber, und beschenkte den Boten mit einem Ehrenpelze. Die Verfolgung des Heeres Maimuns wurde fortgesetzt, bis es ganz vernichtet

*) Rauch.

wurde; den Maimun selbst fanden sie in dem beschriebenen Zustande da liegen. Kamrye aber mit ihren Schwestern verfügte sich zu ihrem Vater, und benachrichtigte ihn von dem ganzen Hergange. Dieser eilte nun, um Tochfa seine Glückwünsche zu überbringen. Das Schloß Maimuns wurde dem Salheb übergeben; seine Schätze aber der Tochfa verehrt. In demselben Augenblicke näherte sich ihnen ein ganzer Stamm Geister, an deren Spitze die Königinn Schaheba war, und in ihrer Hand glänzte ein entblößtes Schwert. Als sie nahe gekommen war, fielen sie vor ihr nieder. Sie aber verlangte zu wissen, wie es der Königinn Tochfa gegangen wäre, und machte ihnen zugleich Vorwürfe, daß sie nicht nach ihr um Hülfe geschickt hätten.

---

## Neunhundert sechs und funfzigste Nacht.

»Maimun ist nicht werth, daß man wegen ihm dich belästige;« erwiederte man der Königinn, »denn er ist viel zu gering.« Sie benachrichtigte sie hierauf, was Kamrye und ihre Schwestern bereits gethan hatten, und daß Tochfa ganz befreit sei. Diese küßte die Hand der Königinn Schaheba, welche sie an ihr Herz drückte, und zu ihr sagte: »Die Besorgnisse sind vorüber, nun widme dich der Freude.« Sie begaben sich nun ins Schloß, wo sie aßen und tranken, und als Tochfa ersucht wurde, ihnen etwas zu singen, so that sie es mit folgenden Worten:

»O sanftes Lüftchen, wenn du in das Land meiner Geliebten wehest, so überbringe ihnen von mir den besten Gruß;

»Sage ihnen, daß meine Liebe für sie ein festes Unterpfand meiner Treue sei, und daß meine Sehnsucht nach ihnen alles übertrifft.«

Alle lobten sie wegen dieser Verse sehr, küßten sie, umarmten sie, und Kamrye sprach: »Ehe du uns verlässest, muß ich dir doch die Bekanntschaft der Auka *), der Tochter des Bachramgour, verschaffen, welche Auka, die Tochter des Riech **), geraubt hat; denn nichts auf der Welt ist ihr zu vergleichen, ja ihre Schönheit ist zum Sprüchwort geworden.« — »Wenn ihr es wünscht,« sprach hierauf die Königinn Schaheba, »so will ich Tochfa mitnehmen, und sie ihr zeigen.» Alle machten sich auf den Weg, und gelangten zur Auka, welche auf dem Gebirge Caf [19] wohnte. Als diese die Gesellschaft erblickte, stand sie auf, empfing sie auf das ausgezeichnetste, und Vahime sagte zu ihr: »O Auka, wer ist dir wohl gleich, da die Königinn Schaheba selbst sich zu dir bemüht.« Auka nahete sich hierauf der Königinn, und küßte ihr die Füße, führte sie alsdann in ihr Schloß, und bewirthete sie mit einer prächtigen Mahlzeit. Tochfa ergriff sodann die Laute, spielte meisterhaft, und Auka that desgleichen. Beide lösten sich mit einander in Gesängen ab, und Tochfa küßte die Auka alle Augenblicke, indem sie sagte: »Wie schön bist du.« Die Königinn Schaheba sagte hierauf zu Tochfa: »Liebe Schwester, jeder Kuß gilt tausend Goldstücke.« — »Tausend Goldstücke,« erwiederte jene, »ist viel zu wenig für Auka;« welche darüber herzlich lachen mußte. Sie brachten die Nacht bei ihr zu. Den andern

---

*) Greif. **) Wind.

Morgen aber verließen sie dieselbe wieder, und begaben sich in das Schloß Maimuns. Dort entfernte sich auch die Königinn Schaheba mit ihren Truppen von ihnen, und ging in das ihrige; ihr folgten die Könige der Geister, und jeder begab sich in seinen Palast. Ablys unterhielt sich mit Tochfa noch bis zu Anbruch der Nacht; dann ließ er sie auf den Rücken eines Geistes sich setzen, und gab dreißig andern Geistern Befehl, alle Schätze, die sie erhalten hatte, zu sammeln, und mitzunehmen. Ablys begleitete sie selbst, und in der kürzesten Zeit brachte er sie in ihr Gemach zurück. Hier nahm er mit seiner Begleitung von ihr Abschied, und entfernte sich. Tochfa aber war vor Freude außer sich, und die ganze Begebenheit schien ihr ein bloßer Traum gewesen zu sein; es war ihr, als hätte sie ihre Wohnung nie verlassen. Sie nahm nun ihre Laute, und sang mit einem Freudengefühl, welches ihrem Gesange noch mehr Reiz gab.

---

## Neunhundert sieben und funfzigste Nacht.

Als der Diener, der vor ihrer Thüre zu schlafen beauftragt war, in dem Zimmer ihre Stimme und ihr Spiel hörte, sprach er: »Bei Gott, das ist ja meine Fürstinn Tochfa! sie ist es selbst!« Außer sich vor Freude sprang er auf und eilte zu dem Sklaven, der an der Thüre des Chalyfen Wache hielt. Als dieser ihn wie einen Trunkenen zu sich hereinkommen sah, fragte er ihn: »Was fehlt dir, und was bringt dich zu dieser ungewöhnlichen Stunde hierher?« — »Eile,« erwiederte der Diener, »und wecke den Fürsten der Gläubigen auf, und zögere ja nicht.« Da sie aber nun

darüber in Wortwechsel geriethen, so wachte der Chalyfe auf, trat heraus, und fand sie, als eben der Diener seinen Wächter nöthigen wollte, ihn eiligst zu wecken. »Was will dieser?« fragte der Chalyf.« — »Der Diener Tochfa's muß,« antwortete jener, »den Verstand verloren haben, daß er so dringt, dich zu wecken.« — »Laß ihn hereinkommen,« sprach der Chalyf. Dieser trat nun herein; aber er verneigte sich nicht, und grüßte nicht, er warf sich nicht vor dem Chalyfen nieder, wie es Brauch war, sondern stürzte wild herein, und sprach: »Geschwind, geschwind, stehe auf; die Fürstinn Tochfa ist in ihrem Gemach, und singt herrlich. Eile, eile zu ihr.« Der Chalyf glaubte, ihn nicht recht verstanden zu haben, und fragte: »Wie sagst du?« — »Hast du den Anfang meiner Anrede noch nicht gehört?« erwiederte jener, »ich sagte dir ja, daß Tochfa in ihrem Zimmer ist, und herrlich singt und spielt.« — Der Chalyf warf sich nun eiligst in die Kleider, glaubte aber doch den Worten des Dieners nicht, sondern sprach: »Wehe dir, nimm dich in Acht, mich zu täuschen! Das hat dir wohl nur geträumt?« — »Ich weiß nicht, was du sagst,« erwiederte jener, »aber so viel weiß ich, daß ich nicht geschlafen habe.« — »Wenn das, was du sagst, wahr ist, so soll es zu deinem Glücke sein,« erwiederte der Chalyf, »ist es aber nicht wahr, und hat dirs nur geträumt, so lasse ich dich ans Kreuz schlagen. Im voraus verspreche ich dir dagegen deine Freilassung und ein Geschenk von tausend Goldstücken.« Nun wurde dem Diener Angst, und er sprach: »O mein Schutzgott, sollte es wirklich möglich sein? habe ich mich vielleicht geirrt?« Er verließ plötzlich den Chalyfen, und eilte in das Zimmer Tochfa's. Da er aber darin noch immer den Gesang und die Laute hörte,

eilte er noch schneller zum Chalyfen zurück, und sprach: »Komm herein, und überzeuge dich, wer schläft.« Als nun der Chalyf der Wohnung Tochfa's ganz nahe kam, ihr Spiel hörte, und ihre Stimme erkannte, konnte er sich kaum halten, und die Freude überraschte ihn so, daß er ohnmächtig wurde. Als er wieder zu sich selbst kam, ergriff er den Schlüssel, allein die Hand versagte ihm ihren Dienst, weil er vor Freuden zitterte. Endlich faßte er ein Herz, öffnete, und fürchtete sich, es möchte nur ein Traumbild gewesen sein. Als ihn aber Tochfa erblickte, eilte sie ihm entgegen, und drückte ihn an ihr Herz. Er aber schrie vor Freuden laut auf, und es schien, als wäre sein letzter Augenblick gekommen. Sie drückte ihn von neuem an die Brust, und begoß ihn mit Rosenwasser und Muskus, damit er sich erholte. Endlich machte sich seine freudenvolle Brust durch einen Strom von Thränen Luft. Tochfa nahm nun die Laute, und spielte ihm etwas von dem vor, was sie von Ablys gelernt hatte, wovon er aufs neue ganz entzückt wurde. Hierauf sang sie ihm folgende Strophen, und begleitete sie mit der Laute:

»Als ich von dir abwesend war, so konnte ich mein Herz nicht begreifen, wie es noch schlagen konnte. Das kam aber daher, weil dein Andenken aus meiner Seele sich nicht entfernt hatte;«

»Und wenn ich mir selbst vorstellte, daß ich von dir abwesend war, so strafte mich mein schlagendes Herz Lügen, weil ich noch Leben in mir fühlte, so daß ich schwankte, ob ich ihm glauben oder nicht trauen sollte.« —

»Ach Tochfa,« sprach endlich Harun, »deine Entfernung war wundervoll; aber deine Rückkehr ist noch erstaunenswürdiger.» — »Ach, du hast wohl recht, mein Herr,« erwiederte sie, indem sie zärtlich seine Hand nahm, »aber betrachte alles das, was ich mitgebracht habe.« Der Chalyf warf seinen Blick auf diese unermeßlichen Schätze, die gar nicht verzeichnet oder beschrieben werden können, so wie auch auf die kostbaren Teppiche, die sie von der Königinn Schaheba bekommen hatte, und den Thron, so wie auch die andern Kostbarkeiten, die kein König und kein Fürst besitzt. Harun war darüber ganz erstaunt, und konnte kaum seinen Augen trauen. »Komm,« sagte er nun zu ihr, »setze dich, und erzähle mir alles, was dir zugestoßen ist.« Sie erzählte ihm nun alles so deutlich, daß es ihm schien, als wäre er bei allen diesen Ereignissen zugegen gewesen, nannte ihm die Namen aller der Könige und Königinnen, die sie kennen gelernt hatte, und erzählte ihm auch die Gefahr, in der sie wegen Maimun geschwebt hatte. Vor allen Dingen aber schilderte sie ihm die Freundschaft der Königinn Schaheba, zeigte ihm das Diplom, wodurch sie diese Königinn zu ihrer Statthalterinn ernannt hatte, und versicherte ihn, daß sie durch einen Waldgeist, ohnerachtet ihrer Entfernung, doch von ihm Nachrichten gehabt, wie auch, daß sie die Auka besucht habe. — »O,« sprach Harun, »erzähle mir doch, was die Auka, Tochter des Bachramgour, eigentlich ist. Ist sie ein Geist oder ein Mensch? denn oft habe ich von ihr gehört, und immer gewünscht, etwas von ihr zu erfahren.« Da antwortete Tochfa: »Ich habe die Königinn Kamrye darüber gefragt, und diese hat mir viel von ihr erzählt. Ich habe sie dann selbst gesehen, wie du weißt. Sie ist ein sehr

schönes Mädchen, und ich habe von ihr viele Geschenke erhalten, die ich nebst den übrigen Kostbarkeiten mitgebracht habe.« Von diesen Schätzen rührt der große Reichthum der Barmekyden und der Abassyden her, wodurch sie sich so sehr auszeichneten.

Der Chalyf verließ nunmehr Tochfa, und befahl, daß die ganze Stadt feierlich ausgeschmückt würde. Oeffentliche Feste, so wie Gastmähler, wurden nun sieben Tage lang gegeben, und Tochfa hörte nicht auf, mit dem Fürsten der Gläubigen das frohste Leben zu führen, bis sie der Zerstörer aller Ergötzungen und der Trenner aller Gesellschaften erreichte.«

Hier bemerkte Scheherasade den Morgen, und erst in der nächsten Nacht begann sie folgende Geschichte von Abul Hassan aus Damaskus, und seinem Sohne Nurreddyn Aly.

---

# Anmerkungen.

1) Die Aufschrift, welche diese Geschichte führt, und einige in derselben befindliche Ausdrücke, z. B. Jesus, Sohn Maria's, über welche Heil und Segen komme, u. s. w. könnten vermuthen lassen, daß ihr Verfasser ein Christ gewesen sei; allein ein Schluß der Art wäre sehr unrichtig. Im Koran nämlich, so wie in andern mohamedanischen religiösen Werken, kommt nie der Name Jesus, oder Maria's ohne die Segenformel vor: „Heil und Segen über ihn, oder über sie!"

In einem arabischen, mit afrikanischen Buchstaben geschriebenen Werke, welches ich besitze und welches von der Vortrefflichkeit der, bei den Namen des Propheten Muhamed üblichen Segensformel handelt, kommt sogar folgende Stelle vor: „O Gott, begleite, begünstige und segne unsern Herrn Muhamed, deinen Propheten und Gesandten, so wie auch den Abraham, deinen Freund und Auserwählten, den Moses, der mit dir gesprochen hat, und den du gerettet hast, und Jesus, der dein Geist und dein Wort ist, so wie alle deine Engel nebst den übrigen Propheten und Gesandten." u. s. w.

2) Galenus, der bekannte griechische, durch seine arznei- und naturwissenschaftlichen Schriften im Abend- und Morgenlande berühmte Arzt. Er war aus Pergamus in Kleinasien gebürtig, und lebte gegen das Ende des 2ten Jahrhunderts nach Christi Geburt.

3) Die beim Abwaschen der Todten üblichen Kleider werden allemal vorher nach dem Orte hingebracht, wo sie nöthig sind; dort zieht dann der Abwaschende seine guten Kleider aus, und legt die schlechten an.

4) Im Orient werden die Särge nicht zugenagelt, sondern blos zugedeckt.

5) Im ganzen Morgenlande sind die Kaufmannsläden nie in den Wohnhäusern, sondern sie befinden sich auf öffentlichen Plätzen in Gebäuden, die man Bazar nennt. Eben so verhält es sich mit den Handwerken.

6) Im Morgenlande, wo man die Wohlgerüche sehr liebt, pflegen sich die Vornehmen den Bart einzuräuchern, welches sie besonders dann thun, wenn sie Besuche bei Frauen abstatten.

7) Das Wort Chawaga, was hier in der arabischen Urschrift steht, ist persischen Ursprungs, und ist ein Titel, welcher obrigkeitlichen Personen, Gelehrten und auch wohl den Oberhäuptern eines Stammes beigelegt wird.

8) D. h. der versteht die Zeit, die ihm vor der Ausführung einer Sache noch bleibt, nicht zu benutzen. Die Zeit wird nur dann zum Freunde, wenn man sie gut anwendet.

9) Der König Bibars al Bundukdary war der vierte König Aegyptens von der türkischen Dynastie. Er trat die Regierung an im Jahre 508 der Hegira (1114 nach Chr.), nachdem er, wie der Geschichtsschreiber Kermaly berichtet, seinen Vorgänger Almelik Almukaser umgebracht hatte.

9 a) Das Thor Soweyla ist eines von den Thoren in **Kairo**, die nach der Flußseite gehen.

9 b) Das arab. Wort bedeutet im allgemeinen so viel als: Gehänge, und kann also auch auf die Bänder um die Füße gedeutet werden, welche mit klingenden Gehängen versehen sind, oder auch auf den klirrenden Kopfputz, welcher den vornehmeren Frauen in Aegypten eigen ist, und der darin besteht, daß sie ihre langen Haare in ganz dünne Zöpfchen flechten, an deren jedes sie einen Dukaten hängen, welches dann beim Gehen ebenfalls ein sehr hörbares Geräusch erregt.

10) Sich gegenseitig „Bruder" und „Schwester" zu nennen, wenn man sich auch nicht allemal kennt, ist im Orient sehr gebräuchlich.

11) Wenn der Araber sagt: „Zwischen uns ist Brot und Salz;" so ist der andere verpflichtet, sich nie gegen ihn feindselig zu benehmen, noch auch seine Geheimnisse zu offenbaren.

12) In Arabien gehen die Luftlöcher, wie bei uns die Feueressen, von unten nach oben durchs ganze Haus, und sind von ziemlich ansehnlichem Umfange. Ihre Oeffnung nach außen befindet sich oben auf dem platten Dache.

13) Fakyr heißt eigentlich ein Armer, aber auch ein Bedürftiger (nämlich der Gnade Gottes). Diese Dürftigen tragen eine Art Priesterkleidung, und werden vom Volke sehr geachtet.

14) Oft werden ganz unbekannte Leute zu Hochzeiten eingeladen, wobei immer viele Geschenke gemacht, und Geld unter die Musiker wie auch unter die Armen geworfen wird.

14 b) Da in Aegypten der Diebstahl mit Abhauen einer Hand bestraft wird, so war dieß also eine in jenem Hause sich aufhaltende Räuberbande.

15) Tufeily, d. i. Schmarotzer, werden im Arabischen Leute genannt, die uneingeladen und zu ungelegener Zeit andere Menschen besuchen, mit ihnen essen und bei ihnen ihre Zeit zubringen.

16) Chalyf hieß eigentlich so viel als Statthalter, und so nannten sich die ersten Nachfolger Mohammeds als Statthalter des Propheten. Später, als die Macht der Chalyfen wuchs, und sie alle geistliche und weltliche Macht in ihrer Person vereinigten, geschah es, daß sie öfters misbrauchsweise Statthalter Gottes genannt wurden.

17) In den größeren Städten, wie z. . Kairo, Bagdad u. a., sind die Straßen durch Thüren verschlossen.

18) Eine Art Geister, die sich in den Wäldern aufzuhalten pflegen.

19) Caf ist der Name eines fabelhaften Gebirges, von welchem die alten Araber behaupteten, daß es die ganze Welt umgebe.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Habicht, Christian Maximilian, 1775-1839

Tausend und Eine Nacht Arabische Erzählungen

Bd.: 14

Breslau (1834)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 3573 -14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11257992-9